Class PT1819
Book .B6A9
1872

GPO

Aus dem Bernerland.

Jeremias Gotthelf.

Aus dem Bernerland.

Sechs Erzählungen aus dem Emmenthal

von

Jeremias Gotthelf. pseud. for Albert Bitzius.

Mit Illustrationen

von

G. Roux, Fr. Walthard und A. Anker.

Berlin 1872.

Verlag von Julius Springer.

Bern,

J. Dalp'sche Buch- und Kunsthandlung (K. Schmid).

PT 819
.B6A

Inhalt.

Seite

Elsi, die seltsame Magd 1

Barthli der Korber 29

Das Erdbeeri Mareili 91

Wie Christen eine Frau gewinnt 131

Die schwarze Spinne 173

Der Sonntag des Großvaters 251

Elsi, die seltsame Magd.

Elsi, die seltsame Magd.

Reich an schönen Thälern ist die Schweiz, wer zählte sie wohl auf? In keinem Lehrbuch stehen sie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der schönsten, doch eines der reichsten ist das Thal, in welchem Heimiswyl liegt und das oberhalb Burgdorf an's rechte Ufer der Berner-Emme ausmündet. Großartig sind die Berge nicht, welche es einfassen, in absonderlichen Gestalten bieten sie dem Auge sich nicht dar, es sind mächtige Emmenthaler Hügel, die unten heitergrün und oben schwarzgrün sind, unten mit Wiesen und Aeckern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachsen. Weit ist im Thale die Fernsicht nicht, da es ein Querthal ist, welches in nordwestlicher Richtung an's Hauptthal stößt; die Alpen sieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Thal umfassen, von denselben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am südlichen Himmel. Herrlich ist das Wasser, das

allenthalben aus Felsen bricht, einzig sind die reichbewässerten Wiesen und trefflich der Boden zu jeglichem Anbau; reich ist das Thal, schön und zierlich die Häuser, welche das Thal schmücken. Wer an den berühmten Emmenthaler Häusern sich erbauen will, der findet sie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Thale.

Auf einem der schönen Höfe lebte im Jahre 1796 als Magd Elsi Schindler (dies soll aber nicht der rechte Name gewesen sein); sie war ein seltsam Mädchen, und niemand wußte, wer sie war und woher sie kam.

Im Frühjahr hatte es einmal noch spät an die Thüre geklopft, und als der Bauer zum Fenster hinausguckte, sah er ein großes Mädchen draußen stehen mit einem Bündel unter dem Arme, welches übernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldlose Wanderer oder wer sonst gern das Wirthshaus meidet um Herberge fragt in den Bauernhäusern und nicht nur umsonst ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall bald im warmen Bette, sondern auch Abends und Morgens sein Essen und manchmal noch einen Zehrpfennig auf den Weg. Es giebt Häuser im Bernbiet, welche die Gastfreundschaft täglich üben den Morgenländern zum Trotz und deren Haus selten eine Nacht ohne Uebernächter ist.

Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da sie eben am Essen waren, gleich „zueche hocke". Auf der Bäurin Geheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorstuhl sich zusammenziehen, und zu unterst auf demselben setzte sich die Uebernächterin.

Man aß fort, aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel, alle mußten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nämlich nicht nur groß, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gebräunt war dasselbe, aber wohl geformt, länglich war das Gesicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernst und groß die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Uebernächterin besonders auffiel, machte, daß die Essenden nicht fertig wurden mit Ansehen. Es war eine gewisse adlige Art an dem Mädchen, die sich weder verläugnen noch annehmen läßt, und es kam allen vor, als säße es da unten als des Meisters Tochter oder als eine, die an einem Tisch zu befehlen oder zu regieren gewohnt sei. Es verwunderten sich daher alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern: „Wo chunst und wo wotsch" antwortete, es sei ein arm Meitli, die Eltern seien ihm gestorben, es wolle Platz suchen als Magd in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausstehen, so ungläubig waren alle am Tisch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe als im Ernst sagte: „Wenn es dir ernst ist, so kannst du hier bleiben, ich bedarf eben eine Magd," und das Mädchen ant-

wortete, das sei ihm gerade recht, so brauche es nicht länger herumzulaufen, so verwunderten sich alle noch mehr und konnten es fast nicht glauben, daß es eine Magd werde sein wollen.

Und doch war es so und dem Mädchen bitterer Ernst, aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hause, aus einem der Häuser, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage gieng, bei Erbschaften und Theilungen sei das Geld nicht gezählt, sondern mit dem Mäß gemessen worden. Aber in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war ein grenzenloser Uebermuth eingebrochen, und viele thaten so hoffährtig wie der verlorne Sohn, ehe er zu den Träbern kam. Damals war es, daß reiche Bauernsöhne mit Neuthalern in die Wette über die Emme warfen und machten „welcher weiter." Damals war es, daß ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem stark besuchten Jahrmarkt austrommeln ließ, wer mit dem Riffershäuser Bauer zu Mittag essen und sein Gast sein wolle, der solle um zwölf Uhr im Gasthause zum Hirsch sich einfinden.

So einer war auch des Mädchens Vater gewesen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gast, bald prügelte er alle, die in einem Wirthshause waren, und mußte am folgenden Morgen um schwer Geld ausmachen. Er war im Stande, als Dragoner an einer einzigen Musterung hundert bis zweihundert Thaler zu brauchen und eben so viel an einem Markte zu verkegeln. Wenn er zuweilen recht einsaß in einem Wirthshause, so saß er dort acht Tage lang, und wer in's Haus kam, mußte mit dem reichen Müller trinken oder er kriegte Schläge von ihm.

Auf diese Weise erschöpft man eine Goldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie sehr auch seine arme Frau dagegen sich wehrte und nach Vermögen zur Sache sah. Sie ahnte das Ende lange voraus, aber aus falscher Scham deckte sie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten hatten es ungern gesehen, daß sie den Müller geheirathet, denn sie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; sie hatte die Heirath erzwungen, auf Besserung gehofft, aber diese Hoffnung hatte sie betrogen — wie noch

manche arme Braut und statt besser war es schlimmer gekommen. Sie durfte deswegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute, wie sie sich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne, den eigentlichen Zustand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfressen, ihr Haupt neigte und starb.

Da war nun niemand mehr, der sorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der sichtbar wird, da kommen wie Raben, wenn ein Aas gefallen, die Gläubiger gezogen, und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach und keiner will der letzte sein. Eine ungeheure Schuldenlast kam an den Tag, der Geltstag brach aus, verzehrte alles, und der reiche Müller ward ein alter armer Hudel, der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte, denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Hudel zu werden und als solcher so manches Jahr umgehen zu müssen von Haus zu Haus, dieß ist eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande seine Familie stürzt und sie so oft noch um mehr bringt, als um das leibliche Gut. So einer ist aber auch eine lebendige Predigt für die übermüthige Jugend, aus welcher sie lernen mag das Ende, welches zumeist dem Uebermuthe gesetzet ist.

Zwei Söhne hatte der Müller, diese waren schon früher der väterlichen Roheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienst Schutz gesucht. Eine Tochter war geblieben im Hause. Die schönste, aber auch die stolzeste Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte wenig Theil genommen an den Freuden der Jugend; sie gefielen ihr nicht, man hielt sie zu stolz dazu. Freier hatten sie umlagert haufenweise, aber einer gefiel ihr so schlecht als der andere, einer erhielt so wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verschrie ihren Uebermuth. Zu einem aber ward sie nie zu stolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienstleistung, wo Menschen und Vieh derselben bedurften. Von Jugend an war sie früh auf, griff alles an und alles stand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil sie meinten, einer reichen Müllerstochter zieme solche Arbeit nicht. Dann schaffte sie gar manches heimlich, und oft, wenn ihre kranke Mutter des Nachts erwachte, sah

sie ihre Tochter am Bette sitzen, während sie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernste zu Bette geheißen hatte.

Als nun die Mutter gestorben war und das Unglück ausbrach, da war's als wenn ein Blitz sie getroffen. Sie jammerte nicht, aber sie schien stumm geworden,

und die Leute hatten fast ein Grausen vor ihr, denn man sah sie oft auf hohem Vorsprung stehen oder an tiefem Wasser und ob den Mühlrädern am Bache, und alle sagten, es gebe sicher ein Unglück, aber niemand reichte die Hand, selbigem auf irgend eine Weise vorzubeugen. Alle dachten und viele sagten, es geschehe Elsi schon recht, Hochmuth komme vor dem Falle, und so sollte es allen gehen, die so

stolz wie Elsi thäten, und als das Mädchen am Morgen, als alles aufgeschrieben werden sollte, verschwunden war, sagten alle, da habe man's und sie haben es längst gesagt, daß es diesen Ausweg nehmen würde. Man suchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten einige darauf hin, daß einer sei, der schon viele geholt und absonderlich stolze und übermüthige, und noch nach manchem Jahre ward stolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie einer sei, der gerade stolze am liebsten nehme, sie sollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die so plötzlich verschwunden sei, daß man weder Haut noch Haar von ihr je wieder gesehen.

So übel war es indeß der armen Elsi nicht ergangen, aber Böses hatte sie allerdings in den ersten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr gewesen, als klemme ihr jemand das Herz entzwei, als thürmten sich Mühlsteine an ihrer Seele auf; es war ein Zorn, eine Scham in ihr, und die brannten sie, als ob sie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten sah sie an, wie sie ihr das Unglück gönnten, und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, sie wäre nicht im Stande gewesen, einem einzigen Menschen ein freundlich Wort zu geben.

Indessen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus dessen Stolz eine Kraft emporwachsen, welche demselben zu einem höheren Entschlusse half; denn so thut es Gott oft, eben aus dem Kerne, den die Menschen verworfen, läßt er emporwachsen die edelste Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborner Ekel gegen alles Niedere; und wer es einmal beten gesehen hätte, hätte auch gesehen, wie es sich demüthigen konnte vor dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines ist. Aber sein Inneres verstand das Mädchen nicht, sein Aeußeres beherrschte es nicht, und darum geberdete es sich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug ist. Da weg wollte es, aber vor der Unthat schauderte es; die Schande wollte es seiner Familie nicht anthun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben; aber wie sich helfen, wußte es lange nicht. Da in stiller Nacht, als eben seine Angst um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denselben. Weit weg wollte es ziehen, Dienst suchen als niedere Magd am einsamen Orte, und dort in Stille und Treue unbekannt sein Leben verbringen, so lange es Gott gefalle. Wie in starken Gemüthern kein langes Zögern ist, wenn einmal ein Weg offen steht, so hatte sich Elsi noch in selber Nacht aufgemacht, alle Hoffahrt dahinten gelassen, nur mitgenommen, was für eine Magd schicklich war, keinem Menschen ein Wort gesagt und war durch einsame Steige fortgegangen aus dem heimischen Thale. Manchen Tag war sie gegangen, in die Kreuz und Quere, bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte sie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und so war sie bis in's Heimiswylthal

gekommen. Dort hinten im heimeligen Thale gefiel es ihr, sie suchte Dienst und fand ihn.

Die rasche Aufnahme des fremden Mädchens war Anfangs der Bäurin nicht recht, sie kapitelte den Mann ab, daß er ihr da eine aufgebürdet habe, die so zimpferlich aussehe und zu hochmüthig, um sich etwas befehlen zu lassen. Deß tröstete sie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine bestimmte Zeit gedungen sei, man also dasselbe schicken könne, sobald es sich nicht als anständig erweise. Auch dem übrigen Gesinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es gieng um dasselbe herum wie die Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe absitzt.

Aber bald erkannte die Bäurin, daß sie in Elsi ein Kleinod besitze, wie sie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen ist. Elsi verrichtete, was sie zu thun hatte, nicht nur meisterhaft, sondern sie sah auch selbst, was zu thun war, und that es ungeheißen, rasch und still, und wenn die Bäurin sich umsah, so war alles schon abgethan als wie von unsichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein da gewesen seien. Das nun ist einer Meisterfrau unbeschreiblich lieb, wenn sie nicht selbst alles bedenken und allenthalben nachsehen muß, wenn sie nicht nur das Schaffen, sondern auch das Sinnen übertragen kann, aber sie findet selten einen Dienstboten, bei welchem sie dieses kann. Viele Menschen scheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nöthig wäre, und wenige sind, die wache Sinne haben, geleitet und geschützt von klarem Verstande, und aus diesen wenigen sind wiederum wenige, die zum Dienen kommen oder selten lange, denn das sind geborene Meisterleute. Daneben hielt Elsi nichts auf Reden, hatte mit niemanden Umgang, und was sie im Hause sah oder hörte, das blieb bei ihr, keine Nachbarsfrau vernahm davon das Mindeste, sie mochte es anstellen wie sie wollte. Mit dem Gesinde machte sich Elsi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies sie auf eine Weise zurück, daß sie dieselben nicht wiederholten, denn Elsi besaß eine Kraft, wie sie selten ist beim weiblichen Geschlechte, und dennoch ward sie von denselben nicht gehaßt. Niemanden verklagte sie, und wenn sie den Knechten oder Mägden einen Dienst thun konnte, so zögerte Elsi nicht, und manches that sie ab in der Stille, was die andern vergaßen und deshalb hart gescholten worden wären, wenn die Meisterleute es gesehen hätten.

So ward Elsi bald der rechte Arm der Meisterfrau und wenn sie etwas auf dem Herzen hatte, so war es Elsi, bei dem sie es erleichterte. Aber eben deswegen ärgerte sie sich an Elsi, daß dieselbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es sie wunder, wer Elsi war und woher sie kam; denn daß sie nicht ihr Lebtag gedient hatte, sondern eher befohlen, das merkte sie an gar vielem, besonders

eben daran, daß sie selbst dachte und alles ungeheißen that. Sie schlug daher oft auf den Busch und frug endlich gerade aus. Elsi seufzte wohl, aber sagte nichts und blieb fest dabei, wie auch die Meisterfrau ansetzte auf Weiberweise, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Giftigkeit. Heutzutage hätte man es kürzer gemacht und nach den Schriften gefragt, absonderlich nach dem Heimatscheine, den man hinterlegen müsse, wenn man nicht in der Buße sein wolle; damals dachte man an solche Dinge nicht und im Bernbiet konnte man sein Lebtag inkognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine absonderliche Weise der Polizei sich bemerkbar machte.

Wie sehr dies auch die Frau verdroß, so lähmte es doch ihr Vertrauen nicht, und wenn sie Donnerstags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin schon damals die Heimiswyler Weiber alle Donnerstage giengen, so sandte sie Elsi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauses Bedarf sie forderte. Und Elsi richtete auf's treulichste alles aus und war heim, ehe man daran dachte, denn nie gieng sie in ein Wirthshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von Alt und Jung. Anfangs meinte man, ihr Weigern sei nichts als die übliche Ziererei, und fieng an nach Landessitte zu schreißen und zu zerren, aber es half nichts, Elsi blieb standhaft. Man sah es mit Erstaunen, denn ein solch Mädchen, das sich nicht zum Weine führen ließ, war noch keinem vorgekommen. Am Ende setzte man ab mit Versuchen und kriegte Respekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem schönen Mädchen Respekt kriegen, da mag es wohl nach und nach sicher werden vor denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgehen kann nach Gelüsten. Aber nun erst kommen die herbei, welche Ernst machen wollen, welche eine schöne Frau möchten und eine gute. Deren waren nun damals im Heimiswyler Thale viele, und sie waren einstimmig der Meinung, daß nicht für jeden eine im Thale selbst zu finden sei. Freilich wollten die meisten zu guten und schönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht und immer das am höchsten in Rechnung stellt, was ihm gerade am besten gefällt. Darum war Elsi vor diesen alle Tage weniger sicher, sie sprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Markttweg, und des Nachts hoscheten sie an ihr Fenster, sagten ihre Sprüche her, und wenn sie hinten aus waren, so fiengen sie wieder von vornen an, aber alles umsonst. Elsi gab auf dem Wege wohl freundlichen Bescheid, aber aus dem Gaden denen vor den Fenstern nie Gehör. Und wenn, wie es im Bernbiet oft geschieht, die Fenster eingeschlagen, die Gadenthüre zertrümmert wurde, so half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder schaffte

sie sich selbst Schutz und räumte die Kammer oder sie stieg durch's Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Kiltbub einem Mädchen.

Unter denen, welche gern eine schöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber noch nie war ihm eine schön und gut genug gewesen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, so brauchte die nur mit einem andern Burschen ein freundlich Wort zu wechseln, so war er fertig mit ihr und sah sie nie mehr an. Christen hieß der Bursche, der von seiner Mutter her einen schönen Hof besaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirthschaftete. Christen war hübsch und stolz, keinen schöneren Kanonier sah man an den Musterungen, keinen tüchtigern Bauer in der Arbeit und keinen kuraschirtern Menschen im Streit. Aber allgemach hatte er sich aus den Welthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltstreit vordem die Hauptursache waren — jetzt ist es das Geld —, waren ihm verleidet, er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläser splittern und Stuhlbeine brechen, er bewegte sich nicht von seinem Schoppen.

Mit Mägden hatte er sich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben, aber Elsi hatte so etwas Apartes in ihrem Wesen, daß man sie nicht zu den Mägden zählte und daß alle darüber einig waren, von der Gasse sei sie nicht. Um so begieriger forschte man, woher denn eigentlich, aber man erforschte es nicht. Dies war zum Theil Zufall, zum Theil war der Verkehr damals noch gar sparsam, und was zehn Stunden aus einander lag, das war sich fremder, als was jetzt fünfmal weiter aus einander ist. Wie allenthalben, wo ein Geheimniß ist, Dichtungen entstehen und wie, wo Weiber sind, Gerüchte umgehen, so ward gar mancherlei erzählt von Elsi's Herkommen und Schicksalen. Die einen machten eine entronnene Verbrecherin aus ihr, andere eine entlaufene Ehefrau, andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirath entflohen, noch andere eine uneheliche Schwester der Bäurin oder eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf diese Weise in's Haus geschmuggelt worden. Aber weil Elsi unwandelbar ihren stillen Weg gieng, fast wie ein Sternlein am Himmel, so verloren all diese Gerüchte ihre Kraft, und eben das

Geheimnißvolle in ihrer Erscheinung zog die junge Mannschaft und besonders Christen immer mehr an.

Sein Hof war nicht entfernt von Elsi's Dienstort, das Land stieß fast an einander und wenn Christen in's Thal hinunter wollte, so mußte er an ihrem Hause vorbei. Anfangs that er sehr kaltblütig. Wenn er Elsi zufällig antraf, so sprach er mit ihr, stellte sich auch wohl zu ihr, wenn sie am Brunnen unterm breiten Dache Erdäpfel wusch oder was Anderes. Elsi gab ihm freundlichen Bescheid und ein Wort zog das andere Wort nach sich, daß sie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was aber andern Leuten eher auffiel, als ihnen selbst.

Auch Christen wollte Elsi zum Weine führen, wenn er sie in Burgdorf traf oder mit ihr heimgieng am Heimiswyler Wirthshause vorbei. Aber ihm so wenig als andern wollte Elsi folgen und ein Glas Wein ihm abtrinken. Das machte Christen erst bitter und bös, er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, so sei das eine Ehre für sie, und übel stünde ihr an, diese auszuschlagen. Da er aber sah, daß sie es allen so machte, und hörte, daß sie noch nie ein Wirthshaus betreten, seit sie hier sei, so gefiel ihm das und zwar immer mehr. Das wäre eine treue, dachte er, die nicht mit jedem liebäugelte und nicht um einen halben Birnstiel mit jedem hingienge, wo er hin wollte;

wer so eine hätte, könnte sie zur Kirche und auf den Markt schicken oder allein daheim lassen, ohne zu fürchten, daß jemand anders ihm in's Gehege komme.

Und doch konnte er die Versuche nicht lassen, so oft er Elsi auf einem Wege traf, sie zum Weine zu laden oder ihr zu sagen, am nächsten Sonntag gehe er dorthin, sie solle auch kommen, und allemal ward er böse, daß er einen Abschlag erhielt. Es ist kurios mit dem Weibervolk und mit dem Mannevolk. So lange sie ledig sind, blos werben oder Brautleute sind, da ist das Weibervolk liebenswürdig aus dem ff und das Mannevolk freigebig, daß einem fast übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Bursche z. B. läßt Braten aufstellen oder wenigstens einen Kuchen und sollte er ihn unter den Nägeln hervorpressen, versteigt sich zu rothem Weine, gegenwärtig sogar zu Champagner aus dem Waadtland, und nicht oft genug kann er sein Mädchen zum Wein bestellen; er thut, als ob er ein Krösus sei und sein Vater daheim nicht mehr Platz habe vor lauter Geld und Gut. Ist derselbe aber einmal verheirathet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er gewesen, desto karger wird er, und allemal wenn sein Weib mit ihm in's Wirthshaus will, so setzt es Streit ab, und wenn das Weib es einmal im Jahre erzwingt, so hält der Mann es ihr sieben Jahre lang vor. Aehnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch so sein wie mit dem Speck, mit welchem man Mäuse fängt. Ist die Maus gefangen und der Speck gefressen, so wächst auch nicht neuer Speck nach, der alte ist und bleibt gefressen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebissen und ist er gefangen, so hat man den Mann, warum sollte man noch fürder liebenswürdig sein? Aus diesem Grunde kommt es wahrscheinlich, daß die meisten städtischen Väter ihren Töchtern ein Sackgeld vorbehalten, welches aber sehr oft nicht ausgezahlt wird; auf dem Lande ist man noch nicht so weit und namentlich im Heimiswylgraben nicht.

Trotz dem Bösewerden ward Elsi dem Christen immer lieber, immer mehr drang sich ihm die Ueberzeugung auf: die oder keine. Ihr zu Lieb und Ehr that er manchen Gang, kam oft zum Besuch in des Bauern Haus und immer öfter vor des Mädchens Fenster, doch immer vergeblich, und allemal nahm er sich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er seinen Vorsatz halten. Elsi kam, wenn sie seine Stimme hörte, wohl unter's Fenster und redete mit ihm, aber weiter brachte Christen es nicht. Je zärtlicher er redete, desto mehr verstummte das Mädchen;

wenn er vom Heirathen sprach, so brach es ab, und wenn er traulich wurde, die eigenen Verhältnisse aus einander setzte und nach denen von Elsi forschte, so machte sie das Fenster zu. Dann ward Christen sehr böse, er ahnete nicht, welchen Kampf Elsi im Herzen bestand.

Anfänglich war es Elsi wohl in der Fremde, so allein und ohne alles Kreuz vom Vater her; aber allgemach ward eben dieses Alleinestehen ihr zur Pein, denn ohne Bürde auf der Welt soll der Mensch nicht sein. So niemanden zu haben, zu dem man sich flüchten, auf den man in jeder Noth bauen kann, das ist ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Christen der stattlichen Maid sich nahte, that es Elsi unendlich wohl; Christen war ja eine Brücke in ihre alten Verhältnisse, von der Magd zur Meisterfrau. Aber um zu heirathen, mußte sie sagen, wer sie war, mußte ihre Verhältnisse offenbaren, mußte in der Heimat sagen, wohin sie gekommen; das war's, was sie nicht konnte.

Elsi war überzeugt, daß Christen, sobald er wußte, wer sie war, sie sitzen ließe, und das wollte sie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel berüchtigt ihr Vater war Land auf Land ab und daß man in diesem Thale hundertmal lieber ein armes Taglöhnermädchen wollte als eines von übel berüchtigter Familie her. Wie manches arme Kind sich eines reichen Mannes freut seiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenschein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, so kann ein Kind schlechter Eltern sich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie, den schlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Lastern. So wußte auch Elsi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weise. Geld war nur Oel in's Feuer und ihn bei sich ertragen, das hätte sie nicht vermocht und hätte noch viel weniger einem Manne zugemuthet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das ist eben der Fluch, der auf schlechten Eltern liegt, daß sie das Gift werden in ihrer Kinder Leben. Ihr schlechter Name ist das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern, das sich an die Fersen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erscheint, wenn Glück sich ihnen nahen, bessere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen, aber sein Geheimniß konnte es nicht offenbaren. Wenn Christen je gesehen hätte, wie der Kampf Elsi Thränen auspreßte, wie sie seufzte und betete, er wäre nicht so böse geworden, er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimniß entdeckt, aber was da innen in uns sich reget, das hat Gott nicht umsonst dem Auge anderer verborgen. Es kam Elsi oft an, wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verschwinden, wie sie in ihrer Heimat verschwunden war, und doch vermochte sie es nicht. Sie redete sich ein, die Leute würden ihr Böses nachsagen, sie sei mit dem Schelmen davongegangen oder noch

Schlimmeres, aber es war etwas Anderes, welches sie hielt, was sie sich aber selbst nicht gestand. So litt das arme Mädchen sehr, das höchste Glück ihm so nahe und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glücke, das es ewig von selbigem schied. Und dieses Gespenst sahen andere Augen nicht, sie durfte nicht schreien, sie mußte die bittersten Vorwürfe ertragen, als ob sie schnöde und übermüthig das Glück von sich stoße.

Diese Vorwürfe machte ihr nicht nur Christen, sondern auch die Bäurin, welche Christens Liebe sah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schwester war, dieses Glück wohl gönnte, was nicht alle Meisterfrauen gethan hätten. Bei diesen Anlässen konnte sie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal sich des Deutens nicht enthalten, daß Elsi wohl etwas Böses zu bewahren habe, weil sie dasselbe nicht einmal ihr, welche es doch so gut meine, anvertrauen wolle.

Das fühlte Elsi mit Bitterkeit, sie sah recht elend aus, und doch konnte sie nicht fort, konnte noch viel weniger das Gespenst bannen, das zwischen ihr und ihrem Glücke stand.

Da geschah es am alten Neujahr d. h. an dem Tage, auf welchen nach dem alten jetzt russischen Kalender das Neujahr gefallen wäre und welches so wie die alte Weihnacht ehedem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elsi mit der Bäurin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag gefallen, es war viel Volk da, und lustig gieng es her unterm jungen Volke, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzosen, von welchen die Rede war, wie sie Lust hätten an das Land hin, wie man sie aber bürsten wollte, bis sie genug hätten. Nur vorsichtig ließen hier und da einige verblümte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den gestrengen Herren zu Bern, und sie thaten wohl mit der Vorsicht, denn Teufel und Franzos waren denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend.

Als die Bäurin ihre Geschäfte verrichtet hatte, steuerte sie dem Wirthshause zu, denn leer gieng sie von Burgdorf nicht heim und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte Elsi mitnehmen, welche aber nicht wollte, sondern sich entschuldigte, sie habe nichts nöthig, und wenn sie beide hineingiengen, so müßten sie sich eilen, weil niemand daheim die Sache mache; gehe sie aber voran, so könne die Bäurin bleiben, so lange es ihr anständig sei, bis sie Kameradschaft finde für heim oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie sie da so schwatzten mit einander, kam Christen dazu, stand auf die Seite der Meisterfrau und sagte Elsi, jetzt müsse sie hinein; das wäre ihm doch seltsam, wenn ein Mädchen in kein Wirthshaus wollte. Elsi blieb fest und lehnte manierlich

ab; sie möge den Wein nicht erleiden, sagte sie, und daheim mache niemand die Haushaltung. Sie müsse kommen, sagte Christen, trinken könne sie so wenig sie wolle und gehen wann sie wolle, aber einmal wolle er wissen, ob sie sich seiner schäme oder nicht.

Das sei einfältig von ihm, sagte Elsi, er solle doch denken, wie eine arme Magd sich eines Bauern schämen sollte, und zürnen solle er nicht, aber es sei ihr Lebtag ihr Brauch gewesen, sich nicht eigelich zu machen, sondern erst zu sinnen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäurin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mögen und Nichtmögen, half drängen und sagte, das sei doch wunderlich gethan, und wenn zu ihrer Zeit ein ehrlicher, braver Bursche sie zum Weine habe führen wollen, so hätte sie sich geschämt, ihm abzusagen und ihm diese Schande anzuthun.

Es giebt nun nichts, welches den Zorn des Menschen eher entzündet und sein Begehren stählt, als ein solcher Beistand, darum ward Christen immer ungestümer und wollte mit Gewalt Elsi zwingen. Aber Elsi widerstand. Da sagte Christen im Zorn: „He nun, du wirst am besten wissen, warum du in kein Wirthshaus darfst, aber wenn du nicht willst, so giebt es andere." Somit ließ er Elsi fahren und griff rasch nach einem andern Heimiswyler Mädchen, welches eben vorübergieng und willig ihm folgte. Die Bäurin warf Elsi einen bösen Blick zu, sagte: „Gäll, jitz hesch's!" und gieng nach.

Da stand nun Elsi und das Herz wollte ihr zerreißen, und der Zorn über Christen's verdächtige Worte und die Eifersucht gegen das willige Mädchen hätten fast vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und sie Christen nachgetrieben. Indessen hielt sie sich, denn vor den Wirthshäusern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zu Grunde gegangen, hatte sie einen Abscheu, und zugleich, weil sie in denselben am meisten Gefahr lief, erkannt zu werden oder etwas von ihrem Vater vernehmen zu müssen. In den Wirthshäusern ist's, wo die Menschen zusammenströmen und sich Zeit nehmen zu betrachten und heimzuweisen, was beim flüchtigen Begegnen auf der Straße unbeachtet vorübergeht.

Elsi gieng heim, aber so finster war es in ihrem Herzen nie gewesen seit den Tagen, an welchen das Unglück über sie eingebrochen war. Anfangs konnte sie sich des Weinens fast nicht enthalten, aber sie unterdrückte dasselbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finsterer Groll immer mehr Platz in ihr. So gieng es ihr also; sie sollte nicht nur niemals glücklich sein, sondern noch eigens geplagt und verdächtigt werden, und sie mußte sich das gefallen lassen und konnte sich nicht rechtfertigen. Wie ehedem in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde

gewachsen sein sollen, so wuchs aus den Wehen ihres Herzens der Entschluß empor, von allen Menschen mehr und mehr sich abzuschließen, mit niemanden etwas mehr

zu haben, nicht mehr zu reden, als sie mußte, und so bald möglich da wegzugehen, wo man so gegen sie sein könne.

Als die Meisterfrau heimkam, stärkte sie diesen Entschluß; sie beabsichtigte freilich das Gegentheil, aber es ist nicht allen Menschen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geschweige denn in Bezug auf die Worte. Sie erzählte, wie Christen sich lustig gemacht in Burgdorf, und sicher gehe er mit dem Mädchen heim, und was es dann gebe, könne niemand wissen, das Mädchen sei hübsch und reich und pfiffig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Elsi recht geschehen und sie möchte es ihr gönnen, denn das sei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauern so umzugehen. Aber sie fange auch an zu glauben, da müsse was dahinter sein, das nicht gut sei, anders könne sie ihr Betragen nicht erklären, oder sei es anders, so solle sie es sagen. Diesem setzte Elsi nichts als trotziges Schweigen entgegen. In trotzigem Schweigen gieng sie zu Bette und wachte mit ihm auf, als es an ihr Fenster klopfte und Christen's Stimme laut ward vor demselben.

Dieser hatte es doch nicht über's Herz bringen können, einen neuen Tag aufgehen zu lassen über seinem Zwist mit Elsi. Er trank, wie man sagt, guten Wein, und je mehr er trank, desto besser ward er. Je mehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, desto mehr zog es ihn zu Elsi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirthshaus zu Heimiswyl kehrte er mit seinem Mädchen ein, aber nur, um desselben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, bestellte Essen, gieng unter einem Vorwande hinaus, bezahlte und erschien nicht wieder. Das Mädchen war, wie gesagt, nicht von den dummen eins, es merkte bald, woran es war, jammerte und schimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Christen bezahlt hatte, einen Andern zu Gast, und so fehlte es ihm nicht an einem Begleiter nach Hause. Dem armen Christen gieng es nicht so gut. Elsi, durch die Bäurin neu aufgeregt, hielt ihren Entschluß fest und antwortete nicht, wie Christen auch bat; sie mußte den Kopf in's Kissen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre, aber sie blieb fest und antwortete auch nicht einen Laut. Christen that endlich wild, aber Elsi bewegte sich nicht; zuletzt entfernte sich derselbe halb zornig, halb im Glauben, Elsi habe zu hart geschlafen und ihn nicht gehört.

Aber er ward bald inne, wie Elsi es meine. Die frühere Freundlichkeit war dahin; Elsi that durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Nothwendigste, dankte, wenn er ihr die Zeit wünschte, in allem Uebrigen war sie unbeweglich. Christen ward fuchswild darob und konnte Elsi doch nicht lassen. Hundertmal nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu denken, sich ganz von ihr loszumachen, und doch stand sie beständig vor seinen Augen; ihre weißen Hemdärmel am Brunnen sah er durch sieben Zäune schimmern, und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenster stand. Hundertmal nahm er sich vor, rasch eine andere zu freien und so dem Dinge ein Ende zu machen, aber er konnte mit keinem Mädchen freundlich sein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, so ward er böse, es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Elsi sich so gegen ihn verhärte.

Während Christen's Weh im Herzen wuchs als wie ein bös Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzosen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten auf den Beinen, viele Bataillone standen gesammelt den Franzosen gegenüber, welche an den Grenzen lagen und im Waadtlande. Immer mehr bildete sich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte sich, dürfe nicht angreifen, und unterdessen schlichen viele herum, die das Gerücht zu verbreiten suchten, die Herren wollten das Volk verrathen; wäre dieses nicht, der Franzos wäre längst abgezogen, aber er passe auf die Gelegenheit und bis er mit den Herren einig sei. Das ächte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichrist, ärger als einen menschenfressenden Kannibalen, daher ärgerte es sich schwer an dem Zögern der Herren auf dem Rath-

hause; das Schwanken dort war eben nicht geeignet, jene Verläumdungen Lügen zu strafen. Eine schauerliche Nachricht jagte die andere.

Da kam plötzlich die Botschaft, losgebrochen sei der Krieg, und die Postboten flogen durch die Thäler, alle eingetheilte Mannschaft auf die Sammelplätze zu entbieten. Es war der erste März spät Abends, als auch Christen den Befehl erhielt. Alsobald rüstete er sich und bestellte sein Haus, und Nachbar um Nachbar kam, bot seine Dienste an und keiner vergaß der Mahnung: „Schont sie nicht, die Franzosen, laßt keinen entrinnen, schießt ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt sie dann noch lebendig! Sie wissen es dann in Zukunft, daß sie uns ruhig lassen sollen, die Mordioteufel!"

Christen mochte nicht warten, bis der letzte fort war, aber ohne Abschied von Elsi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenster kam, gieng es ihm wie früher. Er erhielt auf Rede und Klopfen keine Antwort. Da sprach er: „Hör, Elsi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg, und wer weiß, ob du mich lebendig wiedersiehst, einmal wenn du so thust, gewiß nicht. Komm hervor, sonst könnte es dich gereuen, so lange du lebst."

Die Worte drangen Elsi in's Herz, sie mußte aufstehen und an's Fenster gehen.

Da sagte Christen: „So kommst du doch noch; aber jetzt gieb mir die Hand und sag mir, du zürnest mir nicht mehr, und wenn mich Gott gesund erhält, so wollest du mein Weib werden, versprich mir's."

Elsi gab ihre Hand, aber schwieg.

„Versprichst mir's?" fragte Christen.

Es wollte Elsi das Herz abdrücken und lange fand sie keinen Laut, und erst als Christen noch einmal sagte: „So red doch, sag mir, du wollest mich, daß ich auch weiß, woran ich bin," antwortete sie: „Ich kann nicht."

„Aber Elsi, besinn dich, denke, du könntest reuig werden, sage ja."

„Ich kann nicht," wiederholte Elsi.

„Elsi, besinn dich!" bat Christen dringend, „sag mir das nicht zum dritten Mal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch etwas sagen kannst; sag ja, um Gottes willen, ich bitt dich."

Ein Krampf faßte Elsi's Brust, endlich hauchte sie: „Ich kann nicht."

„So sieh, was du gemacht hast, und verantworte es dann vor Gott."

Mit diesen Worten stürzte er fort; Elsi sank bewußtlos zusammen.

Still gieng der zweite März über dem Thale auf. Die meisten Bewohner waren am Abend vorher lange auf gewesen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben, und so begann erst spät des Tages Geräusch. Elsi war betäubt und gieng herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meisterfrau hatte wohl gemerkt, daß Christen oben am Fenster Abschied genommen, aber nichts verstanden. Sie hoffte, daß sie sich verständigt, und fühlte Mitleiden mit Elsi's Aussehen, welches sie der Angst um Christen's Leben zuschrieb. Sie tröstete so gut sie konnte und sagte, es sei noch nicht gewiß, daß es Krieg gebe, vielleicht sei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn schon, so habe sie gehört, unter hundert Kugeln treffe nicht eine einzige und Christen sei alt genug, um aufzupassen, daß ihn keine treffe, und nicht so wie ein Sturm drein zu rennen, ohne sich zu achten wohin. Elsi solle nur nicht Kummer haben, es werde noch alles gut gehen, und ehe Pfingsten da sei, könne es eine schöne Hochzeit geben.

Dieser Trost wirkte aber wiederum umgekehrt, und Elsi begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, laut auf zu jammern. „Er kommt nicht wieder, ich weiß es, und ich bin schuld daran," rief sie verzweiflungsvoll.

„Aber, mein Gott, hast du es denn nicht mit ihm ausgemacht und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expreß deswegen gekommen sein und vielleicht dir den Hof noch lassen verschreiben, ehe er von Burgdorf ausrückt."

„Nein habe ich gesagt, und er hat gesagt, lebendig werde ich ihn nicht wiedersehen."

Da schlug die Bäurin die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, bist du verrückt oder eine Kindsmörderin oder eine Schinderstochter? Eins von diesen dreien muß sein, sonst hättest du es nicht über's Herz gebracht, einen solchen Burschen von der Hand zu weisen. Bist eine Schinderstochter oder eine Kindsmörderin? Ich will es jetzt wissen."

„Keins von beiden bin ich," sagte Elsi, tief verletzt über solchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchspiel keine wohnen, und was mein Vater gethan hat, daran bin ich nicht schuld."

„So, was hat der gemacht?" fragte die Frau. „Er wird jemanden gemordet haben oder falsches Geld gemacht und in's Zuchthaus gekommen sein."

„Nein, Frau, ich weiß nicht, warum Ihr mir das Schlimmste ansinnet."

„Aber etwas muß es doch sein, das dir im Weg ist; so wegen nichts schlägt man einen solchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falsche Schriften gemacht oder wird sich selber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden sein."

„Nein, Frau, das ist nicht wahr; er hat Geltstag gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich herussagen, sonst meint man, wie schlecht ich sei, und es wird ohnedies bald alles aus sein, und da möchte ich nicht, daß man mir Schlechtes in's Grab nachredete."

„Was, geltstaget, und deswegen willst du nicht heirathen, du Tropf du? Und das darfst du nicht sagen? Je weniger du hast, einen desto reichern Mann bedarfst du. Wenn niemand heirathen wollte, in dessen Familie irgend einer Geltstag gemacht, denke nur, wie viele ledig bleiben müßten, denen das Heirathen so wohl ansteht."

„O Frau, Ihr wißt darum nicht, wer wir gewesen sind und was unser Unglück für mich war."

„O, doch nicht etwa unserem Herrgott seine Geschwister?"

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! sie kommen, sie kommen!" schrie draußen ein Kind.

„Wer?" rief die Frau.

„Die Franzosen, sie sind schon im Lochbach oder doch in Burgdorf; hör wie sie schießen!"

„O Christen, o Christen!" schrie Elsi; alle liefen hinaus. Draußen stand alles vor den Häusern, so weit man sehen konnte, und „Pung, Pung" tönte es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernst horchten die Männer, bebend standen die Weiber, und wo möglich stand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an oder legte die Hand in die seine, und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tausend Gotteswillen verlaß mich nicht, mein Lebtag will ich dir kein böses Wort mehr geben!" Endlich sagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich ist das nicht, es ist weit noch, jenseits der Aare, wahrscheinlich am Berg. Wenn sie in Grenchen mustern, hört man das Schießen akurat so. In Lengnau stehen die Berner und oben auf dem Berg sollen auch deren sein; in Solothurn wird man den Franzosen schon heiß machen; das sind die rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die lustigsten."

Das machte den Weibern wieder Muth, aber manchem Knaben, der Flinte oder Hellebarde in der Hand auf dem Sprunge zum Ablauf stand, war der Aus-

spruch nicht recht. „Wir gehen gleich," sagte einer, „und sollte es bis Solothurn sein. Wenn wir alsbald fortmarschiren, so kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptstreit."

„Ihr wartet," befahl der Alte. „Wenn einer hier läuft, der andere dort, so richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad. Wenn in Solothurn die Franzosen durchbrechen, dann ergeht der Sturm, die Glocken rufen, auf den Hochwachten wird geschossen und die Feuer brennen auf, da läuft alles mit einander in Gottes Namen was Hände und Füße hat, dann geht's los, und der Franzos wird erfahren, was es heißt in's Berndiet kommen. Bis dahin aber wartet."

Das war manchem wilden Buben nicht recht, er drückte sich auf die Seite, verschwand, und mehr als einer kam nie wieder.

„Du glaubst also nicht, daß unsere Leute schon im Krieg seien?" frug bebend Elsi an des Alten Seite.

„O nein," sagte der Alte, „die werden wohl erst jetzt von Burgdorf ausrücken, gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl sie bekommen, weiß ich nicht. Aber schaden würde es nichts, wenn jemand auf Burgdorf gienge, um da zu hören, was vorgeht."

Aber in Burgdorf war es nicht viel besser, als hinten im Heimiswylgraben; ein Gerücht jagte das andere, eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzosenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geschlagen worden und, wo nicht todt, doch schon mehr als halbtodt seien; die Franzosenfreunde wußten das Um-

gekehrte; das ganze Bernerheer sei geschlagen, gefangen oder verrathen, und predigten laut, man solle sich doch nicht wehren, man gewinne nichts damit, als eine zerschossene oder zerstochene Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durch einander gehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört, es war ruhig geworden auf der Landschaft, man hoffte, die Franzosen seien in Solothurn gefangen genommen worden gleich wie in einer Falle. Elsi war auch ruhiger geworden auf diese Hoffnung hin. Sie hatte der Bäurin sagen müssen, wer sie eigentlich sei, und da hatte diese wiederum die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen. Von dem Müller hatte sie gehört, von seinem Thun und Reichthum, und da ihr nur dieser recht in die Augen schien, so betrachtete sie Elsi mit wahrem Respekt. Keinem Menschen hätte sie geglaubt, sagte sie, daß so eine reiche Müllerstochter sich so stellen könne, aber daß sie nicht ihr Lebtag Magd gewesen, das habe sie ihr doch gleich Anfangs angesehen.

„Und das, du Tröpflein, hast du ihm nicht sagen dürfen? Und wenn dein Vater schon ein Hudel ist, so ist deine Familie doch reich und vornehm und sonst nichts Unsauberes darin, und da muß einer eins gegen das andere rechnen. O, wenn ich Christen doch das nur gleich sagen könnte; du würdest sehen, das machte ihm nicht nur nichts aus, er nähme noch den Vater zu sich, nur daß er von der Gemeinde käme."

„Das begehre ich nicht, ich begehre nicht mehr mit dem Vater zusammen zu kommen, und Christen kann ich doch nicht heirathen, ich will gar nicht heirathen, nie und nimmermehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vorhalten lassen oder daß ich arm sei. Ich weiß wohl, wie das Mannevolk ist, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Christen nur nicht im Zorne thut, was unrecht ist und den Tod sucht, ich überlebte es nicht."

„Du bist ein Tröpflein," sagte die Bäurin, „so etwas ihm nicht zu sagen; das war nur der Hochmuth, der dich plagte. Aber wart, wir wollen ihm morgen Bescheid machen, es wird wohl der eine oder der andere Alte seinen Söhnen, die bei den Soldaten sind, etwas schicken wollen, Käs oder Kirschwasser; da will ich dem Christen sagen lassen, es sei daheim ander Wetter und er solle machen, daß er sobald als möglich heimkomme, aber gesund und gerecht. Er wird schon merken, was gemeint ist."

Elsi wollte davon lange nichts hören, klagte, wie reuig sie sei, daß sie ein Wort gesagt, drohte, sie laufe fort, jammerte, daß sie nicht schon lange gestorben, und wenn Christen nur lebendig heimkomme, so wolle sie gern auf der Stelle sterben. Aber heirathen wolle und könne sie nicht. Die Bäurin ließ sich nicht irre machen; sie hatte die Heirath im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirath auf dem Korn

hat, so ist's schwer, sie davon abzubringen. Nun ruhte die Bäurin nicht, bis sie einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten von einer sorgsamen Mutter nachgeschickt wurde, und schärfte dem ein, was er dem Christen zu sagen habe. Was die Bäurin gethan, goß Balsam in Elsi's Herz, aber sie gestand es nicht ein; sie zankte mit der Bäurin und zankte mit sich, daß sie ihr Geheimniß vor den Mund gelassen; sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen; es mochte ihr fast sein wie einem Festungskommandanten, der erst von Vertheidigung bis in den Tod, von in die Luft sprengen gesprochen und dem allgemach die Ueberzeugung kommt, das trage nichts ab und leben bleiben sei doch besser.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner, aber Gerüchte kamen, Freiburg sei über und Solothurn, die Stadt Büren sei verbrannt, die Herren wollten das Land übergeben ohne Krieg. Dieses Gerücht entzündete furchtbaren Zorn, so weit es kam. Da wollten sie doch auch noch dabei sein, sagten die Bauern, aber erst müßten die Schelme an den Tanz, die Dinge verkauften, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten gesehen haben, die von Wynigen kommend quer durch's Thal gegangen seien. Die sollten gesagt haben, sie kämen vom Weißenstein und alles sei aus; die einen hätten kapitulirt, die andern seien sonst aus einander gegangen, und die Franzosen würden da sein, ehe man daran denke.

Dieser Bericht gieng mit Blitzesschnelle durch's ganze Thal und regte alles auf, aber wie ein Blitz verschwand er auch; am Ende wußte man nicht, wer die Soldaten gesehen hatte; man wußte nicht mehr, waren es eigentliche Soldaten gewesen oder Spione, welche das Land auskundschaften sollten, denn es seien viele Deutsche bei den Franzosen, hieß es, die ganz gleich redeten, wie man hier rede, und überhaupt beschaffen seien wie andere Menschen. Diese Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unschlüssigkeit; man wußte nicht, sollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten oder sollte man nachrücken. Man stand umher, packte auf, packte ab, es war akurat, als ob alles eigens darauf angelegt sei, den Volksmuth wirkungslos verpuffen und verrauchen zu lassen.

Der Bursche, der ausgesandt worden war, kam erst am zweiten Tag, am vierten März, zurück, aber mit bösem Bescheid. Christen habe er nicht finden können, sagte er aus. Es habe geheißen, er sei gegen Bätterkinden zu gerückt mit seiner Batterie; dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, unüberlegt trappe man in die Franzosen hinein wie in ein Hornissennest, und ihre Dragoner kämen daher wie in den Lüften; wenn man meine, sie seien noch eine Stunde weit, so habe man sie schon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben, mit dem Auftrage, ihn dem Christen zuzustellen, wenn man ihn sehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; sie wollten auf die Franzosen warten, heiße es, und andere meinten,

man warte nur auf Zuzug und wolle dann auf die Franzosen, welche sich nicht aus Solothurn hervorlassen dürften. Bald werde es losgehen, darauf könne man zählen.

Dieser Bescheid regte Elsi fürchterlich auf. Also Krieg war's und dahinein war Christen von Elsi's Nein gejagt, und niemand besänftigte ihn, und die gute Botschaft hatte er nicht vernommen; lebendig sah sie ihn also nicht wieder! Es drängte sie, ihm die Botschaft selbst zu bringen, aber sie wußte keinen Weg und fürchtete, so allein in die Franzosen zu laufen, und die Bäurin tröstete sie, der Landsturm werde allweg bald ergehen, da mache sich alles auf, da könne sie mit, sie wolle für sie daheim bleiben, denn wegen des Viehes könne doch nicht alles fort. So werde sie früh genug kommen, denn man werde die Sache doch nicht lassen angehen, bis alles bei einander sei.

Alles rüstete sich; jeder suchte seine Waffe aus; eine tüchtige zweizinkige Schoßgabel an langem Stiele, mit welchem man in der Ernte die Garben ladet, stellte Elsi sich zur Hand und wartete mit brennender Ungeduld des Aufbruchs.

Am fünften März war's, als der Franzos in's Land drang, im Lande der Sturm ergieng, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten und der Landsturm aus allen Thälern brach, der Landsturm, der nicht wußte, was er sollte, während niemand daran dachte, was man mit ihm machen wolle. Aus den nächsten Thälern strömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man solle auf Fraubrunnen; die Nachricht sei gekommen, daß die Franzosen von Solothurn aufgebrochen, auf dem Fraubrunner Felde solle geschlagen werden; dort warteten die Berner und namentlich Füsiliere und Kanoniere aus dieser Gegend. Der Strom wälzte sich das Land ab, Kinder, Greise, Weiber bunt durch einander, an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht, dachte doch selten jemand daran, was er eigentlich machen solle vor dem Feinde. Von einem wunderbaren, fast unerklärlichen Gefühle getrieben, lief jeder dem Feinde zu, als ob es gelte, eine Herde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht, es schien jedem Angst zu sein, er komme zu spät.

Unter den vordersten war immer Elsi und jeder Schuß traf ihr Herz, denn sie mußte denken, hat er Christen getroffen?

So wie sie aus dem Walde bei Kernenried kamen, erblickten sie den beginnenden Kampf am äußersten Ende des Fraubrunner Feldes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer krachten, jagende Reiter wurden sichtbar, Rauchmassen wälzten sich über das Moos hin. Erstaunt standen die Landstürmer, sie hatten nie ein Gefecht gesehen, wenigstens unter hunderten nicht einer. Wie das so fürchterlich zugieng hin und her, und von weitem wußte man nicht einmal, wer Feind, wer Freund war! Je länger sie zusahen, desto mehr erstaunten sie, es begann ihnen

zu grauen vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen und alles scharf geladen; sie fanden, man müsse warten und zusehen, welchen Weg es gehe; wenn man da so auf's Gerathewohl zumarschire, so könne man unter die unrechten kommen. Kein Mensch war da, sie zu ordnen, zu begeistern, rasch in den Feind zu führen.

Es waren in jenen Tagen die Berner mit heilloser Blindheit geschlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichste Weise erkalten, und wenn's erkaltet war ob dem langen nutzlosen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen sie halt aus einander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden statt zurück, erfuhren die Franzosen, was Schweizerkraft und Muth noch jetzt können, bei Neuenegg erfuhren sie es.

Elsi ward es himmelangst, als man so müßig dastand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am besten wär's, wir giengen heim, wir richten da doch nichts aus."

Und wenn niemand zu Hülfe wolle, so gehe sie, wofür man denn bis hierher gekommen? sagte Elsi. Wenn sie nur den kürzesten Weg über's Moos wüßte. Sie kämen mit, riefen einige junge Bursche, und die Masse verlassend eilten sie auf dem nächsten Weg Fraubrunnen zu.

Als sie dort auf die Landstraße kamen, war ein hart Gedränge, eine Verwirrung ohne gleichen. Mit Gewalt fast mußte sie sich drängen durch Bernersoldaten, die auf der Straße standen und müßig zusahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde sich schlug. Auf die wunderlichste Weise schlug man sich, schlug sich vereinzelt mit dem Feind oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel anzugreifen. Keiner unterstützte den andern, höchstens wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verstehen, es sei auch noch da und harre des gleichen Schicksals.

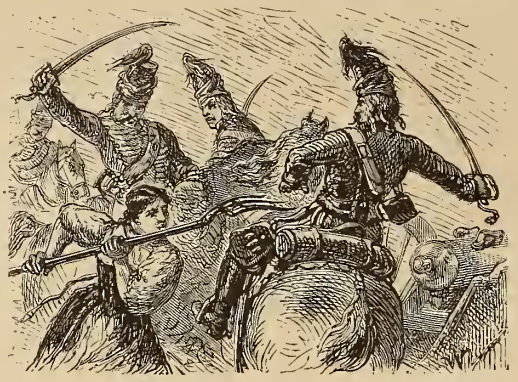
Das alles sah Elsi im Flug, und wenn die Soldaten, die sie mit Püffen nicht schonte, schimpften und ihr zuriefen, sie solle heimgehen und Flachs spinnen, so sagte sie, wenn sie da stünden wie die Tröpfe, so müßte das Weibervolk voran, um das Vaterland zu retten, und wenn sie was nütze wären, so giengen sie vorwärts und hülfen den andern.

Elsi hatte vom Moos weg eine große Linde erblickt, und bei derselben sah sie den Rauch von Kanonen, dort mußte ihr Christen sein, dorthin eilte sie mit aller Hast. Als sie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald fünfhundert Jahren die Gugler schlugen, donnerten die Kanonen noch, aber Elsi sah, wie rechts zwischen Straße und Moos

vom Rande des Raines gedeckt, Reiter daher gesprengt kamen wie der Nordwind, fremdländisch anzusehen. „Franzosen! Franzosen!" rief Elsi, so laut sie konnte, aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten, was sie wollten, sie wollten die Batterie, welche ihnen lästig geworden war. Ebenfalls die Linde im Aug, lenkten sie, sobald sie unter ihr waren, auf die Straße herauf und stürzten sich auf die Kanoniere. Diese ohne nähere Bedeckung, suchten zwischen ihren Kanonen sich zu vertheidigen, aber einer nach dem andern fiel.

Einen einzigen sah Elsi noch, der mit seinem kurzen Säbel ritterlich sich wehrte; es war ihr Christen. „Christen! Christen! wehre dich, ich komme!" schrie Elsi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Christen, sah seine Elsi, sank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwischen den Kanonen nieder.

Elsi stürzte mit der Wuth einer Löwin auf die Franzosen ein. Diese riefen ihr Pardon zu, aber Elsi hörte nichts, rannte mit ihrer Gabel den ersten vom Pferde,



rannte an, was zwischen ihr und Christen war, verwundete Pferde und Menschen. Da fuhren zischende Klingen auf das Mädchen nieder, aber es rang sich durch und erst zwischen den Kanonen fiel es zusammen.

Vor ihr lag Christen. „O Christen, lebst du noch?" rief Elsi mit dem Tode auf den Lippen. Christen wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht, die blutige Hand reichte er ihr, und Hand in Hand giengen sie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwischen den Seelen steht, die sich hier gefunden.

Die Franzosen sahen gerührt diesen Tod, die wilden Husaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schicksal, und so oft sie dasselbe erzählten, wurden sie wehmüthig und sagten, wenn sie gewußt hätten, was beide einander seien, beide lebten noch, aber in wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langen Fragen.

„Die Franzosen sahen gerührt diesen Tod, die wilden Husaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe.“ (S. 28.)

Barthli der Korber.

Barthli der Korber und Züsi.

Barthli der Korber.

Im rußigen Graben am südlichen Abhang hieng ein kleines Hänschen. Man begriff nicht, warum es noch da hieng und nicht längst den Graben hinuntergerutscht war, denn es machte akurat die Figur eines Menschen, der in vollem Lauf einen Berg hinunterspringend, plötzlich die Beine verstellt, still halten will und nicht recht kann. Wenn man das Dach betrachtete, so kam es einem vor, als höre man den Wind pfeifen, als kriege man Stöße. Es sah aus wie der Sack eines Bettlers, der das Flicken übel nöthig hätte, jedoch bei allem Flicken immer ein Bettlersack bleiben wird. Die kleinen Thüren zu Ställchen und Tenn stunden alle schief, nach einem ganz eigenen Baustil. Hinter dem Hause fand man, wenn er nämlich nicht gerade zu Nutzen angelegt war, einen kleinen Düngerhaufen ungefähr von Gestalt und Größe eines ansehnlichen Zuckerstockes. Vor dem Hause war ein Gärtchen, in welchem elf Mangoldstauden ihre breiten, ausdruckslosen Gesichter sonneten, sieben Bohnenstauden kühn an gebrechlichen Stecken hiengen, zwischen denen

zwei blühende Rosenstöcke gar freundlich hervorblickten. Um dasselbe lagen im Frieden die Gerüste eines ehemaligen Zaunes, harrend einer helfenden Hand zum Auferstehen.

Im Häuschen wohnten hinten eine Ziege und ihr Zicklein. Es war eine stattliche Ziege. Achtung gebietend trug sie ihr Haupt und in glänzendem zottigem Felle gieng sie würdigen Schrittes einher, während hinter ihr her, gleichsam der Hanswurst, das Töchterlein graziöse lustige Sprünge machte.

Vornen wohnten ebenfalls zwei Personen, ein alter, lahmer Korber und sein nicht lahmes Töchterlein. Der Alte hätte wirklich, was Anstand und Würde in Gang und Haltung betraf, viel von seiner Ziege lernen können, in beidem stund er ihr beträchtlich nach. Indessen der gute Alte war kaum mehr bildungsfähig, wenigstens sah man an ihm weder entschiedenen noch unentschiedenen Fortschritt, sondern gar keinen. Dagegen, wir gestehen es aufrichtig, gefiele uns das Töchterlein viel besser als das junge Geißlein. Dasselbe ist gar so anmuthig und lieblich, kann auch springen leicht und hoch, daß es uns lieber wäre als zehn Geißlein, und wenn man uns die Wahl gelassen hätte, hinten oder vornen in dem Häuschen zu wohnen, so hätten wir, ungeachtet der Würdigkeit der alten Ziege, unbedenklich dem vordern Theile den Vorzug gegeben, wohlverstanden nicht von wegen dem alten lahmen Korber, sondern wegen seinem schönen Töchterlein. Dasselbe wußte nicht einmal, wie hübsch es war, und das war nicht das Mindeste an ihm. Wenn es sich auch im Spiegel besah, kam es doch nicht zu umfassender Einsicht, denn erstlich bestund sein Spiegel nur aus einer dreieckigen Scherbe, zweitens durfte es sich bloß am Sonntag mit Muße waschen, so recht um und um, und bis am Dienstag, vielleicht schon am Montag hatte es bereits vergessen, wie es gestaltet war. Andere Leute brachten es ihm auch nicht in Erinnerung. Im rußigen Graben machten die Leute sich selten Komplimente. Zudem war Züseli nicht besonders nach ihrem Geschmack; wenn es einen halben Zentner schwerer gewesen wäre, es hätte ihnen unendlich besser gefallen. Wär's in Oestreich gewesen, es wäre ihm eine Arsenikkur angerathen worden. Arsenikfressen macht nämlich fett, wie man sagt. Wird aber mit Verstand geschehen müssen, sonst könnt's fehlen.

Es war nicht bloß ein liebliches, sondern auch ein liebes, emsiges Kind, das von früh bis spät nach dem Willen des Vaters that und nie unwillig, und ebenfalls vom Werthe dieser Eigenschaften keine Ahnung hatte, viel weniger mit Geräusch sich geltend machte. Oder, um gebildet zu reden, es war ohne alle Ansprüche. Eigentlich ist dieses ein dummes Wort, hat aber dennoch einen tiefen Sinn. Die eigentliche Anspruchslosigkeit ist nichts Anderes, als der demüthige kindliche Sinn, dem, wie Christus selbst sagt, das Himmelreich gehört, der keiner Verdienste sich bewußt ist, aber ein inniges Danken hat für jede Gabe, jedes Zeichen der Liebe, nichts sehnlicher wünscht, an nichts größere Freude hat, als lieb zu sein Gott und Menschen, Gott

und Menschen es recht zu machen. Diese harmlosen bescheidenen Naturen sind nicht moderne Naturen.

Der alte Korber war dagegen nichts weniger als liebenswürdig, weder innen noch außen; man konnte eigentlich nicht begreifen, besonders am Sonntag nicht, wenn Züseli um und um gewaschen war, wie die beiden zusammen kamen und noch dazu als Vater und Tochter. Der alte Barthli war häßig und häßlich, Sauersehen seine Freundlichkeit, gute Worte gab er nicht für Geld, geschweige umsonst, und dennoch galt er etwas in der Welt, denn er war etwas, eine Persönlichkeit, ein Charakter würde man heutzutage sagen. Er war ein ausgezeichneter Korber, sehr ehrlich auf seine Weise, hielt Wort. Ja, da ist es einem Menschen wohl erlaubt, saugrob zu sein. Er war überdies noch sehr arbeitsam und sehr sparsam. Wenn er sich recht rühmen wollte, so sagte er, er habe noch niemanden geplagt, die Gemeinde nicht und andere Leute auch nicht. Das war wirklich viel gemacht in unserer Zeit, wo viele meinen, sie schenken der Gemeinde etwas, wenn sie ihre Hülfe nicht in Anspruch nehmen; einer so reichen und geduldigen Person was schenken, sei ja dumm. Barthli's Verdienst war nicht groß, aber er besaß das Ehrgefühl eines Mannes, er begriff, daß, wer selbstständig sein wolle, vor allem im Stande sein müsse, sich und die Seinigen selbst zu erhalten mit Gottes Hülfe. Es wäre gut, dieses Ehrgefühl wäre im Zustatt im Abnehmen, dann wäre der Friede größer in der Welt; es wäre gut, wenn mancher Schöne und manche Schöne den wüsten Barthli zum Exempel nehmen würden und nichts begehren, was sie nicht selbst verdienen können, keiner fliegen wollte, der keine Flügel hat.

Das Häuschen hatte er von seinem Vater geerbt und soviel Land dazu, daß er etwas pflanzen und zwei Ziegen halten konnte, wenn er die Zäune seiner Nachbaren nicht schonte und die Thiere lange Hälse hatten, um über die Zäune hinüber im jenseitigen Grase hospitiren zu können. Mit Reparaturen an der Hütte hatte er sich nie abgegeben. Ihm sei sie gut so, wenn sie nur ihn aushalte, hernach könnten die sehen, wo nachkämen, sagte er.

Er galt für sehr ehrlich, obgleich er sich in dieser Beziehung bedenkliche Freiheiten herausnahm, nämlich mit den Weidenruthen, welche er zu seinen Körben brauchte. Eine bedeutende Zeit des Jahres brachte er bei Bauern auf sogenannten Stören zu, wo er ihnen Körbe flocht und ausbesserte. Indessen machte er auch Körbe auf den Kauf, und namentlich sein Meitschi machte solche, denn dieses nahm er auf die Stören nicht mit, es mußte daheim zu Haus und Hof sehen. Die Ruthen nun zu diesen Körben nahm er, wo er sie fand, unbekümmert darum, wem die Weiden gehörten, an denen sie gewachsen waren. Er trieb dieses nicht im Verborgenen mit äußerster Vorsicht, um nicht gesehen zu werden, er sagte offenherzig, sein Vater und

sein Großvater seien Korber gewesen, hätten aber nie einen Kreuzer für die Ruthen ausgegeben, sondern die Wydli genommen, wo sie gewachsen, ein Bauer würde sich geschämt haben, einem armen Mannli einen Kreuzer dafür abzunehmen. Körbe habe man ihnen gemacht, alte plätzet, öppe wohlfeil genug, damit seien beide Theile wohl zufrieden gewesen. Jetzt sollte man ihnen jedes Wydli übergülden, dazu noch grusam danken, daß man fast um den Athem komme, und obendrein machten sie alle Weidenstöcke aus, nur hier und da ein alter Bauer lasse noch einen stehen zum Andenken und damit die Kinder wüßten, wie so ein Weidstock ausgesehen. Dann könnten die Bauern seinetwegen Körbe flechten lassen aus den Schmachtzotteln, welche ihre Töchter über die Stirn herabzwängten mit Tüfelsgewalt.

Trotzdem kam Barthli nie in Verlegenheit, keine Strenge, kein Verbot ward gegen ihn angewendet. Wohl hob hie und da ein Bauer die Hand drohend auf und sagte: „Barthli, Barthli, du machst es mir wohl gut, nimm dich in Acht, sonst mache ich dir den Marsch. Ich habe bald nicht mehr Wydli für ein Erdäpfelkörbchen und selb ist mir doch dann nicht anständig".

„Warum gönnst mir das Maul nicht und sagst, wenn du Körbe mangelst? Mir kann es nicht in Sinn kommen und d'Wydli muß man nehmen, wenn es Zeit ist, und hausiren damit wirst du kaum wollen" so antwortete Barthli keck.

Und sanftmüthig redete der Bauer mit ihm eine Stör ab, sagte bloß: „D'Wydli bringst dann mit. Ein ander Mal wollte ich sie doch dann lieber selbst hauen."

„Warum nicht, die Mühe mag ich dir wohl gönnen, aber mach's zur rechten Zeit, sonst fahre ich zu".

„Aber frage doch dann zuerst".

„Man kann's machen, wenn man's nicht vergißt. — Fragen," setzte er hinzu, „ist auch so eine neue Mode vom Tüfel. Man sagt, fragen schade nichts, ja wolle, nichts schaden! Ich hab's erfahren. Frage um nichts mehr, mein Lebtag, wenn es nicht sein muß und es ungefragt auch zu machen ist".

Diese Schonung kam aus dem gleichen Grunde, aus welchem Barthli seine Rechte nahm, es war auch so eine Art von Grundrecht, entstanden aus uralter Gewohnheit, welches man ihm stillschweigend zugestand trotz der neuen Sitte, aus allem so viel Geld als möglich zu machen, welche man gegen alle Andern mit aller Strenge in Anwendung brachte. In diesem Punkte ist allerdings eine bedenkliche Aenderung erfolgt, welche man bei Beurtheilung des Verhältnisses der unteren Klassen zu den oberen nicht außer Acht lassen darf.

In früheren Zeiten war viel wildes, viel fast herrenloses Land; was auf solchem Lande wuchs, war beutepreis, und arme Leute hatten da eine reiche Fundgrube von allerlei, welches sie entweder selbst brauchen oder zu Geld machen konnten.

Viele Handwerker, Rechenmacher, Küfer, Korber, Besenbinder, selbst Wagner hatten gleichsam Hoheitsrechte auf solchem Lande, sie nahmen was ihnen beliebte und zwar unentgeltlich und ungefragt. In solchem Lande weideten die armen Leute den Sommer über Schafe und Ziegen, sammelten für den Winter Streu und Futter. Das ist anders geworden. Viel Land ist urbar gemacht und herrenloses Land wird rar sein im Lande Kanaan. Was nicht Privaten angehört, hat der Staat an sich genommen, und wo dem Staate sieben magere Gräslein wachsen an einer Straße magerem Rande, verpachtet er sie, und um zu soliden Pächtern zu kommen, werden Steigerungen abgehalten, ganz splendide. So machen es auch die Privaten, und was einen Kreuzer gilt, verwerthen sie in ihrem Nutzen. Sie haben vollkommen des Recht dazu, aber — jedenfalls sollte ob dem Kreuzer der Nächste nie vergessen werden.

Mit den Körben, welche Barthli zu Hause machte, schickte er Züsi hausiren oder gieng selbsten mit. Obgleich er kaum zwei Stunden von Bern entfernt wohnte, gieng er doch selten dahin und ungern. Er möge mit den Stadtweibern nichts zu thun haben, sagte er, die hätten keinen Verstand von der Sache. Die bildeten sich ein, sie müßten bei allen Dingen markten bis zum Schwitzen, das sei die Hauptsache beim Handeln. Schätze er ihnen einen Korb um sieben Batzen, so böten sie ihm fünf Batzen, und schätze er ihnen ein ander Mal den gleichen Korb für vier Batzen, so seien sie im Stande, ihm zwei Batzen zu bieten, so viel Verstand hätten sie. „Aber Barthli, da ist ja gut helfen", sagte man ihm oft. „Schätze deine Körbe alle um neun Batzen, dann hast du ja immer sieben richtig". Das wollte aber Barthli nicht. Jede Sache habe ihr Maß, sagte er, darüber aus fahre er nicht. Er wolle nicht, daß es heiße, der Barthli im rußigen Graben sei ein Narr geworden. Sie könnten seinethalben in der Stadt sehen, wo sie ihre Körbe herbekämen, den seinen komme er sonstwo ab, wo die Leute Verstand hätten.

Sein Töchterlein hatte es umgekehrt. Tage in der Stadt waren ihm ganz andere als die übrigen Tage, Tage wie die Juden sie sich im tausendjährigen Reiche dachten, wo die Sonne siebenmal größer ist und die Stadtthore zu Jerusalem aus Diamanten und Rubinen gemacht, alle Bäume voll der süßesten Früchte, die Zäune voll Weintrauben, jede ungefähr so groß wie Goliath und die Beeren wie Kürbisse.

Man denke aber auch die schönen Herren und Damen, die Läden voll Gold, Silber und freßbarer Herrlichkeiten, Schweinefleisch, daß es eine helle Pracht war, Brod und Brödchen von allen Sorten und Bänder und Sachen unter Glas und hinter Glas, denen es keinen Namen wußte, sondern dabei denken mußte, die kämen geraden Wegs vom Himmel her. Man sieht oft Kinder in der Stadt, die offenbar nicht mehr wissen, sind sie über der Erde oder unter der Erde. Sie sperren Augen, Nase, Mund auf, daß das ganze Gesicht nur ein Loch ist, durch das die guten Kin-

der alle die Herrlichkeiten in sich hineinziehen möchten. Man kann sie stoßen, treten, sie merken es kaum, ja es ist zweifelhaft, ob sie es merken würden, wenn man sie zertreten thäte. Manchmal hängt so ein Kind mit einer Hand an der Rocktasche des Vaters oder am Kittel der Mutter. Wie Schleppdampfschiffe segeln die Alten voraus, bewußtlos wird das Kind nachgezogen mit den aufgesperrten Löchern, und glücklich ist der Vater, wenn das Kind ihm noch am Rocke hängt, wenn er landet in einer Wirthschaft oder endlich hinaussegelt aus den Thoren in's Weite. Dann macht das Kind das Gesicht zu. Das Chaos der Eindrücke beginnt sich zu ordnen, die einen schwinden, andere treten bestimmter hervor, prägen sich aus; das Fragen, Erzählen beginnt, und ist das Kind zu Bette, geht das Träumen an, eine neue Welt ist entstanden, ein bewegtes Leben reget sich, manchmal bleibt's manchmal stirbt's wieder. Das eine bleibt, wächst auf zu des Herrn Freude, anderes gestaltet sich zum Distelfelde, auf dem vor allem der Neid wächst und Begehrlichkeiten von allen Arten.

Bei Barthli's Töchterlein gieng es nicht so schlimm. Die Herrlichkeiten alle stunden so weit außerhalb seines Lebens, daß es an keinen Besitz dachte, sondern eine reine Freude daran hatte, sie zu betrachten. Nun ein Eva-Töchterchen war Züsi sicher auch, wie sie alle sind, aber es fehlte die Schlange. Der alte Barthli hatte keine Anlagen, die Schlange zu machen, er war eher zum Michael geeignet, der Weibern die Mücken austreibt, und mit niemanden als dem Vater lief es in der Stadt herum.

Aber es war noch eins, was das Meitschi in die Stadt zog. Wenn Barthli hinein mußte, so wollte er darin auch wohl leben, nahm in einer Wirthschaft für einen halben Batzen Branntwein und dem Meitschi ließ er für einen Kreuzer Suppe geben, dazu aßen sie das Brod, welches sie von Hause gebracht, oder schnitten es ein, und einmal erhielt Züseli von der Wirthin eine Küchelschnitte geschenkt und ein kreuzeriges Bernerweggli, welches ein Gast übrig gelassen. Und das war allemal eine Suppe, von welcher man im rußigen Graben gar keinen Begriff hatte, ja wo man gar keine Ahnung hatte, daß so was Gutes in der Welt sein könne. O, arme Leute haben auch ein großes Wohlleben, zu welchem viele reiche nicht kommen und um so weniger, je besser sie leben wollen, denn darauf kömmt es nicht an, was man genießt und wie viel es kostet, sondern wie es schmeckt. Für seinen Kreuzer lebte Züseli viel besser, als mancher Große, wenn er es sich hundert Napoleons kosten läßt.

An Barthli gieng die Zeit scheinbar machtlos vorüber, er achtete sich ihrer bloß, wenn die Weiden grünten und die Wydli reif zum Schneiden waren, und wenn die Weidstöcke wieder gemindert hatten, seine Ernte weit geringer ausfiel und mühsamer zusammengebracht werden mußte, dann fluchte er über die böse Zeit und sagte, es nehme ihn doch wunder, wie das am Ende kommen solle. Wenn das so fort-

gehe, so gebe es am Ende gar keine Wydli mehr. Dann was machen? Das möchte er wissen, das solle ihm doch einer sagen.

Daß sein Töchterlein größer wurde, aus einem Kinde ein erwachsen Meitschi, das merkte Barthli lange nicht, und als man es ihm zu merken gab, wollte er es erst nicht glauben. Züsi blieb wirklich wundersam lang ein anspruchsloses Mädchen und plagte den Vater nicht mit Begehrlichkeiten, wie viele Mädchen alsbald damit anfangen, sobald sie entwöhnt sind. Es kam ganz spöttisch schlecht daher, sein dünnes Kitteli war manchmal einen halben Fuß und mehr zu kurz, denn das Mädchen wuchs; vom übrigen Firlefanz war keine Rede, und das Meitschi plagte den Vater nicht damit. Sie seien gar grusam arm, der Vater vermöge das nicht, pflegte es zu sagen, wenn eine Gespielin es fragte, ob es dieses und jenes nicht anschaffen wolle. Mit den Kleidern zum ersten Abendmahl, wo sonst so gerne der Teufel sich einmischt und Streit stiftet, wo gerade der Friede anfangen soll, hatte eine Pathin nachgeholfen und Züsi mit einem alten Kittel und einem neuen Halstuch glücklich gemacht.

Was das schönste an Züsi war, es schämte sich seines Vaters nie. Man sollte nicht glauben, daß dieses als etwas Besonderes anzuführen wäre, denn warum sollten sich Kinder ihrer Eltern schämen, wenn sie nichts Schlechtes machen, welches den Kindern Schande bringt? Aber man würde sich irren, wenn man es so meinte, denn nur zu viele Kinder schämen sich der Eltern, haben keine Ursache dazu, sondern wegen Dummheiten und ganz besonders wegen ihrer eigenen Dummheit. Sie schämen sich derselben, weil sie altväterisch gekleidet sind, altväterisch reden, altväterisch denken, sich geberden, aber wäre es denn schön, wenn die Alten die Jungen spielen, jung sich kleiden, jung sich geberden wollten? Sie schämen sich ihrer, weil sie alt sind und nicht mehr jung, aber ist das gescheut oder dumm, und was hat man für ein Mittel nicht alt zu werden, als sich jung zu hängen? Eine holdselige Erscheinung war der alte Barthli jedenfalls nicht und eben anmuthig that er nicht, aber Züsi wußte nichts Anderes, als daß einmal der Vater so war und so that, und gieng neben ihm und saß neben ihm und aß neben ihm, jetzt, als es größer war, um einen halben Batzen Suppe, alles unbeschwert.

Es fieng eher an umgekehrt zu fehlen. Ein hübsches Meitschi ward zu jeder Zeit bemerkt, es ist ein Ding, das nie außer Kurs kam und nie außer Kurs kommen wird. Man sah Züseli an, man sprach es an, und wenn Barthli mit ihm nach Bern gieng, hatte das Tüfelwerk kein Ende. Hier sagte ein Küher: „Meitschi, wotsch ryte, hock use Karre, ih zieh dih". Dort sagte einer, es solle die Körbe auflegen, sie seien ein gar unkommod Tragen. Und wenn Barthli in eine Wirthschaft kam, wollte man es dem Meitschi bringen, rühmte, wie hübsch es sei, fragte, ob es einen Schatz habe oder vielleicht schon zwei.

Das trieb den Alten fast aus der Haut. Und dann noch das Meitschi obendrein, wie das ihn zornig machte! Wenn man es ihm brachte, so trank es, und wenn man von einem Schatz sprach, so plärete es nicht, es lachte eher. Es sei, wie wenn der Teufel in dasselbe gefahren, klagte er. Das Meitschi habe sich ganz geändert. Das sei jetzt daheim ein Waschen und Strählen, es habe keine Art. Ehedem sei es genug gewesen, wenn es, wie üblich und bräuchlich, es alle Wochen gemacht, jetzt geschehe das in der Woche es wisse kein Mensch wie oft, fast allemal, wenn es von Hause gehe, müsse das Spiel angehen mit Strählen und Waschen, und dazu habe

es einen Trieb von Haus weg, er habe das nie erlebt. Statt daß es ihm z'wider sein sollte, wenn er es irgend wohin schicke, lächere es es schier. Und mit den Kleidern fange es auch an ihn zu plagen und rede von Fürtüchern und Hemdern und meine, er solle neue machen lassen. O, selb einmal noch nicht, oben im Trögli sei noch manches Stück von seiner Alten selig, das müsse erst gebraucht sein, ehe er Neues machen lasse. Er wüßte nicht, wo das Geld nehmen dazu, er möchte jetzt schon fast gar nicht g'fahre und alle Jahre böse es noch.

Züsi konnte dem Vater nichts mehr recht machen, es hatte bös bei ihm, die Leute hatten recht Erbarmen mit ihm. Er schäme sich des Meitschis, sagte der Alte,

er dürfe nirgends mehr hingehen mit ihm; wenn auf hundert Stunden herum ein Mannevolk sei, so lache das einander an, und es sei ein Tschäder, er habe es nie so gehört. Zu seiner Zeit sei das nicht so gewesen, er habe erst vierzehn Tage nach seiner Hochzeit z'grechtem angefangen mit seiner Frau zu reden. Wenn er's vermöchte, er ließe um den rußigen Graben einen Gatter machen hundert Schuh hoch, und dahinter müßte ihm das Meitschi bleiben und könnte dann seinethalb lachen, wenn ein paar Mannshosen von weitem vorbeigiengen. Er that vor den Leuten wüst mit dem Meitschi und putzte es in öffentlichen Wirthschaften aus, wenn es ein Mannsbild angesehen oder einem geantwortet hatte.

Das hatte Folgen, man kann es sich denken. Es gab Leute, besonders Weiber, die bedauerten das Mädchen aufrichtig und sagten es ihm auch. „Du kannst mich erbarmen", sagten sie, „du arms Tröpfli was du bist, er ist ein rechter Unflath gegen dich. Ich bliebe nicht bei ihm, ich liefe ihm fort, so gequält wollte ich nicht sein. Ein Meitschi wie du findet Platz überall, macht schönen Lohn, kommt zu Kleidern". Es wisse in Gottes Namen nicht, was es dem Vater z'wider gedient, jammerte es dann. Es habe mit keinem Buben nichts, es lueg nebe ume so viel möglich, wenn einer daher komme, aber daß sie es anluegten und ein Wort mit ihm redeten, dessen vermöge es sich doch weiß Gott nichts, es könne ihnen das nicht verbieten. Der Vater solle es verbieten, wenn er könne, ihm sei's recht. Daheim könne es nicht fort. Wer wollte die Sache machen, pflanzen, melken, den Hühnern die Eier greifen und finden, wo sie legen, von dem verstehe der Vater hell nichts. Aber er sei seit einiger Zeit so grausam wunderlich, es müsse ihn jemand aufweisen, aber wer es sei, darüber könne es nicht kommen. Aber lieber sterben wolle es, als immer so dabei sein, und dazu weinte es bitterlich, und das Weinen stund ihm gar tusigs wohl an, zehnmal besser oder hundertmal, als einer alten Frau das Lachen.

Etwas Anderes war aber noch viel schlimmer. Eine bekannte Sache ist, daß sobald jemand etwas besonders haßt und dieses Hassen auf eine auffallende und komische Weise an Tag giebt, es allen bösen Buben ein Herrenfressen ist, diesem Menschen zu machen, was er haßt, wie Schuljungen alle Hunde reizen, welche ihnen nachbellen. Es giebt immerhin einen schönen Spektakel und kostet nicht viel, als allfällig ein Loch in die Hosen. Sobald nun merkbar wurde, wie der alte Korber grimmig werde, wenn man sein Züsi ansehe oder mit ihm rede oder gar Miene mache, irgendwie mit ihm zu schätzeln, so war's, als seien alle bösen Geister los. Es schien dem Alten, als wolle Alles mit Züsi reden. Sein Lebtag hatten sich nie so viel Leute auf dem Wege gestellt und ein Gespräch angefangen von Sonne, Mond und Sternen oder sonst von nichts und wieder nichts und dann von Tanzen und Kiltern. Und Züsi weinte nicht dazu, sprang nicht über die Zäune, ja blieb manch-

mal sogar ebenfalls stehen — man denke! Ja die Burschе kamen sogar bis in den rußigen Graben, klopften an Züsis Fensterchen und baten um Einlaß. Es fehlte nicht viel, so fuhr der Alte wie eine Büchsenkugel aus dem Laufe aus der Haut durch's Fensterchen den Burschen an Kopf. Wohl, die würden gegangen sein, anders als vor des Alten Drohungen mit Schießen, Hauen und Stechen, welche weiblich verlacht wurden. Ja er erlebte sogar, daß er einen, als er von einer Stör heimkam, Abends vor seiner Küchenthüre traf, und die war nota bene offen, ganz offen, und inwendig der Thüre stand sein sauberes Züsi und sprach nicht blos mit dem Burschen, sondern sie hatten beide gelacht, er hatte es selbst gehört und zwar mit eigenen Ohren. Wohl, das gab ein Donnerwetter von den mehbessern, und der Bursche erschrak nicht einmal schrecklich, stob nicht davon wie auf den Flügeln des Sturmwindes, sondern sagte ziemlich kaltblütig: „Alter, thue nicht so wüst, das ist dumm, damit erschreckst mich nicht. Ich hab's nicht gehört verlesen, daß es verboten sei, mit deinem Meitschi zu reden und noch dazu am heiter hellen Tage. Das Meitschi gefällt mir, und dich fürchte ich nicht, und das wirst du dir müssen gefallen lassen". Der Alte spie Feuer — was half's? Trotzig und unversehrt gieng der Bursche endlich. Es war dazu nur ein Knechtlein auf einem benachbarten Hofe, aber ein gutes, wie sie rar sind in diesen Zeiten.

Man kann sich vorstellen, was das dem Alten für einen Verdruß machte, daß er die Möglichkeit erlebt, wie in seiner Abwesenheit Burschе zum Hause kommen konnten zu Züsi und wie das mit ihnen rede und sogar lache, statt mit Ofengabeln und mutzen Besen gegen sie zu agiren. Was half's ihm nun, wenn er des Nachts schon wachte besser als der beste Haushund, wenn sie des Tags kamen, während er auf der Stör war? Da hatte er jetzt eine Qual, welche er mit sich herumschleppen mußte, wohin er gieng, daß er denken mußte: „Ist wohl aber einer vor der Thüre und lachet mit ihm? Ja und so eine ist nüt z'gut dafür, er geit no einist innefür. U de?" Wie konnte er davor sein, was dagegen machen? Auf die Stören mußte er, das Meitschi einschließen konnte er auch nicht, in der Stube konnte es nicht pflanzen, mit auf die Stören nehmen gieng wiederum nicht wegen der Geiß und dem Gitzi, und die auch mitnehmen auf die Stör wäre den Bauern kaum anständig gewesen; wenn er mit dem sämmtlichen Haus- und Viehstand aufgezogen wäre, die Hühner noch hintendrein, sie hätten kuriose Gesichter gemacht.

Und wenn er dann sein Elend Leuten klagte, so fand er weder Mitleiden noch Trost. „Barthli", hieß es, „thue nit dumm und schick dich drein, du wirst die Welt nit anders machen, und Weibervolk und Mannevolk kam immer zusammen und gehört zusammen, sonst hätte unser Herrgott sie nicht so erschaffen. Und wenn schon dein Meitschi mit einem Mannsbild redet, so ist das lange noch nichts Schlechtes, und

g'setzt es nähme einen Mann, und dann? Nahmst du nicht auch eine Frau? Du wirst es dem Meitschi nicht erwehren. Mach den Weltlauf anders, wenn du kannst".

Das beelendete Barthli noch mehr, Religion sei keine mehr in der Welt und keine brave Manne. Er könne klagen wie er wolle, so lache man dazu, wolle d'Sach mit Verlachen machen, statt wie ehemals mit Plären und Beten. So komme es nicht gut, er wünsche nichts, als daß sie das Gleiche an ihren Meitschene erleben müßten, es nähme ihn wunder, ob sie es dann auch nur mit Lachen machen wollten. Das gehe mit den braven Leuten akurat wie mit den Wydli, je weniger diesere, desto weniger o ähre.

Dem Meitschi war nichts vorzuwerfen, aber allgemach begann es ihm zu gehen wie der Eva im Paradies, denn jetzt waren Schlangen gekommen und als Hauptschlange gerade der Vater. Was war natürlicher, als daß, wenn der Vater über das Mannevolk schimpfte, als ob es aus lauter Usläthe und Uhünge bestünde, es sich achtete, ob es dann wirklich so sei, genauer es ansah? Und da fand es, daß der Vater wirklich übertreibe, daß es gar nicht so übel aussehe, und als es genauer hinsah, fand es sogar recht hübsche Bursche darunter, die ihm immer besser gefielen und namentlich das Knechtlein, von dem schon früher die Rede war. Zudem hörte es gerade über diesen noch recht viel Gutes und daß er gar kein Hudel sei und seine alte Mutter nicht vergesse. Da mußte es diesen doch wiederum ansehen, ob das wohl wahr sein könne oder etwa erlogen. Und da schien es ihm, je länger je mehr, erlogen könne das nicht sein, denn so b'sunderbar ein lieblich Gesicht habe es noch nie gesehen. Wenn es sich zutragen sollte, daß es ein Kind haben müßte und sogar einen Buben, so möchte es einen gerade mit einem solchen Gesicht, von wegen es wüßte dann, Vater und Mutter hätten sich seiner zu trösten im Alter.

Natürlich waren noch viele Schlangen und Schlänglein, die es lockten zu laufen und zu reutern im Lande herum, wo es lustig zugieng, oder z'leerem auf breiter Straße einem guten Schick nach. Ach Gott, und der gute Schick dieser armen verblendeten Tröpfli, worin besteht denn der? Wir wollen es euch sagen, ihr armen Tröpfli. Der besteht darin, einen Mann zu kriegen oder vielmehr zu pressen in Aengsten und Nöthen, der nichts besitzt als eine Tabakspfeife, einen großen Zottel an der Kappe, viel Himmeldonner im Maul und namhaft Schulden beim Krämer, darin, keine Meisterfrau zu haben, die des Morgens aufjagt und den Tag über oft sagt: „Mach! Mach!" des Abends nieder zu können mit den Hühnern und z'Mittag kochen zu können alles was man hat auf einmal, ohne sich mit dem dummen Abtheilen quälen zu müssen, plaudern zu können stehenden Fußes, von einer Tagheitere zur andern, unbekümmert, wer d'Sach mache. Das ist die Herrlichkeit drei Tage oder drei Wochen lang, dann kommt das Elend: immer mehr Kinder, immer weniger

Brot, immer schlechtere Kleider und böse Worte von Mann und Kindern sechs Tage lang, am Sonntag Schläge zum Trinkgeld, schließlich das Betteln, halb nackt, Sommer und Winter, das Liegen auf schlechtem Laubsack, das schreckliche Frieren Tag und Nacht, nie mehr erwarmen können, bis der Tod kömmt, der ganz kalt macht, aber dann spürt man's doch nicht, muß nicht mehr höpperlen auf den hartgefrornen Straßen in bösen Schuhen und Strümpfen den harten Brotrinden nach. Das sind die Herrlichkeiten, welche auf den Heerstraßen die mannssüchtigen Mädchen erreutern, errennen.

Nun, Züseli erzwang das Reutern nicht, lief seinem Alten nicht davon. Aber wenn es des Sonntags im rußigen Graben saß, auf der Küchenschwelle den Hühnern zusah und die Geißen weidete, so mußte es doch denken, wie es lustiger zugehen werde in der Welt als hier im rußigen Graben. Mitzumachen begehre es nicht, dachte es, nur zusehen von weitem möchte es, um zu sehen, um zu wissen, wie es eigentlich auch gienge. Es juckte es wirklich manchmal, wenn der Alte schlief oder wenn er den Wydliwuchs beangenscheinigte in seinen Revieren, draus zu laufen und sich das Ding recht zu besehen, besonders da, wo Tanz war oder sonst berühmte Lustbarkeiten. Aber es traute sich doch nicht, Schläge hätte es baar gehabt, und es fiel ihm gar nicht ein, den Vater nicht für den Vater zu halten. Es liebte ihn eigentlich; wenn er gestorben wäre, so hätte es sich kaum trösten lassen. Und auch der Vater liebte sein Töchterlein, wenn er es schon selbst nicht wußte, es war sein Schatz und sein Kleinod, seine Plackereien eigentlich nichts als Eifersucht und Angst, es möchte ihm jemand denselben rauben oder denselben mit ihm theilen wollen. Wie der rechte Geizhals, dem das Geld sein Gott ist, dessen sich nicht rühmt und groß damit thut, sondern sich arm stellt und wegen Armuth jammert, ungefähr so hatte es Barthli mit seinem Töchterlein und umgekehrt wie die Väter und besonders die Mütter mit ihren Töchtern, denen sie gerne los wären, gerne sie glücklich machen, das heißt an Mann bringen würden. Sie hatten aber auch ein ähnlich Schicksal, den umgekehrten Kummer, Barthli, es wolle ihm jeder sein Meitschi nehmen, die anderen, die ihren wolle keiner, denn was man am nöthlichsten sucht, findet man nicht, sondern das Gegentheil.

Barthli mußte einmal wieder z'Märit nach Bern, denn es giebt Zeiten im Jahr, wo man auf dem Lande keine Körbe absetzt. Züsi mußte mit, er hatte viele Körbe, und nahm er's mit, hatte er es wenigstens unter den Augen. Daheim hütete es ihm niemand, denn eine Nachbarin, welche sonst ein Auge auf es haben sollte, gieng auch z'Märit. Züsi gieng auch gerne. Wenn es schon nicht mehr so in Entzücken versank, so sah es doch vieles, an welches es denken konnte in seiner Einsamkeit, und wenn ihm die Suppe auch nicht mehr so vorkam wie eine Speise von den Tafeln

aus dem tausendjährigen Reiche, so lebte es doch wohl daran, und wenn sie guten Verkauf hatten, ließ der Vater wohl auch ein Stücklein Fleisch und etwas, sah aus wie Wein, aufmarschiren. Er gab hie und da einen schwachen Schimmer von sich, als dürfe er sich etwas mehr gönnen als früher, aber bemerkte es jemand, so that er auf lange kümmerlicher als je.

Wer an einem großen Markttage an einer Hauptstraße steht, findet Stoff zu mancher gottseligen Betrachtung, zu mancher Predigt, er sieht sichtbarlich vor sich die Lebensstraße. Es rennen die einen dem Getriebe des Marktes zu wie unwillkürlich durch einen Magnet oder einen Strudel angezogen. Es wandern andere besonnen und behaglich dahin, meiden die Steine, suchen den besten Weg, verkürzen sich den Weg mit Plaudern, haben vergnügliche Gesichter und zuversichtliche, daß ihnen was Gutes nicht fehlen werde. Es karren und trappen die dritten mühsam daher, möchten aber auch eilen, es geht nicht, sie kommen hintenher durch dick und dünn, haben Angst, sie kämen zu spät zu den guten Dingen, und kommen doch nicht vorwärts. Wie die den vorübersprengenden Fuhrwerken nachsehen, die einen schmerzlich, die andern zornig! Fahr nur so stark du magst, du kommst desto früher zum Lumpenthürli; dann kannst wieder mit mir laufen, wenn du noch laufen magst! Ich sprengte auch und mochte nicht warten, bis ich in einem Gasthof saß. Jetzt weiß ich wieder, wie das Laufen ist, und wäre zufrieden, wenn ich einen Batzen hätte und zu einem Schluck Branntwein käme. So führt mancher Selbstgespräche, hängt jedem dahineilenden Fuhrwerke eine Lebensskizze der darin Sitzenden an sammt etwelchen frommen Wünschen und Weisagungen. Humpelt aber noch einer mit ihm, so führen sie zusammen erbauliche Gespräche, machen sich vertrauliche Mittheilungen über ihre Nächsten und streiten sich darüber, ob diese sich seiner Zeit selbst hängen oder ob sie gehängt werden würden und was sie noch alles darüber aus verdient.

Barthli und Züseli gehörten unter die Karrenden, doch nicht unter die Unglücklichen und von Grund aus Mißvergnügten. Barthli wäre für heute mit der Welt zufrieden gewesen, wenn nur gar kein Mannsbild auf der Straße gewesen wäre, und Züseli sah ganz vergnügt aus. Sie kamen früh in die Stadt, so wurde am besten der gefährlichste Theil des Volkes gemieden, der junge. Manchen Aerger über die Stadtweiber hatte Barthli auszustehen, sorgte aber soweit billig für Entschädigung.

Züseli machte indessen noch bessere Geschäfte, denn mit ihm machte man lieber als mit dem rußigen Alten, und als Trinkgeld obendrein bekam es nicht selten die Bemerkungen: „Es charmants Meitschi! Wäre das recht angezogen, so machte das Puff.“ „Mach nur nicht, daß es das hört,“ sagte dann wohl eine Begleiterin. „Es wäre im Stande, es käme in die Stadt. Wohl, das würde ein sauber Dirnlein

abgeben!" Wer weiß, was die Rednerin selbst abgegeben hätte, wenn sie hübsch gewesen wäre, wovor sie aber Gott bewahrt hatte. Wird seine Gründe gehabt haben, der liebe Gott.

Neben dem Aerger über die Stadtfrauen hatte Barthli noch großen Zorn zu verwerchen über die Gensdarmen. Er könne nicht glauben, daß der liebe Gott die ganze Welt erschaffen, sagte er. Der liebe Gott sei ein weiser Mann. Zweier Gattig Kreaturen habe er nicht gemacht, Kröten und Gensdarmen (wenn's noch Landjäger wären, er wollte nicht soviel sagen). Von denen wisse er nicht, und kein Mensch habe es ihm sagen können, für was die gut seien, und allen Leuten gruse es drob. „Wohl, Barthli," sagte ihm ein Kamerad, „das kann ich dir sagen. Lue e Krot oder e Gensdarm recht a, und dann wirst du Gott danken, daß er es so geordnet, daß du der Barthli geworden und nit e Krot oder e Gensdarm. Dafür hat er sie gemacht." „Ja sieh" sagte Barthli, „das ist das nichtsnutzigst Volk auf Gottes Erdboden, gerade das, wo sie wehren sollen, machen sie selbst. Sie sollen heute machen, daß der Weg nicht gesperrt sei, sondern jedermann passiren könne, und gerade sie stehen dem ganzen Volk im Weg. Unsereiner sollte nirgends sein, wenn sie ein alt Mannli sehen, so kujoniren sie es, es ist nie am rechten Ort, schon dreimal hat mich heute einer angeflucht um nichts und wieder nichts. Und die Obrigkeit wird ihm doch nicht den Lohn geben, daß er die Leute das Fluchen lehre und wie man umgehen müsse mit alten Leuten. Dagegen steht der Aff da vor meinem Meitli, es weiß kein Mensch wie lang, verstopft den Kunden das Loch, hält dem Meitschi die Kunden ab, macht ihm den Kopf groß, das steht ihm immer am rechten Ort. Das muß gehen sich zu waschen, von wegen ich habe immer 'gehört, wenn ein Gensdarm ein Meitschi lang ansehe, so werde es krätzig oder bekomme auf's wenigste eine Haut, wie eine vierhundertjährige Eiche Rinde habe. Dem Hagel darf ich nichts machen, nicht einmal was sagen, aber ich will es der Obrigkeit eintreiben; wenn ich der was zu Leide thun kann, so will ich es gewiß nicht sparen.

Natürlich mußte es einstweilen das Meitschi entgelten, dem er kein gutes Wort gab und im Wirthshaus es so kurz als möglich abspeiste, daß es recht hungrig blieb und Augenwasser bekam vor Elend. Wenn es nur schon daheim wäre, dachte es, so könnte es den Hunger g'stellen. Wenn sie nur schon daheim wären, dachte der Alte, dann müsse ihm das Meitschi nicht bald wieder z'Märit, daß es ein Gensdarm nach dem andern angränneu könne. Da es ihnen beiden pressirte, kamen sie also auch aus der Stadt, aber viele Worte gönnten sie einander nicht.

An einem Markttage geht es lustig zu, überall sind die Geigen los, und wo ein Schild an einem Häuschen hängt, da stehen die Fenster offen, damit Geigen und Trampeln das Häuschen nicht versprengen. An diesen allen müssen die Heimkehrenden

vorbei, haben so die Musik umsonst. Für Mädchen, die nicht einkehren dürfen, sondern auf der Straße bleiben müssen, ist es eine Art von Spießruthenlaufen, besonders wenn sie weite Herzen haben, für viele Platz darin und nun denken, hier innen kann ein Schatz sein und dort wieder einer und so fort. Züseli war noch nie auf einem Tanzboden gewesen. Es könne nicht tanzen, sagte es, und könnt's nie lernen und begehre sonst nicht zu gehen. Wohl der Vater würde ihm! Es dachte nicht daran, daß es viele Mädchen haben mit dem Tanzen, wie die jungen Hunde mit dem Schwimmen. Man werfe nur einen in's Wasser, so kann man sehen, wie er das erste Mal schon munter fortkömmt. Züsi that es also nicht weh im Herzen, wenn es an einem zitternden Häuschen voll Geigen vorbeigieng, etwas kürzer wurden wohl seine Schritte, die Musik gefiel ihm.

Schon mehr als halbwegs waren sie und eben fast wieder an einem Wirthshause vorbei, als ein Bursche zur Thüre aus stürzte, Züsi packte, schrie: „Jetzt mußt kommen, einen mit mir haben," und mit ihm fahren wollte dem Wirthshause zu, wie es üblich und bräuchlich ist. Das Meitschi wehrte sich, der Alte brüllte: „Willst mir das Meitschi sein lassen, du Uhung du?" und faßte auf der andern Seite und riß auch. Sie rissen und brüllten; es war ein Mordspektakel, wäre jedoch kaum beachtet worden, wenn's bloß gewöhnlicher Schryß gewesen wäre. Ein Mädchen hat Schryß, heißt so viel als: es ist fêtirt, gesucht. Es sollen nämlich die Mädchen, wenn Bursche sie zu Wein und Tanz führen wollen, sich erst tapfer wehren, thun's jedoch nicht alle, wenigstens nicht nöthlich, aus Furcht, die Bursche könnten nicht recht anwenden, zögen gerne den Kürzern und ließen ab. Nun geschieht es auch, daß zwei Bursche an einem Mädchen zerren, bis Kleider und Arme fast vom Leibe gehen, oder wenn ein Mädchen im Ernst heim will, sie es förmlich zurückschleppen, daß ein Fremder meinen würde, sie hätten Befehl erhalten, das Mensch todt oder lebendig einzubringen. Diesmal schien es mehr oder weniger eine abgeredete Sache zu sein, Züsi mal in's Wirthshaus zu bringen dem Alten z'Hohn und z'Trotz, denn aus den Fenstern brüllte es: „Benz wehr dich, Benz setz nicht ab, zieh brav, bist e Leide, daß du der Alt nit magst!" So mußte Benz alle seine Kraft anwenden und schwor dazu alle Zeichen, sie möchten sich wehren wie sie wollten, Züsi müsse einmal in's Wirthshaus, das sei fertig, und er schleppte sie beide wirklich hinter sich her, zur Bürgerlust der Zuschauer. „Alter setz ab, heute zwängst du nichts, du reißest ja deinem Meitschi den Arm aus dem Leibe. Komm mit, z'trinke mußt haben so viel du magst. Benz zieh recht, und wenn du nicht fahren magst, so wollen wir kommen und dir helfen", so scholl es aus den Fenstern. „Nicht nöthig", rief Benz, that frisch einen mächtigen Ruck, daß der Alte das Mädchen lassen mußte und Benz sammt dem Mädchen bei einem Haar überpurzelt wäre. Ein furchtbar Gelächter

erscholl. Desto schneller machte sich Benz mit dem förmlich eroberten Mädchen in's Haus.

Drunten blieb der Alte fluchend stehen und wünschte der muthwilligen Jugend alle Hagelwetter auf den Hals, schalt sie Räuber, Mörder und merkte nicht, daß er da eine Komödie aufführe, und dazu noch unentgeltlich, zum Ergötzen des Publikums. Endlich kam die Wirthin, eine resolute kuraschirte Frau mit gutem Herzen. „Das ist öppe nüt Witzigs von euch, ein alt Mannli so z'plage, wollt so vornehme Bauernsöhne sein. Hätte geglaubt, zu einem solchen Lümmelstückli wäret ihr zu stolz. Und für was seid ihr denn da?" schnauzte sie gegen einen Gensdarmen. „Unglücksmacher seid ihr, wenn man euch brauchen könnte, sieht man euch nicht, und wo ihr abwehren solltet, da helft ihr noch. Komm, Barthli, hinauf, trink, was sie dir ja angeboten, laß das Meitschi ein paar halten, dann müssen sie es dir lassen, wann du willst, ich bin dir gut dafür. Ich will schon Ordnung machen, ich! Dazu brauche ich niemanden, und wenn er eine Montur an hätte und ein Säbeli am H—".

Als Barthli hinauf kam mit der Wirthin, da war Züsi zum großen Aerger des Alten bereits mitten im Tanzen. Es war ihm wirklich zu seinem eignen Erstaunen gegangen wie, doch per se nicht zusammen gezählt, einem jungen Hunde, und seine Beine bewegten sich ung'sinnet und ungeheißen, wie der Geiger es aufmachte. Gar freundlich wurde Barthli oben empfangen, mit Wein und Speisen reich regalirt, Gläser von allen Seiten ihm dargestreckt, man wollte ihn versäumen, mit Wein zudecken, daß er Pressiren und Heimgehen vergesse. Aber Barthli war nicht erst gestern auf die Welt gekommen und von Natur nicht dumm. Ein Glas Wein, wenn es ihn nichts kostete, trank er nicht ungern, er theilte diese Schwachheit mit noch ganz anderen Leuten, aber das Spiel mit sich treiben ließ er nicht gerne, den Posten, Anderer Narr zu sein, liebte er nicht, auch wenn es was eintrug und er, Barthli, geizig war. Er nahm, bis es ihn dünkte, er habe genug und drei Tänze sollten getanzt sein. Da wollte er sein Meitschi haben und fort, aber man lachte ihn aus und der Spektakel gieng von neuem an. Das Meitschi hörte es, und obgleich es ihm beim Tanzen war, als sei es halb selig, so stellte es doch dasselbe ein, wollte keinen Fuß mehr versetzen, sondern mit dem Vater heim. Aber Benz wollte es nicht gehen lassen, sondern zerrte immer frisch an ihm. Da kam die Wirthin wieder und sagte: „Jetzt laßt mir das Meitschi, ich versprach es dem Alten und er soll es haben, und wer es nur noch anrührt, den treffe ich, und wenn es an einem Mal nicht genug ist, zweimal. Es nimmt mich wunder, ob in meinem Hause die Leute nicht ein- und ausgehen dürfen, wie sie wollen." „Aber Wirthin, hätte geglaubt, du hättest mehr Verstand als so. Seit wann ist's Sitte, mit einem Mädchen zu tanzen und es so z'trocknem laufen zu lassen? Das thut dir kein rechter Bursche, besonders

wenn er noch einen Kreuzer Geld im Sacke hat," hieß es von allen Seiten. „Mir wär's manchmal lieber gewesen, z'trocknem zu gehen, als so einem Schnürfli ein Glas abzunehmen," antwortete die Wirthin. „Aber meinetwegen! soll ich eine Halbe bringen?"

Als die Halbe getrunken war, fieng die Geschichte wieder von vornen an. Benz wollte das Meitschi nicht lassen, erst jetzt habe er recht Muth zum Tanzen, und mit dem Trinken sei es nicht gemacht, es müsse gegessen auch sein, die Wirthschaft solle aufwarten mit dem wo zu haben sei, heute müsse was gehen, er setze nicht ab. Das Mädchen weinte und der Alte war fuchswild. Benz schimpfte ihn mit allen möglichen Ehrentiteln aus und fieng den Schryß wieder an. Da erschien die Wirthin, warf

Benz mit ihrem mächtigen Arm in die lachenden Zuschauer hinein, daß er davon fuhr wie ein Kegel von gewaltiger Kugel getroffen. „Jetzt Alter, nimm das Meitschi und mach, daß du mit ihm fortkommst, und daß mir sie keiner anrühre oder plage, sonst treffe ich ihn, daß er weiß, daß er getroffen ist," so rief das zornige Weib. Und unangetastet im Frieden zog der Alte mit seinem Kleinod ab. Man glaubt nicht, was so eine muthige Wirthin für eine Herrschaft übt. Der Wirth ist immer nur ein Fösel dagegen.

Der Alte fuhr wie ein großer Feuerteufel oder feuerspeiender Berg dahin, schimpfte über alles im Himmel und auf Erden und nicht am wenigsten über sein

Töchterlein, daß das einen Fuß zum Tanzen aufgehoben, gäb wie das sagte, es habe nicht anders können, es habe sich ja gewehrt bis z'ußerist use. „Zum Schein, du Täschli, polterte der Alte, wenn es dir Ernst gewesen, du hättest dich g'stabelig gemacht wie ein buchenes Scheit, daß der Tüfel ufg'hört hätt, mit dir z'tanze, ja wolle!"

Ja so ein alter Barthli, ein sechzigjährig Kudermannli hat gut reden; so einer, der von Natur g'stabelig ist wie ein Garbenknebel, der weiß nicht, was das Unghürigs wäre für ein achtzehnjährig Meitschi, wenn es sich gstabelig machen sollte, wenn der Geiger einen recht lustigen aufmacht und ein Benz mit ihm tanzen will.

Dem Meitschi gieng's ganz wunderlich im Kopf herum, bitter und süß durch einander. Das Schelten des Alten that ihm weh. Das Wüstthun von Benz plagte es. Daß er so einer sei, so wüst thun könne, hätte es keiner sterblichen Seele geglaubt, dachte es, und zu diesen Gedanken machte der Geiger lustig auf, die Tänze zuckten ihm durch den ganzen Leib, die Füße trippelten im Takt. Es war in dem seltsamen Zustand, wo man oben weint und unten tanzt, Füße und Augen allen Rapport zu einander verloren haben.

So kamen sie heim und d's Meitschi sollte die Haushaltung machen und zwar hinten und vornen im Hause. Wie die Ziegen mit ihrem Traktament zufrieden waren, wissen wir nicht, Klagen darüber kamen uns keine zu Ohren, aber über das seine schimpfte Barthli ungemessen, und zwar hatte er etwas recht, wir müssen es sagen. Der Kaffee war ganz ohne Sinn und Verstand, das Meitschi hatte das Pulver vergessen, er kam ganz weiß aus der Kanne. Die Erdäpfelrösti war schwarz wie ein Wollhut, ungesalzen und ungeschmalzen. Die Milch war ein unerhört, nie erlebt Getränke, denn im Verschuß hatte Züseli Salz und Butter in die Milch gethan statt in die Rösti. Man kann sich denken, was das für den hungrigen Barthli für ein Herrenleben war. Er war drauf und dran, was er sonst nie machte, in's Wirthshaus zu gehen und nachzubessern und den Leuten zu klagen, wie es ihm ergangen und was er für ein Meitschi habe. Zum guten Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, der Teufel sei von je ein Schelm gewesen, es wäre sehr möglich, daß er es jetzt noch wäre und Benz und Züseli zusammenführen könnte, so oder so. Er besserte sein Hundefressen mit einem Stück Käs aus, trank frische Geißmilch dazu und paßte auf Züseli, in welcher Richtung dessen Augen giengen, ob es wohl jemanden erwarte oder nicht. Und als es ihm sagte, es wolle zu Bette, es sei müde und schläferig, da ward ihm die Sache erst recht verdächtig. Aber wart, du Täschli, du bist mir noch lange z'wenig, Barthli ist dir und andern schlau genug, du Täsche. Wart bis morgen, dann will ich dir die Schlauheit auflegen, daß du sie faustdick am Leibe greifen kannst, brummelte er. Nun machte es der Alte schlau. Er stellte sich in die sieben Bohnenstecken, von denen aus er die Zugänge zum Häuschen übersah und

namentlich die Fensterchen allzumal, die blinden und die halbblinden. Da lauerte er wie die Katze auf die Maus und dachte: Wartet nur, der alte Barthli ist euch schlau genug, der thut euch Pulver in die Kanne und Salz in die Rösti. Er machte sich g'stabelig wie ein buchenes Scheit in seinen Bohnenstecken, und das war ihm keine Kunst, denn er war von Natur schon fast so, und spitzte die Ohren wie ein Haas in einem Kabisplätz. Er hörte immer etwas, bald hinten bald vornen, bald links bald rechts, es knisterte was im Laube, es trappete auf der Straße, es schlich etwas, es hustete, kurz er hörte alles Mögliche, aber es kam niemand. Es fror ihn, es fiel ihm ein, der Kerl könnte schon drinnen sein, er höre drinnen was. Richtig, da redete es. Barthli schlich wie eine Spinne, wenn sie eine Fliege um ihr Netz surren hört, gegen seiner Tochter Bett, stand stille und wollte wissen, wer da spreche und was, und wenn's Benz sei, ihn prügeln nicht für Spaß. Aber er verstand sich nicht auf die Töne, bis er dicht vor dem Bette stund. Da hörte er, wie Züseli brummte, drli drli, drli drli, drlum drlum drlum, drulili drlurili. Das gute Meitschi tanzte im Schlaf und machte den Geiger dazu und war sicherlich selig in seiner Freude. Es fehlte aber nicht viel, der Alte hätte sie ihm rauh vertrieben und ihm zugemessen, was er Benz zugedacht. Hart rüttelte er das Meitschi auf und gab ihm einen väterlichen Zuspruch, nicht bloß aus dem Salz, sondern aus dem Pfeffer, der aber dennoch nicht tief gieng, denn kaum stand der Alte wieder in seinen Bohnenstecken, so sumste es im Stübchen wieder drlü drlü, drli drli, und lustig gieng's in des Mädchens Seele zu, während draußen der Alte fror und fluchte und alles umsonst. Benz kam nicht, aber kommen hatte er wirklich wollen, der Geist wäre willig gewesen, aber das Fleisch war zu schwach. Er war hart betrunken, fand den Weg nicht, fand überhaupt keinen Weg mehr, und wie und wann er nach Hause kam, darüber gehen verschiedene Gerede.

Als Benz wieder zu ordentlicher Besinnung kam, da ward sein Gewissen beschwert durch die Art und Weise, wie er Barthli behandelt und titulirt hatte. Das Meitschi stak ihm im Herzen und das Hüsli im Kopf und beide tief. Das Meitschi gefiel ihm wohl, es war eingezogen, flink und fleißig, hübsch genug für ihn, wie er sagte, aber es chöm nit alles uf d'Hübschi a, sondern d's Meiste uf's Ordelithue, und dann könne er einmal noch ein ganzes (die Löcher im Dache rechnete Benz für nichts) Hüsli erben, da brauche man keinen Hauszins, könne pflanzen, ja das wäre ein schöner Anfang und viel gewonnen. Wenn man ein Meitschi gerne möchte, so schienen es Benz denn doch nicht zweckmäßige Präliminarien, den künftigen Schwäher zu mißhandeln, er erachtete, der Schaden müsse ausgebessert werden, aber das Wie gab ihm lang zu sinnen. Endlich fiel ihm was ein. Er stahl seiner Meisterfrau einige alte zerrissene Körbe und machte sich nach dem Feierabend mit denselben dem

rußigen Graben zu. Er fand den Alten auf dem Bänkli vor dem Häuschen. Das Meitschi saß neben ihm auf dem Tritt der Stiege, die in's Obergaden führte.

Die Meisterfrau schicke ihn, sagte Benz, er habe da einige alte Körbe zum Flicken, wenn es sich der Mühe lohne, er solle sie g'schauen, und somit saß er ohne weitere Komplimente neben den Alten auf das Bänkli ab. Der Alte hatte alsbald die Trümmer der Körbe zur Hand genommen und gerieth in schauerlichen Zorn. Er ließ ihn zuerst los über die Bauernweiber, wie die immer hundshäriger würden, wüst Gythüng. Da solle er Körbe flicken, fordere er mehr als zwei Kreuzer für einen, so sage man ihm wüst, und habe er mit demselben doch mehr zu thun, als mit einem neuen dreibatzigen. So gehe man mit armen Leuten um; wenn man sie blutt gemacht, wolle man sie noch schinden.'

Nachdem er alles gemustert, wandte sich sein Zorn. „Los Bub," sagte er, „mit solchem Zeug schickt dich keine Bäurin, wenn sie recht im Kopf ist, und das ist deine, das ist eine rechte Frau. Du Lumpenkerli willst anfangen, wo du es gelassen, ich soll dein Narr sein, aber du bist am Lätzen, stell einen hölzernen an, wenn du einen Narren haben mußt, oder sei ihn selbst, aber den Barthli laß ruhig, der zeigt dir sonst den Weg unsauber. Nimm den Zeug und packe dich, und daß du mir nicht mehr unter das Dach kommest, sonst mache ich, was gut ist."

Benz blieb sitzen und sagte ruhig: „Etwas recht hast und etwas nicht. Die Meisterfrau hat mir in der That diesen Zeug nicht gegeben, sondern ich kam aus mir selbst und weißt warum? Ich wollte schon am Märitabend kommen, es war aber besser, ich kam nicht, ich war z'volle, mein Lebtag nie so, wie ein Kalb, sag ich dir. Nachher kam's mir, ich sei wohl grob mit dir umgegangen, und es war mir leid, von wegen sieh, es geschah nicht aus Absicht oder gar aus Bosheit, sondern wegen der Bekanntschaft. Sieh, ich will es dir graduse säge, dein Meitschi g'fallt mir, es dünkt mich, es schicke sich niemand besser zu einander, als ich und es. Wir sind beide jung und hübsch genug für einander, können beide wohl verdienen, es bekömmt ein Hüsli und ich keins, es hat einen Aetti und ich ein Müetti, beide alt, wegen der Hübschi haben sie einander nichts vorzuhalten. Wenn du und es einander heiratheten, so brauchte ich für d's Müetti keinen Hauszins mehr, es könnte die Haushaltung machen und d's Meitschi desto besser verdienen, und wenn denn da alles zusammenkäme, so hätten wir bald Geld z'weg und könnten entweder mehr Land kaufen oder das Hüsli neu unterziehen lassen, es mangelt dasselbe grusam. Wenn du mir d's Meitschi gä wotsch, es hat nichts dawider, ich wüßt nicht was es wett ha, so b'sinn di nit lang und säg's, daß i mi rangiren cha. Mit Werche mag mich keiner und sparsam bin ich auch. Daß ich mich vollgesoffen letzthin, daran stoß dich nicht, das geschieht

des Jahrs nicht manchmal, und selb macht nichts, sagt man. Die Mutter ist huslich, für Schmutzigs z'spare i d'Suppe, i d's Krut u sust, kratzet si all Egge us. Die erspart dir manche Krone des Jahrs. Lue, du bist afe alt und lang wirst es nicht mehr machen, aber du sollst deine Sache haben wie recht und brüchlich, für einen Hund sollst nicht gehalten werden, wie es an manchem vornehmen Orte der Brauch ist, wir wollen dich für e Aetti ha, seiest wunderlich oder nicht, krank oder g'sund. Ich habe gedacht, du werdest froh sein, wenn dein Meitschi einen habe, ehe du davon müssest. Da habe ich gedacht, du gebest mir die Tochter, sie macht's auf mi Armi Thüri besser mit mir als mit einem, der manch tausend Gulden hat, daneben dann aber ein Hudel ist, und dann ist's auch nicht, daß ich ganz nichts habe. Oder was meinst, Barthli, nicht wahr, du giebst mir d'Tochter?"

„Ja, ja, ja, einem solchen Lausbub wie du die Tochter geben, ja, ja, ja, das wär es witzigs Stückli vo Barthli, einem, wo nichts als plagen kann und damit anfängt, mich zum Narren halten zu wollen. Ich glaube, du möchtest gern das Hüsli, und dazu noch mir deine Alte, die wüste Schnupfdrucke, anhängen, so was käme noch manchem Narr in Sinn. Mein Meitschi mangelt keinen Mann, wir mögen die Sache, welche wir pflanzen, selbst fressen, brauchen keinen Schmarotzer und Unflath dazu. Und jetzt mach, daß du fortkömmst, und das Gnist, wo du gebracht, nimm mit oder ich schlage es dir um's Gesicht.

Benz wollte frisch ansetzen, versuchte Barthli darzuthun, wie kommod in alle Spiel ein Tochtermann wäre, wie er doch einen haben müsse und viel besser thäte, einen zu nehmen, der am Tage komme, als einen, den ihm das Meitschi z'Nacht zueche schleipfe. Er sollte nur das Meitschi fragen, ob es ihn wolle oder nicht. Aber Barthli fragte das Meitschi nit, wotsch oder wotsch nit? Benz hatte seine Sache nur schlimmer gemacht, den Verdacht geheimen Einverständnisses erweckt und jetzt wirklich Zeit zu gehen, wenn er nicht fremde Hände am Kopf haben wollte. „Sag," rief ihm Barthli nach, „deinem alten Kratte, wenn sie einen Mann wolle, solle sie sich einen kuderigen machen lassen, andern bekomme sie keinen." Da drehte sich Benz um und sagte: „Jetzt schweig, Alter, und wart du nur, es kömmt einmal die Zeit, wo du froh über Benz wärest, aber dann kamst du lange pfeifen, du alte Wydlimauser du, was d'bist."

Züseli war bei der ganzen Verhandlung gewesen, aber nicht gefragt, hatte es auch nichts dazu gesagt. Der Alte fragte es auch nachher nicht, ob er es ihm recht gemacht, sondern behandelte es als Mitschuldige. E Dirne, e wüst's Bubemeitschi sei's, nit trocke hinter den Ohren und schon einen Mann wollen, pfy Tüfel! Kabiswasser saufen müß es ihm, bis solche Mücken vergangen seien. Daß es ihm nicht d's Herrgotts sei, mehr einen anzusehen, sonst wolle er ihm die Augen schon ver-

machen mit Harz oder Schnupf, was er zuerst bei der Hand habe. Er wolle ihm das Gaffen und Liebäugeln vertreiben! Es sei nichts besser dafür als eine Drucke voll Schnupf i d's G'fräß. Er möchte doch wissen, was sie da mit einem Tochtermann, mit so einem Gränni machen sollten in dem kleinen Hüsli, wo sie kaum selbst Platz hätten. Es sei jetzt mehr als zehn Jahre, daß seine Alte gestorben, sie hätten es seither machen können ohne Tochtermann, er wüßte gar nicht, warum sie jetzt auf einmal einen nöthig haben sollten, so ne Kerl, wo freß für zwei, Platz versperr und nichts könne als die anderen versäumen! Wir mangeln keinen Tochtermann, wir

können es alleine, giebt die Geiß ja längs Stück für uns kaum oder gar nicht Milch, verschweige dann für ein so groß Kalb."

Von diesem Standpunkt aus sah Barthli die Sache an. Es wird sicher niemanden und namentlich keiner lieben Leserin unerwartet kommen, wenn wir sagen, daß Züseli nicht von diesem Gesichtspunkte aus die Lage der Dinge betrachtete. Das Tanzen und der Tochtermann hatten in seinem Köpfchen sich Platz gemacht und drehten sich darin mit einander herum, daß ihm fast alles Sinnen und Denken vergieng. Kaum achtzehn Jahre alt und schon einen Mann haben können, und ist manche schon siebenzig Jahre alt und hat noch keinen! Dann hätte es mit ihm

z'Märit gehen können und beim Heimgehen tanzen, drli, drlü. Und wenn der Alte nicht dabei war, so probirte Züseli richtig, ob es es noch könne. Man sieht, Züseli hätte mit einem Tochtermann seines Vaters schon was anzufangen gewußt. Aber es sollte ihn ja nicht haben, sollte keinen Mann haben, denn der Alte wollte ja keinen Tochtermann. Nie mit einem vom Märit heimgehen und mit ihm tanzen! — das kam ihm fast über's Herz, es mußte weinen, es mochte wollen oder nicht, es mußte an Benz denken. Der hätte sich doch so wohl geschickt, fand es je länger je mehr, die Mutter hätte es eben auch nicht begehrt, aber ihn wohl, und zu brauchen wär er sicher auch gewesen, was er nicht gekonnt beim Korben, hätte man ihn b'richten können.

Bis jetzt hatte Barthli mit Recht nicht über Züseli klagen können, sondern Ursache gehabt, dem lieben Gott für das Meitschi zu danken, denn es war nicht bloß die Stütze, sondern auch die Blume seines Alters. Nun begann es zu ändern. Böses machte, so viel wir wissen, das Meitschi nichts, aber mit seinen Sinnen und Gedanken war dasselbe nicht mehr da, wo es sein sollte, sie flogen ihm davon, es wußte selbst kaum wohin. Das eine vergaß es, das andere machte es verkehrt, daß der Alte wirklich manchmal schlimm daran war. Bald war nicht gekocht, bald nicht gemolken, die beiden Handhaben an einem Korbe auf der nämlichen Seite, oder gar feuerte es mit Korbwydlene an.

Dazu begann das Meitschi schlecht auszusehen, müde zu werden, plärete viel, daß der Alte wirklich an's Krankwerden dachte und eine alte Nachbarin zu Rathe zog. Die tröstete ihn. Das sei nichts Anderes bei jungen Mädchen, sagte sie, das gebe es oft und werde schon bessern. Da sei nichts besser dafür, als ab Bocksbart zu trinken, der sei b'sunderbar gut in selligen Umständen. Zu all seinem Elend mußte nun Züseli ab Bocksbart trinken, der schmeckte ihm aber grundschlecht und man sah gar nicht, daß es ihm anschlug, eher das Gegentheil. Je weniger er aber anschlug, desto böser wurde der Alte mit Züseli. „Du sufft ume z'wenig," sagte er, „es würde sonst schon bessern, der ist ja expreß gut dafür. Wotsch sufe oder nit!" Wegem Bocksbart konnte er fragen, wotsch oder wotsch nit, hätte er wegem Tochtermann so gefragt, es hätte vielleicht besser angeschlagen.

Ob Züseli in dieser Zeit Benz nie gesehen, nie gesprochen, wissen wir nicht, wir haben Ursache zu glauben, daß sie sich gesehen haben. Wenigstens wollte es eine Nachbarin behaupten, nicht daß sie dieselben bei einander gesehen, aber Züseli suche das Futter für die Geißen und den Bocksbart gar oft am nämlichen Orte, wo nüt Aparts für die Geißen wachse, und der Verstand gebe es doch mit, daß am nämlichen Orte nicht stets etwas zu finden sei. Aber von dort sehe man den Hof, wo Benz diene, und von dorther gehe man hinunter in's Dorf, das komme ihr sehr kurios vor. Uns dagegen gar nicht, denn jedem achtzehnjährigen Meitschi ist bekannt, daß ein solches Mädchen in einem Zimmer, wo drei Fenster sind, von denen eins gegen das Haus seines Schatzes sieht, sich immer an dieses Fenster setzt, auch wenn es gar keine Hoffnung hat, mit dem Schatz hinter den Fenstern zusammen zu treffen. Es ist immer Hoffnung, vielleicht ein Bein oder einen Kuttenfecken des Geliebten zu sehen, jedenfalls hat man einen sichern Haltpunkt für seine Gedanken, und schaden kann es ja doch nicht viel!

Wir wollen nicht entscheiden, wie es sich verhielt, das wissen wir, daß am zweiten Sonntag im August vergangenen Jahres Züseli daheim vor dem Häuschen saß und grausam Langeweile hatte und ein Blangen dazu, daß es ihm sein kleines Herz fast versprengen wollte.

Die Bewohner des rußigen Grabens meinten nicht, daß sie alle Sonntage zur Kirche müßten. Wenn man die Sonntagskleider alle Sonntage anziehen wollte, man wäre ja alsbald fertig damit, meinten sie. Barthli gieng noch zuweilen und manchmal nur damit das Meitschi daheim bleiben müsse, um zu hüten, denn das sah er sehr ungern gehen und legte ihm, wenn es einmal gehen wollte, Hindernisse in den Weg, wie er nur konnte und mochte. Ledigen Leuten sollte man das Kirchgehen ganz verbieten, meinte er. Es sei ihnen doch nie wegen Gottes Wort, sondern nur, daß ein Löhl den andern angaffen könne, und daraus entstünden böse Sachen, wie man Exempel genug habe. Mit Lesen gab Züseli sich auch nicht besonders ab und Barthli gab ihm das Beispiel nicht. Sie hatten wohl eine Bibel, aber nicht großen Appetit dazu. Hier ist das Sprüchwort besonders wahr, der Appetit kömmt über'm Essen. Man muß früh anfangen zu lesen und gut lesen, nicht bloß halb buchstabiren können, wenn man Freude am Lesen bekommen soll. Der Sonntagsmorgen gieng noch an. Es hatte für Menschen und Vieh zu sorgen, sich recht zu waschen und zu kämmen; statt Kartoffeln machte es einen Eiertätsch oder ein Eierbrod. Fleisch hatten sie des Jahres nicht oft auf dem Tisch. Diese Mahlzeit wurde schon um eilf Uhr eingenommen, lang vor zwölfe war man mit allem fertig, mit Essen und Abwaschen, und jetzt? Nun, manchmal gieng Züseli beeren im Walde. Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren fanden sich zur Genüge. Wohl flocht es auch

niedliche Körbchen mit allerlei Kunstwerken für sich, denn eigentliche Arbeit duldete der alte Korber am Sonntag nicht. Das sei das beste Zeichen, um wie viel die Menschen geschlechtet hätten und nichtsnutziger geworden seien, ehedem hätten sie arbeiten können in sechs Tagen, daß sie sieben Tage zu leben gehabt, jetzt schafften viele sieben Tag und brächten es nicht z'weg, daß sie sich des Bettelns erwehren könnten, behauptete er. Aber auf die Straße, in's Dorf hinunter, wo Wirthshäuser waren, dahin ließ es der Alte nicht, von wegen er war da nicht mit der Schnupfdrucke bei der Hand, um zu rechter Zeit vor allfälligem Schaden sein zu können. Da gab es lange Sonntagnachmittage und viel Seufzens.

So war es eben an jenem genannten Sonntagnachmittag. Die Ziege mäckerte im Stalle, und der Alte sagte, es sei ihm in den Gliedern, es nehme ihn wunder, ob es ein Wetter geben werde. Er wolle hinaustrappen auf die Egg, dort sehe man am besten, was werden wolle. Es fienge sich fast an zu fürchten, sagte Züseli. Vor acht Tagen habe es so grausam Unglück gegeben vom Wasser und man sage, es gebe gerne zwei Wassergrößen hinter einander und die zweite sei größer als die erste. Es wollte, er bliebe da, oder es wolle mit ihm gehen. „Dumm", sagte Barthli, „es muß jemand daheim sein, um Bescheid zu geben; wenn es schon ein wenig Wasser giebt, und daß es giebt ist noch lange nicht gesagt, das will ich eben gehen zu gucken, so wird dir doch hier oben die Emme nichts thun und die Aare nichts, und wenn es wäre, könnte ich dir doch nichts helfen und die Sündfluth wäre nicht mehr weit. „Man kann nie wissen", sagte Züseli kläglich. „Dumm", sagte Barthli und gieng langsam der Egg zu. Wenn doch dann an einem Sonntag von Hause weggegangen sein müßte, so sei es doch überall der Brauch, daß die Jungen giengen und nicht die Alten, dachte Züseli traurig. Aber es sei ein armes Tröpfli, es wollte bald lieber sterben als so dabei sein, keine Freude, keine Gesellschaft, von Lustbarkeit wolle es nicht einmal reden. Es setzte sich auf's Bänklein und hätte wahrscheinlich geweint, wenn es nicht Gesellschaft bekommen hätte. Seine Hühner kamen daher, nicht des Fressens wegen, sondern als ob sie bei ihm Schutz suchen wollten. „Es wird ein Vogel in der Nähe sein", dachte es. Aber die Hühner wollten nicht wieder von ihm weg, wie sie sonst thun, wenn sie den Vogel weiter geflogen glauben. Wie halb krank stunden sie um es herum und versetzten keinen Fuß um Futter zu suchen. Warum doch die Hühner so mudrig seien? dachte es. Wenn sie nur nicht was Böses gefressen, ihm nur nicht darauf giengen, es gienge ihm viel zu übel. Der Vater wolle kein Fleisch kaufen und Brod so wenig als möglich; wenn es nicht zuweilen was von Eiern machen könnte, so hätten sie d's Jahr ein, d's Jahr aus nichts als Kaffee und Erdäpfel und selb wär denn doch gar zu langweilig.

Es donnerte dumpf, das Meitschi wußte nicht von welcher Seite her. Es

wurde dunkler, es sei fast, als ob es Nacht werden wolle, kein Wunder, daß die Hühner gekommen, sie werden gemeint haben, es sei schon Zeit z'Sädel zu gehen, meinte es. Es fürchte sich schier, wenn nur der tusig Gottswille dr Aetti wieder da wär, sagte es zu sich selbst. Es stund vor das Dach hinaus und über sich sah es den Himmel schwarz wie ein ungeheures schwarzes Grab. „So habe ich es nie gesehen", sagte es zu seinen Hühnern, „wenn doch nur der Aetti käme, was braucht doch der seine G'wundernase auf die Egg hinauf zu tragen"! Still war es auch wie im Grabe, kein Vogel zeigte sich mehr, von ferne hörte man ein Gerolle, es war als wenn ein gewaltiger Todtengräber Erde würfe auf einen eben versenkten Sarg.

Schwere Tropfen fielen. Eine Nachbarin stand zu Züseli und sagte: „Es ist mir so angst, ich bekomme fast den Athem nicht, ich weiß nicht, was es geben will."

„Ja, und Aetti ist noch nicht heim, wollte auf der Egg nach dem Wetter sehen, und wenn er nur das thäte, so dünkt mich, er sollte heimkommen, aber er wird sich mit Klappern versäumen."

„Sieh, dort kömmt er und es pressirt ihm. Hätte nicht geglaubt, daß Barthli noch so schnelle Beine habe."

Da flammte es vor ihren Augen, als ob Feuer vom Himmel falle, daß beide die Hände vor die Augen schlugen, ein entsetzlicher Donner betäubte die Menschen, die Erde erzitterte, und ehe sie noch zu einander gesagt: „Gott, mein Gott!" brachen Wasserströme aus den Tiefen des Himmels, der schwarze Sarg war geborsten und seine Wasser platzten zur Erde. Beide stürzten ihren Häuschen zu, einige Schritte weit, sie erreichten sie zur Noth, naß bis auf die Haut, außer Athem. Kaum hatte Züseli ihn wieder, jammerte es: „Mein Gott, mein Gott, der Vater!"

Es war als ob Gott ihn bringe, er stürzte unter Dach. „Mein Gott, mein Gott, so hab ich's noch nie erlebt," keuchte Barthli.

Sie flüchteten sich in die Küche, um den Herd stunden betäubt die Hühner, hinten im Stalle schrie wehlich die Ziege, man hörte zuweilen ihre jammervolle Stimme durch das Rauschen der Wasser, zwischen den betäubenden Donnerschlägen.

„Wenn wir nur die Geiß hier hätten," sagte Barthli, „die hat grausam Angst und dort ist das Dach nicht am besten."

„Will probiren, sie zu holen."

Dreimal setzte das Meitschi an, um aus der Küche zu kommen, dreimal schlugen es die Wasser des Himmels, denn es war kein Regen mehr, es war ein Strom, der aus dem Himmel brach, zurück. Endlich kam es zum Ställchen, konnte die Thüre öffnen, da fuhr Feuer durch die Gewässer, blendete ihm die Augen, betäubt lehnte es sich an die Wand. Als es wieder Besinnung hatte, nach wenigen

„Schon war eine Ecke untergraben und die Wasser mehrten sich noch.“ (S. 57.)

Sekunden, war die Ziege weg, das Gitzlein auch, furchtbar brausten die Wasser, es donnerte, wie es in des Blitzes Glut gesehen, ein gewaltiger Bach durch den Graben, wo sonst nur in nassen Zeiten ein klein Wässerchen lief, das zur Noth ein Rädchen trieb, wie Kinder in Bächen einzuhängen pflegen.

Züseli floh zur Küche, naß bis auf die Knochen. „Vater, die Geiß wird da sein," rief es. „Als ich den Stall aufthat, kam der Blitz, und als ich wieder sah, war keine Geiß mehr da."

„Sie wird in der Angst um's Häuschen sein, man muß ihr rufen," sagte Barthli und rief mit seiner rauhen Stimme: „Gybe sä sä, chum sä sä!" Aber

Barthli's Stimme war zu dünn, drang nicht durch den Donner Gottes und das Brausen der Wasser, Gybe kam nicht. Er drang in seinem Eifer vor die Thüre, da sah er denn im Scheine der ununterbrochen flammenden Blitze den donnernden Bach, die Breite des Grabens füllend, höher und höher steigend, mit Gebüsch und jungen Tannen den breiten trüben Rücken bedeckt. „O, o Züseli, o Züseli, wir müssen sterben," schrie Barthli und vergaß die Ziege. Sie dachten einen Augenblick an Flucht, aber wohin in den wogenden Wassern? Sie dachten an den jüngsten Tag, und wenn der komme, so komme er ihnen auf den Bergen oder in den Thälern oder in den schäumenden Wellen. Sie beteten, was sie konnten, erwarteten zitternd das Vergehen von Himmel und Erde. Die Wasser brausten, die Hütte wankte, sie hatten sich ihrem Gott ergeben, achteten sich nicht mehr der Zeit, sie warteten auf das Oeffnen der Thore der Ewigkeit. Da ward es wieder heller, die Blitze minder feurig, die einzelnen Donnerschläge ließen sich unterscheiden, waren weniger betäubend, wurden majestätischer, die armen Sterblichen athmeten wieder, sie hofften wieder, über die Gerichte sei aufgegangen die Sonne der Gnade.

Da kam plötzlich eine Stimme durch die Küchenthüre: „Barthli, lebst noch?"

„U de?" war alles, was Barthli hervorbringen konnte.

„G'schwing, g'schwing komm, sonst nimmt's dir d's Hüsli weg."

Ohne weitern Uebergang brachte dieser Ruf Barthli urplötzlich aus allen höheren Stimmungen heraus in die Gegenwart, er machte sich hinaus. Durch Züseli bebte es wunderbar, es hatte sich ergeben, alsbald vor Gott zu stehen, jetzt kam plötzlich Benzens Stimme zur Thüre herein. Es konnte nicht aufstehen, der

Athem fehlte ihm, die Glieder waren wie gelähmt, Ströme flutheten um sein Herz, die Ströme um's Hüsli vergaß es.

Bedenklich sah es um das letztere aus, schon war eine Ecke untergraben und die Wasser mehrten sich noch. Aber Benz that klug und kühn das Nöthigste, den Strom zu brechen, den Zorn desselben abzuleiten. Barthli schleppte Material herbei, ihr wehlicher Ruf um Beistand scholl weithin, brachte Helfende herbei, und das Häuschen ward zur Noth aufrecht erhalten, aber es war die höchste Zeit gewesen, daß dazu gethan wurde, in wenigen Minuten wäre es verschlungen gewesen.

Nun ward es durch gemeinsame Anstrengungen außer Gefahr gestellt, die Wasser begannen glücklicherweise zu mindern, ihren Lauf konnte man wieder meistern, die nachhaltige Kraft der Menschen siegte über die rasch verbrausende Gewalt des Elements. Die Angst wich aus den Herzen der Menschen, machte aber bei vielen nur dem Jammer Platz, absonderlich bei Barthli. Er gehörte, wie man gesehen haben wird, unter die Jammersüchtigen, welche immer Ursache haben zum Wehklagen, nie zum Frohlocken, über Verlorenes klagen, des Geretteten nicht gedenken, nie dankbar sind in der Glückseligkeit, aber fort und fort mit der Vorsehung hadern über jede Widerwärtigkeit. Wie ihm die Nachbaren auch sein Glück priesen, daß er, sein Kind und das Häuschen gerettet worden, er hatte keine Ohren dafür, er jammerte nur über seine verlorenen Geißen. Wie die alte gebe es keine mehr, weder im Oberland noch im Unterland, kein Rathsherr sei so witzig wie sie gewesen, die habe gewußt, wo das Gras melchiger sei, außer dem Zaun oder inner dem Zaun, und wo sie innerhalb habe grasen wollen, habe es ihr kein Zaun gewehrt, und dazu sei sie wenigstens acht Thaler werth gewesen. Wenn das Gitzi geworden wäre wie die Geiß, so wäre es auch acht Thaler werth geworden, zusammen also sechszehn Thaler, woher jetzt die nehmen? Und wenn man sie auch je wieder zusammenbrächte, wo dann Geißen finden so melchig und witzig und merkiger als kei Rathsherr? Was nütze so das Hausen, wenn dann der Herrgott selbst komme und die Sache verherge, daß es keine Art habe, man sein Lebtag sie nicht wieder z'weg bringe?

Solche Rede ärgerte die Leute stark, und während sie starke Antworten beizten, mäckerte es hinter Barthli erst grob, dann fein. Hastig sah er sich um, es waren seine Ziegen, welche ihm die Antwort brachten, hellauf und wohlbehalten, und Benz war's, der sie hielt. Da war wieder größer als die Freude über die Geißen der Aerger, daß Benz es war, der sie hielt. „Hieltest sie versteckt, hätten sie dir vielleicht auch gefallen?" sagte er giftig.

„He," sagte Benz ganz kaltblütig, „wie kam ich zu ihnen? Wo es so wetterte, daß man nicht wußte, bleibt etwas ganz auf dem Erdboden oder ist's Matthäi am

letzten, da sagte mir der Meister: „„Benz, und unsere Waare im Schürli! Die erbarmet mich, darfst es wagen und sehen, ob ihnen zu helfen ist?““ „„Meister,““ sagte ich, „„warum nicht, wenn's aus ist, so kömmt es in eins, bin ich hier oder draußen, und allweg ist's den armen Thieren ein Trost, wenn jemand Vernünftiges bei ihnen ist.““ Als ich zur Noth hinausgekommen, denn bald hat mich der Wind genommen bald das Wasser, habe ich nebem Schürli mäckern hören und da die Geiß gefunden, die sich dahin unter Dach geflüchtet und schön Wind ab."

„Ja," sagte Barthli, „die ist witziger als mancher Rathsherr, hab ich ja gesagt."

„Ich habe sie in Stall gelassen," fuhr Benz fort, „und weil ich sie erkannt, habe ich gleich gedacht, die sei unten dem Wasser entronnen und Barthli's könnte ein Unglück begegnet sein, und als ich für das Schürli gesorgt und gesehen, daß es demselben nichts mehr thue, bin ich daher gekommen, wie, weiß ich nicht, das Häuschen ist noch gestanden, aber Noth zu wehren hat es gethan; wenn mir die Geiß die Beine nicht gleitig gemacht, wer weiß, ob der Alt und das Meitschi noch am Leben wären."

„He, ja, ja, man hätte eigentlich Ursache dir zu danken, aber was soll ich jetzt mit den Geißen anfangen, wo soll ich sie hin thun? Das Ställi hanget ja in der Luft und hat keinen Boden mehr und das Hüsli ist über Ort, was soll ich jetzt mit den Geißen, wo wir nicht wissen wohin," antwortete Barthli häßig.

„Barthli, du bist doch der Wüsteste, hättest Ursache dem lieben Gott zu danken, daß du mit dem Leben davon gekommen, hast ja auch die Geißen wieder und thust nichts als brummen und zanken," sagte ein Nachbar.

„Dank du, wenn es dir drum ist," antwortete Barthli. „Jetzt noch danken für ein solches Wetter, wie nie eins erhört worden ist seit Noah's Zeiten."

Darin hatte Barthli recht, daß in dieser Gegend nie ein solches Gewitter erhört worden war, es mußten Wolken geborsten sein vom Druck gewaltiger Wassermassen, die dann über den Rücken und an den Seiten einer nicht hohen Hügelkette hinstürzten, wo sie nicht wie in einem Trichter sich fiengen und gepreßt zu einem Loch aus mußten, sondern wo von allen Seiten Abfluß war in verschiedene Thäler, verschiedenen Flüssen zu, nach Ost und nach West. Barthli's Häuschen hieng über der halben Höhe des Berges, die Wasser, welche dort hinunter brachen, floßen in ganz kleinem Raume zusammen, und doch brachten sie über hundert Zentner schwere Steine zu Thale, trugen unter Barthli's Hütte von einem Hause einen schweren steinernen Brunnentrog weg und begruben ihn weit unten im Thale tief in den Schlamm, wo er lange nicht gefunden wurde.

Als in der That das Ställchen unbewohnbar gefunden wurde, sagte der gutmüthige Benz, den Barthli's schlechter Dank nicht gekränkt hatte: „He, weißt was,

das Meitschi söll se melche, de nihme i se i üses Schürli, uf es paar Hämpfeli Futter chunts dem Meister nit a, und es ist nit wyt, am Abe und am Morge cha das Meitschi se cho melche."

Da sah der Barthli den Benz an mit einem unbeschreiblichen Blick. „Meinst Bürschli, meinst," sagte er. „Hans," wandte er sich zu einem Nachbar, „du nimmst mir sie zu deinen, will sehen, daß ich für's Fressen sorge."

Die Nachbarn hatten Spaß und Aerger ob Barthli. Natürlich war Benzens Abferggete bekannt und wie Barthli gesagt, er wüßte nicht, für was er einen Tochtermann nöthig hätte. Natürlich hielten es alle mit Benz. Die Antwort ward zum Sprichwort, und wenn man Barthli einen Streich spielen konnte, so sparte es sicherlich niemand. Er war eben eine bei der immer größeren Abgeschliffenheit der Menschen, der immer größer werdenden Menge ohne Gepräge immer seltener werdende Persönlichkeit, vor der man eine Art Respekt hat und doch, so oft man sie sieht, lachen muß und Lust verspürt, sie zu helken oder zum besten zu halten.

„Nein, Barthli, nein," sagte Hans, „Platz für deine Geißen habe ich nicht und wenn ich hätte, so schickten sie sich nicht zusammen, meine Geißen sind gar zu dumm und deine ja witzig wie ein Rathsherr. Die wird gewußt haben, warum sie da hinauf zu Benzens Schürli lief. Sei nicht dümmer jetzt als die Geiß und laß sie gehen mit Benz. Und daneben glaube ich, wir haben das Wetter deinetwegen leiden müssen. Unser Herrgott wird dir haben zeigen wollen, für was man einen Tochtermann brauchen kann."

„Oeppis dumms e so," brummte Barthli, „üse Herrgott wird si sellige Sache achte! Um eine Geiß zu fangen braucht man kein Tochtermann zu sein, das kann jeder Maulaff, und für ein solch Wetter wird man so Gott will keine Hülf mehr brauchen, es ist genug, wenn man eins erlebt, wie dumm wär's, deretwegen einen Tochtermann anzustellen, für e Sach, die nie mehr kommt, was soll man mit einem solchen Maulaff anfangen? Wenn Hans d'r Kolder macht, so nimmst du mir sie, Niggi, nicht wahr?" sagte Barthli zu einem andern Nachbar.

„Nein, Barthli, nein, brauch Verstand, denke, was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nit scheide. Junge, fahr mit dene Geiße dr Berg uf, su hört das G'stürm uf."

Benz begriff das, rief Züseli, das begreiflich nicht weit davon stund, zu: „Um sechsi, hörst, ist g'futteret und wird g'mulche, chast mache, daß d'ufmagst und d'obe bist, nachher b'schließe ih wieder und chöntisch nit hche, u jez milch g'schwing, was no da isch, su chan i fahre, muß ga zur Waar luege."

Züseli that das geschwind und schweigend ab, und Benz sagte auch nicht viel, wahrscheinlich befaßten sie sich mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit.

Und als gemolken war, folgte stolz mit hoch emporgehobenem Haupte, wie wirklich ein Rathsherr es nicht besser gekonnt hätte, die Ziege ohne Widerstand Benz nach, als ob sie wüßte, was sie verrichtet hätte. Lustig tanzte das Gitzlein um sie herum, akurat wie ein achtzehnjährig Meitschi, wenn es vernimmt, es gebe nächstens eine Hochzeit, wo es Brautjungfer sein müsse und dann tanzen könne nach Herzenslust und dann vielleicht, man kann nicht wissen, einen Mann auflesen und dann wiederum eine Hochzeit und dazu eine noch lustigere, denn Braut sein ist doch noch lustiger als Brautjungfer sein, oder ist Bratis essen nicht besser als Bratis riechen — wir fragen!

„Morgen wirst dich kaum verschlafen, Meitschi!" lachte Niggi. „Danebe vergiß nicht, was dein Alter mit Schein noch nicht weiß, daß, was Gott thut, wohlgethan ist. Als es anfieng zu donnern und als die Wasserbäche kamen, da dachtest du nicht daran, was die Sache für einen Austrag nehmen werde."

Züseli vergaß es aber auch nicht und selbe Nacht schlief es nicht, verschlief sich am Morgen nicht. Die ganze Nacht stund der gestrige Nachmittag vor seinen Augen als wie ein großes bewegliches Gemälde. Es dachte nicht, es schaute nur, fühlte die Angst rieseln durch Mark und Bein, es war ihm das Herz eingeklemmt, daß es oft kaum Athem hatte, und doch war ihm wohl dabei, es war ihm, als ob hinter dem Graus die Sonne stehe und bald schöner als nie scheinen werde und die Greuel verklären und alles vergehen bis an Benz und Geiß und Gitzlein und sonst noch allerlei. So lag es da und sah, was vor ihm stund, bis es ung'sinnet graute draußen. Dann machte es sich auf leise, um den Alten nicht zu wecken, der gar tapfer schnarchte.

Der hatte auch lange nicht schlafen können, aber daran nicht so wohl gelebt wie sein Meitschi, im Gegentheil sehr schlecht. Er war zornig über den lieben Gott und über seine Nachbarn, rechnete seinen Schaden nach und ärgerte sich über die Schadenfreude. Er hätte nicht geglaubt, daß die Menschen so schlecht sein könnten, ihm ein solch Unglück noch zu gönnen, das G'spött mit ihm zu treiben und mit einem solchen Schnürfli gegen ihn zusammenzuspielen. Aber wohl, denen wolle er vor der Freude sein, die müßten ihn nicht auslachen. Morgen wolle er gehen und die Geiß melken, das werde kein Hexenwerk sein, und g'setzt, er brächte die Milch nicht alle heraus und die Geiß würde wüst thun, so werde das nicht alles zwingen und sie hätten doch dann nichts zum Lachen. Er sei gestraft genug mit dem Hüsli, das er müsse plätzen lassen, das Meitschi müsse ihm nicht noch heirathen obendrein, er wolle nicht zwei Unglück auf einander, wo eins größer sei als das andere. Er wälzte Vorsätze in seinem Gemüthe, groß, wild, trüb, fast wie die Wasserwogen am gestrigen Abend. Und mitten drein schlich der Schlaf, gaukelte ihm immer Wilderes

vor, band ihm leise die Glieder, drückte ihm die Augen zu, entriß ihm das Bewußtsein, blies ihm die Einbildungskraft noch einmal tapfer an und ließ dann das mit einander machen; weiß Gott, wo Barthli war, in welchem Welttheil oder gar im Himmel oder der Hölle, als sein Meitschi ihm davon lief und zwar noch lange ehe es sechs Uhr war.

Diesmal war der Himmel nicht trüb, wie er sonst oft ist nach solch gewaltigen Ergüssen, in klarer Bahn gieng die Sonne, und frisch und schön war es auf Erden, wo die Wasser gestern nicht gehauset; wo sie gewüthet, war es fürchterlich. Züseli hatte Mühe, zum Wasser zu kommen, wo es gewöhnlich mit Hülfe eines alten zwilchenen Lumpens Toilette machte und dabei eine schönere Haut hervorbrachte, strahlender vom Bache kam, als je eine Hochgeborene von ihrer Toilette und deren tausendfältigem Kram von Seifen, Pomaden, Essenzen, Bürsten, Kämmen, Zangen und Scheren und anderlei unnennbaren Dingen. Diesmal, vielleicht zum ersten Mal, war es Züseli dran gelegen anzuwenden und sich so schön zu machen als möglich mit Hülfe von Wasser und dem zwilchenen Lumpen, der einer dahingegangenen Kutte des alten Barthli entstammte. Der gewöhnliche Weg zum Bach war fortgerissen, es rutschte hinunter, kam nicht bloß zum Wasser, sondern in's Wasser und weit mehr als nöthig und ihm lieb war. Ueberdem war das Wasser trüb und häßlich und mörderlich kalt. Desto mehr wandte Züseli an, desto kräftiger drehte es seinen Lumpen aus, fieng wieder von vornen an, und als es mit Vorsicht am zerrissenen Uferrand emporstieg, erschien es oben lieblich und glänzte fast wie der Morgenstern oder wie die Morgenröthe, wenn sie das Haupt der großen Jungfrau im Berneroberlande verklärt. Davon aber wußte Züseli denn doch nichts, hatte nicht einmal einen Spiegel, um sich über den Erfolg seiner Anstrengungen zu vergewissern, dachte auch nicht daran, sondern nahm das Milchgeschirr und eilte damit den Berg auf. Es möchte sich verspäten,

das war seine Sorge. Gar zu ungerne hätte es gehabt, wenn Benz geglaubt, es sei „e fule Hung". So ein Meitschi wie Züseli setzt seinen Stolz in Arbeitsamkeit und Arbeitsgeschick, es hat keinen Begriff davon, daß man mit Klavierspielen und Affektiren zu einem Mann kommen könne. Es sucht dahin zu kommen, daß die Leute sagen: Der ist g'fellig, wo das bekömmt, von wegen es ist ein b'sunderbar werchbar Mensch, versteht alles wohl und dreht sich des Tags nicht bloß einmal.

Doch lief das Meitschi nicht in gleichem Schritte bis oben. Der müsse doch nicht glauben, daß es ihm so pressire, daß es nicht warten möge, bis es bei ihm sei, er könnte sonst meinen, wie viel ihm an ihm gelegen sei.

Benz war schon fertig mit Melken, als Züseli daher kam. „Hast Zeit," sagte er, „hätt nicht lange mehr gewartet, bei uns steht man des Morgens auf und nicht erst Mittags. Züseli wollte diesen Vorwurf nicht leiden, begehrte auf, da mäckerte es im Stall zweistimmig, die Thiere hatten seine Stimme erkannt, und als sie es sahen, thaten sie zärtlich, daß Benz das Wasser im Munde zusammenlief. Die Alte stund an Züseli auf und leckte ihm das Gesicht, das Kleine stieß es mit dem Kopf und tanzte ihm um die Füße.

„Seh, gieb das Melchterli," sagte er, „so kömmst nicht an's Melken."

Aber so meinte es die Alte nicht, sie wollte ihm nicht stille halten, ihn gar nicht dulden, eines so groben Kerli's war sie nicht gewohnt, Züseli mußte sein alt Amt verrichten. Wie hätte die alte Geiß erst gethan, wenn der alte Barthli an ihr hätte rupfen wollen!

Unterdessen gewann Benz des Gitzleins Freundschaft mit einigen Handvoll schönen Grases, so daß, als Züseli fertig war und dem Gitzlein auch flattiren wollte, dasselbe in große Verlegenheit kam, von wem es sich eigentlich rechtmäßig sollte flattiren lassen, und schön war es anzusehen, wie Benz und Züseli an dem verlegenen Gitzlein wetteiferten im Flattiren, jedes dem andern zeigen wollte, daß es doch am schönsten und wirksamsten flattiren könnte. Da hätte man gar nicht glauben sollen, daß eins oder das andere von ihnen pressirt sei. Am Ende mußte doch geschieden sein, was seine Noth hatte und zwar eigentlich wegen den Geißen, die mit Gewalt Züseli nach wollten und mit Mühe in die Trennung sich fügten. Das freute Züseli sehr. „Siehst du," sagte es, „sie haben mich doch noch lieber als dich. Ich habe es mit allen Thieren so, mit den Hühnern und den Katzen auch. Die

Thiere wissen's, wer wohlmeinig ist oder nicht, und können die Liebe erzeigen wie Menschen und d's Guntrări auch. Aber mein Gott, was wird der Vater sagen, daß ich so lang mache, adie" — und fort war's. Benz sah ihm nach und schüttelte den Kopf. „Ist das trümpft oder sonst g'stochen," sagte er. „Meint es dann, die Thiere hasseten mich, weil die alte dumme Geiß mich nicht wollte melken lassen? Wohl, das will ich anders b'richten und zwar schon diesen Abend."

Als Züseli heimkam, war Barthli eben am Erwachen, grunzte bedenklich und hob mühsam sein struppig Haupt aus dem Bett empor. Als er das Meitschi angezogen sah, sagte er: „Mach z'Morge, drwyle will ich gehn und melche, bis d'fertig bist, bin ich wieder da."

„Vater, es ist g'mulche, ich bin wieder da, und wenn Ihr auf seid, ist d's Morge fertig."

Was da der Alte für ein Gesicht machte und wie er mit dem Meitschi brüllte, was es so hätte zu pressiren brauchen, seit wann man nach Mitternacht melke und was die Leute sagen würden, was es für ein wüstes, mannsüchtiges Meitschi sei, man kann es sich kaum vorstellen. Züseli vertheidigte sich mit der Abrede und mit der Zeit, und wie kein Mensch was Böses denken werde, sie wären ja dabei gewesen, wo man die Sache abgeredet. Aber das half alles nichts, denn der Alte war eine von den glücklichen Naturen, die auf keine Einrede achten, immer fort reden in einem Zuge, und antworte man oder antworte man nicht, es kommt auf eins, sie thun als hätten sie keine Ohren; selbst der Stand der Sonne und wäre auch der Mond neben ihr gestanden, überzeugten ihn nicht, daß er sich verschlafen habe. Es geschah ihm sonst nicht, daher hielt er es für eine Unmöglichkeit, es schien ihm viel natürlicher, daß ob dem gestrigen Wetter die Sonne sturm geworden, daher den rechten Weg verfehlt, daher sich verspätet habe. „Es ist gut für einmal," sagte er endlich, „zum zweiten Mal wirst du nicht melken da oben."

Nach schöner Landessitte erscheinen bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen nähere und fernere Nachbaren mit passendem Werkzeuge, schaffen den Schutt weg, machen was Noth scheint, nicht bloß unentgeltlich, sondern viele bringen noch Lebensmittel mit und nicht bloß für sich, sondern auch für die Geschädigten. So geschah es auch am Montag nach dem verhängnißvollen Sonntag im rußigen Graben.

Die ersten kamen schon, während Barthli noch haderte mit seinem Meitschi; dadurch neugierig gemacht vernahmen sie leicht von den nächsten Nachbarn des Haders Grund und Ursache. Es gab Stoff zum Lachen und der arme Barthli war verkauft und verrathen, keiner hielt es mit ihm, alle waren gegen ihn. Als man

sich gehörig umgesehen, wurde Rath gehalten, wo anzufangen, was anzugreifen sei. Barthli redete stark von seinem Häuschen, das vor allem herzustellen sei.

Selb meine er auch, sagte eine Stimme hinter ihm, und als Barthli hastig sich umdrehte, stand Benz hinter ihm, hoch die Schaufel auf der Achsel, als Abgeordneter seines Meisters. „Bist auch schon da, was hast du dein Maul drein zu hängen, was geht das dich an", schnauzte Barthli ihn ab. „Hättest daheim bleiben können, wirst doch nit viel verrichten".

„E, e, Barthli, rief ihm ein Nachbar zu, vergiß nicht, was er gestern verrichtet hat, und allweg geht's den Tochtermann was an, wie es des Schwähers Häuschen geht."

„Er ist es einmal noch nicht", brummte Barthli und drehte Benz den Rücken zu, als ob er ihn sein Lebtag nicht mehr ansehen wolle.

Vor allem aus räumte man die Gräben und Straßen, verschaffte dem Wasser freien Lauf, kurz schaffte da, wo ein wachsender Schaden war. Ob der fleißigen Arbeit läutete es Mittag bald hier bald da von einem Kirchlein her, man merkte, daß man hungrig war, denn so ein Mittagsläuten ist für die Landleute das Gläschen, welches die Städter zu sich nehmen, um sich Appetit zu machen. Man stieß die Werkhölzer in die Erde, suchte sein Säcklein mit dem Vorrath, suchte ein schattig Plätzchen, eine Küche, das eine oder das andere sich wärmen zu lassen, z. B. Milch, wer sie nicht kalt vertragen konnte. Am meisten sammelte man sich um Barthli's Häuschen, welches Schattseite lag und große Bäume in der Nähe hatte. Züseli hatte vollauf zu thun mit Wärmen und Leihen von allerlei Geschirr und sollte dazu Bescheid geben auf gar allerlei Reden, grobe und feine, und daß Benz nicht weit von der Küchenthüre war, versteht sich von selbst. So gab's viel Lachens, und Züseli wußte wirklich nicht, wo ihm der Kopf stund, es sumste und surrete ihm in den Ohren, als ob es den mächtigsten Schwindel habe. In Angst suchte es allen, die was wollten, zu entsprechen, hatte daher nicht Zeit, Rede zu stehen, höchstens hie und da zu einer kurzen Antwort, hörte das Meiste nicht, was geredet wurde, und das gefiel den Leuten. Es sei ein recht Meitschi, sagten sie, öppe nit es uverschants und aläßigs, behülflich und gutmeinig, es gefiele ihnen am ganzen Leib besser, als der alte Korber am kleinen Finger, und es wäre schade, wenn das nicht bald heirathete.

„Nimm's," hieß es dann zu Benz, „nimm's, sust nimmt's e Andere. Oeppe der hübschist Schwäher bekommst nit, aber was frägt man des Schwähers Hübschi na, si ist mängist no drzu e uchumligi Sach, b'sungerbar, wenn er Wittlig ist u sust e Vogel. D's Meitschi ist allweg e Ma werth öppe wie du, d'Geiße nit g'rechnet, dem Hüsli ist si öppe nit viel z'achte. Seh, Alte, du heißest uns dann

z'Hochzyt cho, es wird doch e Niedersinget gäh? U schieße wei mr, wenn d's Pulver zahlst, daß me im Ärgäu glaubt, d'Franzose chöme."

Grob antwortete der Alte, und je gröber er's gab, desto lustiger gieng's.

Zum Glück gieng es Nachmittags wie üblich, wo Gottes Hand mächtig gewaltet über den Menschenkindern, eine große Menge von Leuten kam daher, die Verheerungen zu betrachten. Aus Neugierde kamen sie, und die meisten giengen mit Erbauung, denn auf solchen Stätten sieht der Mensch am klarsten seine Ohnmacht und des Herrn Gewalt, solche Stätten predigen am gewaltigsten: Ich bin der Herr und sonst keiner mehr, der ich dem Licht rufe und schaffe die Finsterniß, ich, der Herr, thue dieses Alles. Dann kommt Erbarmen in viele Herzen und mancher schöne Batzen fließt in die Hand der Geschlagenen, und manche Gabe wird hergesandt in den folgenden Tagen.

Als es Barthli war, als sei er in einem Wespen- oder gar Hurnussennest, sah er einen alten Bauer unweit von sich stehen, der auch gekommen war, das Unglück zu sehen, und eben Barthli's Häuschen betrachtete. Er war sein Schulkamerad gewesen und was noch mehr sagen will, mit ihm erst zum Herrn gegangen und dann zu des Herrn Tisch, in die Unterweisung, dann zum Nachtmahl. Das alte trauliche Verhältniß war geblieben, der reiche Hans Uli war Barthli's treuster Gönner. Zu dem flüchtete sich Barthli.

„Kömmst auch mein Unglück zu sehen. Warum mußte ich das erleben und noch dazu mit dem Leben davon kommen, was soll ich mehr auf der Welt? Was habe ich, als böse Leute und böse Tage!"

„Nit, nit, Barthli, versündige dich nicht, hast Ursache, dem lieben Gott zu danken, daß es dir noch so leicht abgegangen. Aber du bist immer der gleiche, siehst immer nur, was zu klagen ist, und nie, wofür zu danken wäre, bist übrigens nicht der einzige, haben es noch viele wie du, aber das ist eben lätz."

Aber was habe ich denn da zu danken? D's Hüsli halber fort und d's Herz voll Verdruß und e Zorn, daß i ne nit verwerche ma und wenn i hundert Jahr alt würd. I möcht doch de da frage, was da b'sunderbars z'danke sy sött?"

„Du bist ein wüster Barthli, weißt es nur. Wie leicht hättest können um das Meitschi kommen, die Geißen kriegtest auch wieder, das ist d'Hauptsach, um's Hüsli und die paar Bohnenstauden ist nicht viel g'fochte, und du weißt nit, warum danke?"

„Wüßt nit, warum ich zu danken hätte, wenn man mir meine Sache ruhig läßt und mir nicht nimmt, was mein ist. Da hätte ich ja nichts zu thun, als zu danken und jedem Hund zu scharwenzeln, der mich nicht frißt. Aber z'klage habe ich, wenn mir einer, sei's wer es wolle, nimmt, was mein ist, und dazu muß ich mich

lassen ausspotten, daß es mich vor Zorn fast versprengt. Daß es keine Frömmigkeit mehr giebt auf der Welt, sagte ich schon lange, aber daß es so schlechte Leute geben könnte, hätte ich doch nicht gedacht."

„Was ist dir geschehen, ward dir etwa noch gestohlen?"

„Aparti g'stohle nit, aber mehr als g'stohle. Da ist so ein wüster Schnürfli, der will für's Tüfels G'walt Tochtermann werde, und d's Meitschi, die Täsche, hets wie die andere, es hätt nichts dagegen, ich glaub gar, es wär ihm noch anständig. Und wie das unter die Leute kam, weiß ich nicht, aber da hält mir ein jeder Lausbub den Tochtermann vor, rühmt ihn an spottsweise, preisen ihn dem Meitschi an und hetzen den Lümmel an's Meitschi und der stolpert ihm nach, und dem muß ich zusehen und wie das Meitschi keinen Verstand hat und keine Scham, es wär sonst über alle Berge und die ersten Tage thäte es niemand hier sehen. Und statt dessen bleibt es da, ja denk, Hans Uli, giebt ihm sogar Bescheid und wartet ihm."

„Es wird doch nicht der sein, von dem die Leute sagen, er habe euch das Leben gerettet und die Geißen haben ihn so gleichsam herbeigerufen?"

„Wohl, grade der ist's. Meinethalb hätte er gar nicht zu kommen brauchen. Und sei er es oder sei er es nicht, so brauche ich keinen Tochtermann, zwei Unglück auf einander will ich nicht, es ist genug, wenn ich Kosten haben muß für das Hüsli z'plätzen und nicht weiß wo das Geld hernehmen, ich will nicht noch auf alles hin auch einen Tochtermann, für daß er uns die Speise, wo wir längs Stück d's Halbe mehr nähmen, vor dem Maul wegfresse. Ich sagte es ihm, ich brauche keinen Tochtermann, wir könnten alles selber essen, und er thut nichts darum, will es zwängen, dä Uflath. Aber wegem Retten mag ich nichts hören, es war nicht halb so gefährlich. Es hat nicht sein sollen, darum kamen wir davon, wenn es hätte sein sollen, so würde der Kerli wenig dran haben machen können, hätte lange können brüllen. Jetzt hinten drein ist's kommod sich zu rühmen, was man alles gethan."

„Hör, Barthli, du bist ein wüster Mann und thust ungattlich, es kommt dir so nicht gut, zähl darauf. Den Burschen kenne ich wohl, er ist ein guter z'werche und danebe e freine Schlufi und huslich, grad einen bessern findest nicht, und wenn du mußt bauen lassen, so wirst es erfahren, wozu du einen Tochtermann brauchen kannst," sagte Hans Uli.

Nun begehrte Barthli erst recht auf, was er sinne mit dem Bauen, z'wegmachen zur Noth, daß die Geißen nicht erfrieren, das werde sein müssen, aber von mehr sei keine Rede.

„Ein Kreuzer, den du verplätzest, ist g'schändet," sagte Hans Uli. „Geh den Bauern nach um Holz. Wenn du schon ein wunderlicher Barthli bist, daß es keine

Art hat, so hast doch gute Leute, kriegst Holz mehr als genug, und wenn du das hast, kostet dich der Rest nicht mehr viel, hundert oder zweihundert Thaler ist aller Handel, mehr als genug."

„Ja, ja, hundert oder zweihundert Thaler ist bald gesagt, wenn man es hat, aber wenn man es nicht hat, wo nehmen und nicht stehlen, und Schulden machen will ich nicht, wer sollte sie zahlen, und, wenn ich schon wollte, wer vertraute mir einen Batzen an?"

„G'stürm," sagte Hans Uli. „Aber hör, Barthli, weil wir einmal bei diesem Kapitel sind, muß ich dich doch etwas fragen, was mich schon lange wunder nahm. Es giebt Leute, welche guten Verdienst haben und wenig zu brauchen scheinen, von denen man glauben sollte, sie äufneten sich, und wenn es lange währe, müßten sie nothwendig reich werden. Und doch sieht man nichts davon, sie sind immer nöthig oder thun nöthig, kommen nicht vorwärts, gehen oft unerwartet zu Grunde. Wenn man dann untersuchte, fand man immer ein heimlich Loch, wo der Sack rann, daß es niemand merkte. Da begriff man denn bald, wo es hielt, daß es dem so gieng, daß er eine Eiterbeule am Leibe hatte, welche alle guten Säfte einsog und verzehrte. Gerade so einer, Barthli, bist auch du. Verdient hast seit vielen Jahren schwer Geld."

Potz wie polterte Barthli da über den Verdienst und die Mißgunst der Bauern, wenn ein arm Mannli nicht Hungers verreble; und lange kam Hans Uli nicht zum Fortfahren. „Verdient hast viel allweg und dem Schein nach wenig gebraucht. Im Wirthshaus sah man dich wunderselten, mit der Hoffahrt überthatest du es auch nicht, deine Leute hatten es eben nicht am besten, hattest sie nicht im Salb, hättest sie lieber in's Paradies geschickt, wo man es mit Feigenblättern wohlfeil machen konnte. Jetzt, Barthli, mußt du Geld haben oder hast ein geheim Loch im Sack wo es rinnt. Wo hast das, hast etwa irgendwo jemanden, dem du es anhängst? Aber es dünkt mich, in der langen Zeit wäre es dir an den Tag gekommen, und ich vernahm doch nie etwas der Art von dir. Glaub, es wäre dir lieber, unser Herrgott hätte nur einer Gattig Leute erschaffen statt zweier Gattig."

Nun begehrte Barthli wieder schrecklich auf über solche Verleumdungen und Zumuthungen und wie reiche Bauern nie glauben könnten, daß arme Leute so ehrlich sein könnten als die reichen Schindhunde, und er werde ihn doch nicht, mit einem Fuß im Grabe, zu einem schlechten Manne machen wollen. Er solle es probiren, wenn er könne, aber er wolle sich wehren, wie man's nicht denken sollte.

Aber in unerschütterlicher Ruhe stund der Alte vor dem belfernden Barthli und entgegnete endlich: „Und sag mir, was du willst, so ist's, wie ich sage. Ich habe zu lange gelebt, als daß ich mich so leicht anders berichten lasse. Entweder,

Barthli, hast ein geheimes Loch oder lange mehr Geld als für ein neu Hüsli nöthig ist, und anders berichtest du mich nicht."

„Los neuis," knurrte Barthli, winkte seinem alten Kameraden und gieng mit ihm weit hin auf einen freien Platz, wo weder Baum noch Strauch noch Graben war, daß jemand unbemerkt hätte lauschen können.

Da stund er still und sagte: „Hans Uli, du bist ein schlauer Mann, hätte es nicht geglaubt. Ja, was recht hast du, aber schlecht sollst du mich nicht machen. Du weißt, wie das Weibervolk ist, wo es an einem Orte einen Batzen schmöckt, möchte es zwei brauchen. Nit, meine Frau selig war nicht die schlechteste und d's Meitschi könnte auch noch schlechter sein, es laufen gottlob viele herum, die dreimal schlechter sind als es, aber wenn sie nit geng hätten müssen glauben, wir pfiffen auf dem letzten Löchli, es weiß ke Hung, wie si tha hätte. Darum that ich immer nöthlich, und wenn ich einen Kreuzer Geld hatte, so ließ ich sie es nie merken, sondern that just am nöthlichsten."

„Aber wo kamst mit dem Gelde hin?"

„Ich will es dir wohl sagen, antwortete Barthli, aber du mußt mir bei deiner Seele Seligkeit versprechen, es keinem Menschen zu sagen, und hältst du es nicht, soll deine Seele keine Ruhe haben im Grabe, sondern umgehen müssen eine Ewigkeit nach der andern. Einmal als ich von einer Stör heimkam, wo ich, wie meine Alte wußte, ein Büscheli Geld bekommen, plagte sie mich wieder bis auf's Blut um warme Strümpfe für sich und wegen Lederschuhen für's Meitschi; es wäre mir nichts übrig geblieben, wenn ich alles hätte nachsagen wollen, was sie mir vorgesagt, und hätte ich nicht nachgesagt, dann hätte sie es sonst genommen, sie ließ sich nichts einschließen, und behielt ich etwas im Sack, so erlas sie mir Nachts die Hosen. Ich will ihr nichts Böses nachreden, denn daneben war sie huslich, aber das war dir eine, wo man wußte, daß man eine Frau hatte. Das müsse ändern, dachte ich, und als sie einmal beide einen ganzen Tag fort waren, machte ich unter dem Bett ein großes Loch, stellte einen Kübel hinein und machte die Laden schön wieder zu, daß man es nicht merkte, wenn man es nicht wußte. Dort war es am sichersten, denn wir zogen das Bett nie hervor, und unter dasselbe kam man zur Noth mit dem

Besen. Meine Frau selig merkte es auch nicht, aber manchmal g'schirrete sie mit mir aus, daß ich heimlich Geld verbrauche, und wollte wissen womit. Aber ich hatte ein gut Gewissen und hielt ihr die Stange. Da ist nun ein schöner Schübel Geld und allweg mehr als genug zum Bauen, aber es reut mich, es ist eine harte Sache und dann noch einen Tochtermann obendrauf, es ist mir nicht zu helfen, denk doch auch, Hans Uli, und noch dazu ume so ne Benz!"

„Aber, Barthli, wie dumm, aber Barthli, was trägt dir das Geld unter dem Bett ab, hätteſt es ausgeliehen, hätte es dir Zins getragen."

„Oeppis Dumms e so," sagte Barthli, „meinst, wenn man gewußt, daß ich Geld habe, ich hätte es können bei einander behalten? Erst dann hätten sie recht an die Sache thun wollen, und die Buben wären dem Meitschi erst recht nachgestrichen, hätten mir d's Hüsli voll g'schnürflet und d's Meitschi hochmüthig g'macht, hätt's nit könne erwehre und hätte nichts als Kummer gehabt, ich müßte es verlieren, bekomme es nicht wieder. Dä Weg hatte ich es doch, konnte, wenn niemand in der Nähe war, es g'schauen und hatte große Freude, wenn ich dachte, was die Manne wenn sie nach meinem Tode kämen das Hüsli zu erlesen, sagen würden, wenn sie so viel Geld beim alten Korber fänden."

„Wie hätten sie aber Geld finden wollen, wem wäre in Sinn gekommen, unter deinem Neſt Geld zu suchen?" frug der Alte lachend.

„O," antwortete Barthli, „dafür habe ich geſorget, so dumm bin ich denn doch nicht. Sieh da in meinem alten Kalender, den ich immer bei mir trage, steht geschrieben, gerade vorn drin, es hat's mir ein Schulkind müſſen drein machen: Manne suchit, so werdet ihr finden!"

„Und wenn sie es nicht gefunden hätten?"

„O söoli dumm Manne wird man doch so Gott will nie an Gemeindrath wählen, die, wenn es ausdrücklich heißt, suchit so werdet ihr finden, nicht suchten, bis sie es hätten."

„Aber und wenn das Waſſer heute noch ein wenig mächtiger gekommen und dir das ganze Hüsli sammt dem Kübel weggenommen hätte? und dann?"

„He nu," sagte Barthli, „wenn üſe Herrgott d's Wüſteſt alles an mir machen will, so mach er, wenn dann die Leute über nüt chöme und alli nüt meh hei, so ist er selber schuld und kann's meinethalben haben und denken: selber tha, selber ha. Danebe wird es ihn selbst gedünkt haben, er habe mich genug geplaget, es sei Zeit lugg zu laſſen."

„O Barthli, Barthli, was biſt du für e Christ! Du wirſt nie wie ein anderer Mensch und wenn du alt würdeſt wie Methuſalem. Aber jetzt komm, wir wollen das Hüsli g'schaue und abrathe, was zu machen und wo allfällig ein neues abzustellen sei."

Das geschah. Es ließen sich noch andere Bauern herbei, Gönner, denen Barthli die Weiden fleißig stumpete, untersuchten die Sachlage; allgemein war die Ansicht, am Hüsli sei nichts zu plätzen, um einen jeden Nagel sei's schade, den man einschlage, zu bewohnen sei es kaum mehr, höchstens bei ganz trocknem Wetter; regne es zwei Tage hinter einander, so rutsche wahrscheinlich die ganze Pastete in den Bach hinunter. Ein neu Hüsli, wie Barthli es mangle, sei bald auf dem Platz, wenn man einander helfe, es zur Noth bewohnbar zu machen, im Frühjahr könne man dann vollständig ausbauen. Die kundigen Bauern machten Voranschläge über das nöthige Holz von allen Sorten und sicher richtigere als manche Zimmerleute, die nicht selten ihren Bauherrn dreimal falsch rechnen, sie dreimal in der Welt herum senden nach fehlendem Holz und vielleicht zum vierten Male, weil sie einen Theil des Holzes zu dünn behauen, den andern zu kurz versägt. O, es giebt große Künstler unter den Zimmermannen!

Barthli war ganz wie verstaunet, wie die Bauern die Sache ihm so rasch und klug z'weglegten und ob ihrem Gutmeinen, wo er nicht gedacht, daß ein solches zu finden sei in Israel. Aber, wie gesagt, er war eine Persönlichkeit, man konnte sich auf ihn verlassen und über ihn lachen, und beides ist dem Bauer gleich anständig.

Plötzlich fuhr er auf, fieng mörderlich an zu fluchen und wollte davon. „Was hast, hat dich ein Wespi gestochen?" frug ein Bauer und hielt ihn mit starker Hand.

„Laß mich gehen", rief Barthli sich sträubend, „dort läuft das Donners Täschli schon wieder, wart, dem will ich die Haut salben, aber nit mit Oel!"

Man sah hin, wo Barthli hinzeigte, und erblickte ein Meitschi, welches mit Milchgeschirr in der Hand den Berg auf gieng. Barthli hatte nicht gemerkt, wie es bald Abend werde, und das Melken vergessen. Züseli mußte ja exakt sein, sonst hätte Benz glauben können, es sei nichts nutz, und wollte den Vater nicht stören in seiner wichtigen Unterhaltung und war, als die Zeit um war, gegangen, begreiflich eher zu früh als zu spät.

„He," sagte einer, „das ist ja dein Meitschi, es wird die Geißen melken wollen."

„Das soll es eben nicht, wollte sie selbst melken, es soll mir nicht mehr da zu dem Hagel auf den Berg. Wollt, der Teufel hätte die Geißen geholt und den Hagel dazu. Laß mich gehen, die müssen nicht Freude haben, mich zum Narren zu halten; denen will ich, ja wolle!"

Es merkten alle den Handel, lachten herzlich, ließen aber den Barthli nicht laufen. Bleib du nur, zwängst doch nichts, ertäubst sie nur, was willst wehren, wirst den Naturlauf nicht ändern, und gönnst dem Meitschi den nicht, nimmt's einen andern, der zehnmal ärger ist. Es ist schon manchem Alten so gegangen, er wollte dem Meitschi den rechten nicht lassen, nachher kam ein anderer, und der Alte hätte

sich die Finger vorn abbeißen mögen aus Verdruß, daß er das erste Mal gewehrt. Denk, wenn du Werkleute bekömmst, was die für Rustig mitbringen, wo der Teufel nicht sicher ist, geschweige ein Meitschi. Wie viel wöhler bist dann, wenn das Meitschi am Schatten ist, als wenn du es hüten solltest Tag und Nacht. Daneben kömmt dir der Tochtermann kommod in allen Theilen, hilft dir zur Sache sehen, und während du jetzt bald mit den Weiden machen mußt, ist er daheim und sieht, daß gearbeitet wird und nichts verpfuscht. Kurz, man sprach ihm von allen Seiten zu, aber stellte sein Brummen nicht, brachte seine Einwilligung nicht heraus.

Derweilen stieg Züseli, unbekümmert um die diplomatischen Unterhandlungen, den Berg auf, aber nicht langsam. Oben stund Benz unter der Stallthüre. Komm, sieh meine Kühe, ob die mich kennen oder nicht," sagte er zum Willkomm, gieng mit der Läcktäsche den Kühen nach und gab ihnen das übliche Gläck oder Salz, eins von beiden. Das war nun wahr, aller Augen sahen auf ihn, alle Köpfe drehten sich nach ihm, und, kam er in die Nähe, rieben sie sich die Köpfe an ihm, er war der wahrhaftige Löwe im Stall, um den sich alles drehte, es war wirklich zum eifersüchtig werden, wo irgendwie Anlage dazu da war.

„Gäll," sagte er, „die kennen mich auch, so gut als dich deine Geißen, sie wissen es aber auch, daß ich es gut mit ihnen meine, und lieben mich deretwegen."

„Ja Späß," sagte Züseli, „d's Gläck lieben sie, dir würden sie wenig nachfragen ohne Gläck."

Das nahm Benz übel, es gab Händel zwischen ihnen, Händel, wie sie gewöhnlich enden zwischen solchen Personen, ohne Schläge und ohne Schelten. Benz wollte wissen, ob er ohne Gläck nicht lieb sein könne, und Züseli behauptete, seine Geißen flattirten ihm viel uneigennütziger und zärtlicher als die Kühe dem Benz. Darob hätte Züseli bald das Melken versäumt, wenn ihm nicht der Vater eingefallen wäre. „Ach Gott, was wird der Vater sagen," rief es erschrocken aus und machte sich alsbald an die Arbeit.

Nun fieng Benz vom Vater an und wollte wissen, warum er ihm eigentlich so z'wider sei, hätte doch nicht Ursache, z'leid tha habe er ihm nichts, d's Gegentheil. Er müsse anfangen zu glauben, Züseli weise ihn auf, warum, das begreife er auch nicht, er meine es ehrlich und wäre noch immer gleichen Sinnes, wenn d's Hüsli auch nicht mehr drei Kreuzer werth sei. Es sei ihm doch dann nicht hauptsächlich wegem Hüsli gsi, wenn d's Meitschi nit gsi wär, er hätt em Hüsli nit sövli nag'fragt und er wett's no jetz. Eine reiche bekomme er doch nicht, er müß auf eine arbeitsame und huslige luege, und danebe auch uf eine, wo man Freud habe, bei ihr zu sein, und ke wüste Hung, und deretwegen wett er Züseli, wenn der Alt nit so wüst thun wollte. Danebe könnte er jetzt erfahre, daß ihm ein Tochtermann

kommod käme, für das Hüsli helfe z'weg z'mache, wenn's möglich sei, öppe Kosten sollte es nicht viel geben, er verstehe sich auf mehr, als man ihm ansehe.

„Nein wäger ist das nicht wahr, daß ich den Vater ufgreiset, ich wüßte nicht warum. Wenn es mir g'ordnet ist z'heirathen, warum sollte ich es nicht thun, und wenn mir ein armer g'ordnet ist, was hülf wehre? Und wenn es mir nicht g'ordnet wär, was wett i us ene ryche warte, sellig luege armi Meitli nit a für's Hürathe. Daneben, wenn ich auch nicht viel mehr habe, bin ich doch nicht brüchig, kann's mit wenig mache und mit Arbeiten fürchte ich keine. Der Vater hat mich dazu gehalten, daß es eine Art hatte. Drnebe bist m'r nit unanständig. Wüst thun kannst zwar auch, aber was will man, das ist Mannevolks Art, es macht ja jeder was er kann. Nein, gewiß nicht, Benz, den Vater habe ich nicht aufgreiset, sonst frag ihn selbst, wenn du mir nicht glauben willst."

„Man kann's machen, aber zuerst schlag ein, du wolleſt mich," sagte Benz und streckte seine Hand aus, und Züseli schlug zwar nicht ein, gab aber sittig und ohne Zögern die Hand, was wohl gleich viel zu bedeuten hatte. Sie wurden räthig, Benz solle morgen früh vor dem Melken hinunterkommen und fragen. „Und will dann das alt Kudermannli nicht," setzte Benz hinzu, „so mache ich beim — was gut ist."

Diese Unterhandlungen hatten ziemliche Zeit verzehrt. Züseli erschien fast schlotternd vor dem Vater, war jedoch nicht so dumm, sich zu entschuldigen, ehe es angefahren wurde, was immer das beste Mittel ist, sich ein hartes Donnerwetter auf den Hals zu ziehen. Aber der Alte sagte nichts, er munkelte bloß, brummte allerlei Unverständliches, daß Züseli nicht wußte, war er bei Troste oder nicht oder waren dies Präparationen auf eine gründliche Abwaschung seiner Sünden. Es machte daher, daß es zu Bette kam sobald möglich, es wußte aus Erfahrung, daß man die schärfsten Predigten um so leichter erträgt, je besser man schläft.

Am Morgen früh kam richtig Benz und wollte eine Rede darthun, aber kaum hatte er angefangen, fuhr zu seiner Verwunderung der Alte ihn an: „Schweig mit dem G'stürm, weiß schon, was d'witt, es mangelt des Redens nüt, wenn's wottst, so nimm's. Aber daß du dich stellst und hilfst und nit meinst, du sygist ume Fresses t'wege da, es muß g'schaffet sy jetzt, wenn m'r vor em Winter unter Dach wei."

Züseli hörte das drinnen und erschrak. „Myn Gott, was hets em Vater gäh, ist er vrhürschet im Kopf?"

Endlich vernahmen sie den Beschluß, daß das Hüsli neu gebaut werden müsse, und daß man Barthli b'richtet, dabei wäre ein Meitschi übel zu hüten, dagegen ein Tochtermann kommod zu brauchen. Darum Benz den Dienst aufsagen und sich alsbald hermachen müsse, sonst nehme er einen andern.

Wie es einem ist, wenn man aus dunkelm Keller plötzlich in die Sonne tritt, werden wohl die meisten erfahren haben. Gerade so war es den beiden, die so plötzlich zu Brautleuten wurden ohne Sturm, Blitz und Donner, sie wußten nicht wo sie waren, stunden sie auf dem Kopf oder auf den Füßen. Darum glotzte Benz den Alten mit großen Augen an und behielt z'leerem den Mund offen, bis der Alte sagte: „So, jetzt ist's dir nicht recht, laß es hocken, es giebt drei für einen." Da wurde es Züseli drinnen todtangst, jetzt könnte es noch fehlen, es taget Meitschine immer am ersten, wenn es um's Heirathen zu thun ist; es kam ganz wie von ungefähr zur Thüre heraus, wünschte guten Tag, damit kam Benz die Sprache wieder, mit wenig Worten wurde die Sache richtig und Benz ganz feurig, wollte an's Abbrechen des Häuschens hin, sobald er die Kühe gemolken. Mit Mühe war er zu b'richten, mit Abbrechen sei es frühe genug, wenn man zum Aufrichten z'weg sei, wo sie hin sollten unterdessen? Benz ließ sich endlich b'richten, obschon er lange im Kopf hatte, eine provisorische Hütte aufzuschlagen im Walde wie die Zigeuner. Wenn d's Hüsli verbrannt wäre, was wollten sie anders? frug er. „Es ist drum nit verbrannt," antwortete der Alte. Das schlug dann Benz, denn darauf wußte er nichts zu antworten.

Barthli hatte keinen Begriff von Bauen, Benz nicht viel, dagegen begriff er leicht, was Verständigere riethen, Barthli gar nichts, er fragte immer nur nach den Kosten, und wenn dieselben drei Kreuzer überstiegen, jammerte er, als ob es um seinen letzten Heller gienge. Der alte Hans Uli mußte sich der Sache annehmen, angeben, wie das Hüsli sein müsse und mit den Meistern akkordiren. Holz wurde ihm verheißen mehr als zur Genüge, unentgeltlich zugeführt, auch Steine führten benachbarte Bauern gerne ohne Lohn.

Bräuchlich ist's, daß, wenn man auch nicht eigentliche Fuhrmähler anstellt, man doch den Fuhrleuten nach dem Abladen etwas von Wein oder Schnaps und Käs und Brod giebt. Da hatte man mit Barthli seine liebe Noth. Wenn er mit einem Kreuzer ausrücken sollte, that er, als ob er sich hängen wolle. Die Donners Bauern vermöchten es besser als er, Wein und Schnaps zu zahlen, die thäten ihre Knechte daheim füttern, die Knechte hätten nichts nöthig in der Zwischenzeit. Sie hielten ihm nichts darauf, thäten es ihm auslegen als Hochmuth und Verthunlichkeit. Nun achtete sich Züseli besser dessen, was die Leute sprachen, und Benz wußte aus eigener Erfahrung, wie es die Knechte hatten und was sie erwarteten, beide kannten die öffentliche Meinung, also das Urtheil des Publikums, welches ihrer wartete. Sie besserten nach Vermögen nach, Benz gab dabei seine ganze Baarschaft hin. Barthli schien das nicht zu sehen, sah es aber doch, und es lächerte

ihn gar herzlich, daß er den Tochtermann schwitzen lassen und ihm sein Geld abpressen konnte, statt daß es sonst umgekehrt der Fall ist.

Da wär's wohl gegangen, aber es kam Barthli noch was ganz Anderes, wo weder Benz noch Züseli ihm helfen konnten. Maurer und Zimmermann hatten die Arbeit in die Hände genommen, keiner von ihnen hatte überflüssiges Geld, die Gesellen noch weniger, wollten, wenn nicht Vorschuß, so doch alle acht Tage den Lohn, zudem war es ihnen nicht zu verargen, wenn sie wissen wollten, ob die Arbeit ihnen wirklich auch bezahlt werden würde. Sie klopften bei Barthli ganz unverdächtig an. Am Freitag kam der Maurer und sagte, er möchte gerne wissen, wie es mit dem Zahlen sei, damit er sich rangiren könne. Morgen müsse er seine Gesellen auszahlen, und wenn er das Geld gleich hier haben könnte, so brauchte er nicht welches mitzunehmen.

„He, bring nur Geld," antwortete Barthli, „es dünkt mich, du solltest erst anfangen, ehe du schon wolltest bezahlt sein. Ich muß meine Körbe auch erst verkaufen, wenn sie fertig sind, und nicht, wenn ich dran hingegangen."

Der Maurer zog ein flämisch Gesicht, sagte: „Es ist in allem ein Unterschied, du mit den Körben kannst es machen wie du willst, kannst sie behalten, wenn sie dir niemand bezahlt, aber was soll ich mit der Arbeit machen, wenn sie einmal gemacht ist an deinem Hüsli, die kann ich nicht mehr brauchen. Daneben ist's nicht, daß ich so use sei mit Geld und sövli hungerig, wenn man nur immer wüßte, daß es einmal käme, so könnte man schon zuweilen Geduld haben."

„He, wenn du meinst, du werdest nicht bezahlt, so kannst ja machen, was du willst, du wirst nicht der einzige Maurer sein auf Gottes Erdboden," sagte Barthli.

Barthli hätte es wahrscheinlich nicht ungern gesehen, wenn alle Arbeiter davon gelaufen wären, denn das Bauen ward ihm alle Tage widerlicher. Das Donnerwerk werde am Ende zahlt sein müssen, und er möchte doch wissen, was er davon habe. In der alten Hütte wäre es ihm lange wohl gewesen, aber unser Herrgott habe dies ihm nicht gönnen mögen, räsonnirte er.

Am folgenden Morgen trat ihn der Zimmermann an mit seinem Spruch. „Was ich dir sagen wollte, ich sollte neuis vo Geld ha für de G'selle chönne ufz'warte, ih bi uff. Hätt hz'zieh, aber es wott nit hgah, es ist bös mit d'm Geld, es ist nie so gsi, ih glaub' es schlüf i Bode. Gäll du machst z'weg; wenn's Fürabe is, sött i's ha, öppe zwänzig Gulde oder was, oder wenn es dir gleich ist, so mach gleich hundert, ih bruche di de am andere Samste nit z'plage."

Potz Himmelblau und Türkenbund, wie da Barthli auffuhr, als wollte er eines Satzes in Himmel hinauf! Er frug den armen Zimmermann, ob er ein Narr sei oder sonst sturm; er werde meinen, er könne mit ihm machen was er wolle, weil er nur ein arm Mannli sei, aber er sei am lätzen, lebendig lasse er

sich nicht schinden. Er solle da einziehen, wo man ihm schon lange schuldig sei, selb sei billig, und nicht da, wo er die Arbeit nicht einmal z'grechtem angefangen.

Der Zimmermann schlotterte aber nicht leicht, mit Worten schoß man ihm keine Löcher in den Leib, er erklärte rundweg, am Abend müsse er Geld haben, und rücke Barthli nicht aus, nehme er ab und Barthli sehe ihn einstweilen nicht wieder. Barthli sagte ebenso kurz: „E mach was d'witt," und dachte dazu, geh du nur, mir ist's das Rechte, kannst lange warten, ehe ich dich heiße wiederkommen.

Als es Feierabend wurde, suchten die Meister den Bauherrn, aber fanden ihn nicht, Züseli und Benz wußten nichts von ihm, er war verschwunden. Da brach großer Zorn aus, worab Benz und Züseli sehr erschraken, als sie den Grund davon vernahmen. Sie sollten erst heirathen, wenn das Häuschen bewohnbar war, und wann käm's dazu, wenn die Meister aufpackten und mit all ihrem Werkzeug weiter zogen? Sie boten allem auf, die Meister zu begütigen, und Benz versprach, für Geld zu sorgen, wenn der Alte nicht geben wolle. Sie glaubten nicht, daß er diesen Augenblick ihnen begegnen könne, denn viel Geld hätten sie nie bei ihm bemerkt, aber vielleicht sei er eben um Geld aus und habe noch keines bekommen können.

Wenn er keins bringe, so wolle er, Benz, für welches sorgen zur Noth, er wisse, wo er bekomme. Endlich setzten sich die Meister, versprachen am Montag wieder zu kommen, aber unter dem heitern Vorbehalt, daß in der nächsten Woche Geld auf den Laden müsse.

Als es dunkelte, kam Barthli heim. Die jungen Leute hatten sein mit Bangen geharrt, ja Züseli sogar daran gedacht, er könnte sich ein Leid angethan haben, weil er um Geld gedrängt worden sei und keins gehabt habe. Aber in seinem Gesichte war keine Spur von Leid, und als die Jungen ihm jammerten, zog er die Maulecken z'weg und sagte: „G'schäch nüt Bösers, i wett i g'säch se nie meh angers, als am Rücken u de no vo wytem." Natürlich ließen dies die beiden nicht so hingehen, aber Barthli sagte eben kaltblütig: „He nu so de, su machits angers, we der cheut," und gieng schlafen.

Am folgenden Morgen hatte Hans Uli, der alte Bauer, einen strengen Tag und sagte mehr als einmal, das habe man davon, wenn man sich eines Menschen annehme, Plag vom Tüfel. Wenn er nicht dächte, das sei eben d's Tüfels Bosheit, um den Menschen es gründlich zu erleiden, etwas um Gottes willen zu thun, er hätte längst mit der Geißel vom Leib gejagt, wer was von ihm gewollt, Rath oder Geld oder sonst Hülf.

Es kam ihm nämlich am Morgen, er hatte kaum noch Schuhe an den Füßen, der Zimmermann, begehrte mit ihm auf, daß er ihn hinein gesprengt und in großen Schaden gebracht, er werde sich jedoch an ihn halten, mit ihm habe er akkordirt. Aber so hätten's die Donners Bauren, sie hülfen gerne mit Worten, wo nichts kosteten, aber die Sach solle ein Anderer machen, und wenn sie so einen armen Handwerker hineingesprengt, so hätten sie des Teufels Freude dran und lachten den Buckel voll.

Kaum hatte er sich vom Zimmermann los gemacht, stieg der Maurer daher und noch viel zorniger, an einem Fuß hätte man ihn gradaus halten können, so steif hatte ihn der Zorn gemacht. Hans Uli ward wärmer und fertigte den Maurer etwas unglimpflicher ab. Er sagte ihm, es sei unanständig, gleich die erste Woche Geld zu wollen von einem armen Mannli, einem reichen hätten sie es kaum so gemacht. Uebrigens sollte er wissen, daß er, Hans Uli, noch niemanden hinein gesprengt, und wenn er nicht gewußt, daß sie bezahlt würden, hätte er ihnen die Arbeit nicht angetragen. Es sei aber gut für ein ander Mal, sie sollten künftig seinetwegen keinen Kummer mehr haben. Diese Worte kehrten den Maurer wie einen Handschuh, er ließ sich nieder wie ein Strohfeuer, sagte, es sei nicht böse gemeint, er solle ihm die Worte nicht bös aufnehmen, es seien so schlechte Zeiten, das Geld so rar, daß er oft nicht wisse, wo nehmen und nicht stehlen, und seine Gesellen müßten den Lohn haben, es vermöchte keiner zu warten. Wenn die Erd-

äpfel gefehlt, müsse man alles kaufen, da lange kein Geld. „Wenn doch üse Herrgott nume d'Erdäpfel wieder einisch g'rathe ließ, es dunkt eine, d'Lüt sötte ne doch afe erbarme, bsunderbar die arme King."

Hans Uli wurde es heiß um's Haupt. „Schön g'redt wär das," sagte er, „aber nicht witzig. Unser Herrgott wird wissen, was er macht. Er wird einmal zeigen wollen, wer Meister ist und woher alles kommt. Das wißt gerade ihr nicht, Meister Maurer, und bis ihr es erkennet, wird er die Noth wohl stehen lassen. Gerade du bist auch einer von denen, welche Tag für Tag die Reichen verfluchen und Rache predigen gegen sie, als wären sie an allem schuld, und an unsern Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, denkst du das ganze Jahr nicht. Und wenn du ihn auch in's Maul nimmst, so ist's ungefähr, als ob du einen Knittel in die Hand nehmen würdest, es ist nur um deinen Nächsten zu treffen. Und, weil ich doch dran bin, so will ich dich noch fragen, warum sollte sich Gott der Menschen erbarmen, da sie sich unter einander nicht erbarmen?"

„Ja," sagte der Maurer, „da habt Ihr ganz recht, das ist gerade auch meine Meinung. Da läßt man ganze Haushaltungen verrebeln und verhungern, und kein Mensch erbarmet sich ihrer, und wenn man es noch so wohl hätte und so ring könnte."

„Ja, Maurer, du hast recht, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, und wer erbarmet sich am allerwenigsten?"

„He, die, wo es am besten könnten," sagte der Maurer.

„Sag lieber, die, wo es am ersten sollten, Vater und Mutter. Maurer, ich will dir deine Sünden nicht vorhalten, und deine Kinder werden kaum hungrig vom Tisch gegangen sein, daneben weiß ich's nicht. Wenn es aber wäre, wer wäre schuld als du, du könntest ein hablicher Mann sein, aber deine Nase kostet dich zu viel, du hängst alles an sie. Es wäre besser, du sorgtest für grüne Pflanzplätze statt für eine blaue Nase. Und deine Frau staffirt ihr ältest Meitschi aus, es ist eine wahre Schande, hergegen die jungen Kinder läßt sie barfuß laufen und in armen Hüdelene halb erfrieren. Was hast dann erst für Gesellen und wie erbarmen sich die ihrer Kinder? Für ein Gläslein Schnaps jagten sie dieselben dem Teufel barfuß zu, und will sie wer anders zum Guten halten, so brüllt ihr, als ob man sie an's Messer stecken wollte, und achtet es einem Raube gleich, wenn man für ihre Seele sorgen will. So ist es, Maurer, daß es du nur weißt, und wenn ihr wollt, daß unser Herrgott Erbarmen erzeigen soll, so müßt ihr darum thun."

„Ja und Andere auch noch," sagte der Maurer. „Und also soll ich Geld bekommen, auf wann kann ich rechnen, damit ich mich darnach rangiren kann?"

„In der andern Woche kannst zu mir kommen, da sollst Geld kriegen im Verhältniß zur Arbeit, aber auf Vorschuß zähl nit."

„Davon hab ich noch nichts gesagt, wenn ich nur schon hätte, was ich verdient, ich wäre z'friede," antwortete der Maurer unwirsch und fuhr ab mit Geräusch.

Kaum war er fort, erschien Benz in großer Noth. Sein Meister konnte mit Geld ihm nicht helfen, er hatte es in diesem Augenblick wirklich selbst nicht. Jetzt was machen? Drauf und dran war Hans Uli, Benz klar Wasser einzuschenken und ihm zu sagen, wo Geld zur Genüge sei. Indessen, er hatte Stillschweigen gelobt, tröstete ihn bestens mit der Verheißung, daß zu rechter Zeit Geld da sein werde, er solle sich nur nicht ängstigen.

Kaum war der fort, kam Hans Uli's Tochter aus der Kirche und sagte, Barthli's Züseli lasse ihm dr tusig Gotteswille anhalten, er solle Nachmittags hinaufkommen, es wisse seines Lebens nichts mehr anzufangen, es wollte am liebsten, es wäre sechs Schuhe unter dem Herd. Es habe briegget, es hätte einen Stein erbarmet, man hätte die Hände unter seinen Augen waschen können.

„Wer kommt wohl noch," sagte Hans Uli, „jetzt hätte ich es bald satt."

Doch es kam niemand mehr, Barthli hütete sich wohl der Fünfte zu sein, er hatte ja auch nichts zu fragen oder zu klagen, war froh, wenn niemand des Häuschens wegen etwas zu ihm sagte. Es war Hans Uli z'wider, am Sonntag blieb er am liebsten daheim und lebte wohl an der Sabbathsruhe auf dem Bänklein vor seinem Hause. Er wußte aber wohl, daß Barthli in seinem Eigensinn nicht zu ihm kommen werde und wenn er ihn siebenmal kommen hieße, darum machte er sich gegen Abend auf, dem rußigen Graben zu. Barthli erschrak, als er Hans Uli sah. Hätte er ihn früh genug erblickt, er wäre nicht mehr zu finden gewesen. Als Hans Uli ihn bei Seite hatte, begann er ihm den Text zu lesen und zwar scharf.

Keine Manier sei es, sagte er, wenn man es gut mit ihm meine, dann zum Dank mit solchem Koldern einen zu plagen. Er hätte ja Geld mehr als genug, warum nicht zahlen, was er schuldig sei, einmal müsse es doch geschehen, oder ob er sich einbilde, es sei einer auf der Welt Narrs genug, es für ihn zu thun? Er solle machen, daß morgen Geld da sei, er solle denken, wie ungern er selber es habe, wenn man ihn von einer Stör unbezahlt entlasse. Barthli wand sich wie ein Aal zwischen Brummen und Flattiren, meinte, Hans Uli solle vorstrecken, er habe so an's Bauen gesetzt, ohne ihn hätte er es nicht unternommen, er habe ihm ja gesagt, er habe viele gute Leute, darum habe er sich auch darauf verlassen, er werde ihm vorschießen, nach und nach könne er es wieder abverdienen.

Hans Uli stund ast auf dem Kopf ob solcher Rede: „Aber hast du mich denn angelogen, als du mir sagtest, du habest einen versteckten Schatz und darin mehr als genug für ein Häuschen?" fuhr er ihn an.

„Wäger nicht. Aber wie soll ich aus dem Kübel Geld nehmen? Tags kann

ich nicht, da stürmt alles aus und ein, Nachts kann ich nicht, da merkt es d's Meitschi, es ist nit z'mache, wäger nit!"

„Und warum soll es das Meitschi nicht wissen?" frug Hans Uli und stellte Barthli handgreiflich die Dummheit vor, den Schatz den jungen Leuten länger verheimlichen zu wollen. Nichts dagegen hätte er, wenn er denselben des weitern nicht austrommeln ließe. Aber Barthli war wie ein beinerner Esel, that keinen Wank. Erst stellte er sehr beredt die nachtheiligen Folgen für die jungen Leute vor, wenn sie den Schatz entdecken würden. Alle Laster thäten sie kriegen, sagte er, würden hoffährtig, hochmüthig, verthunlich, Uhüng in alle Wege.

„Und dann nachher, wenn du todt bist, was dann? Es ist doch besser, du legest das Geld jetzt zu Nutzen an, als sie kriegen es nach deinem Tode, jetzt kannst du wehren, bist todt, kannst nichts mehr dazu sagen."

„Und hör uf, u säg was d'witt, es nützt di alles nüt, un ih thu's nit, u vo dem Geld bruche i nüt u nihme nüt drvo! Soll i vrgebe bös gha ha u mi g'freut, was d'Manne säge werde, wenn si d's Geld finde, u wie d'Lüt d'Naselöcher ufmache werde, wenn's heißt, dä alt wüst Korber het e ganze Kübel voll Geld hinter lah, wer hät das glaubt, wer hätt's dem agseh? Er wird nit so dumm gsi sy als me ne drfür agluegt het. U das alls soll nüt sy, und all my Freud vrgebe! Nei bim Donner, Hans Uli, das muth m'r nit zu, das thue n i nit, lieber will mi no hüt henke, de cheu sis de morn füreloche, i bi doch de gstorbe, u d'Sach geit wie=n=i däicht ha."

So was war Hans Uli wirklich nicht vorgekommen, er erschrak fast ob solchen Reden, er kannte Barthli mit seinem Eigensinn und wußte, wie solche Leute so leicht etwas zu Gemüthe fassen und so schwer es nehmen, daß es sie zum Aeußersten bringt. Es war von Barthli freilich eine ärgerliche Wunderlichkeit, aber sie berührte seinen Lebenszweck und war seit Jahren eingewurzelt, sein ganzes inneres Leben gieng in ihr auf, so daß Hans Uli dachte, da könnte einer sich übel verfehlen und etwas zwingen, woraus er sich sein Lebtag ein Gewissen machen müßte.

Er kapitulirte lange lange mit Barthli hin und her, bis endlich dieser sagte: „Es kommt mir ja nicht drauf an, sei der Kübel unter meinem Bette oder sei er in deinen Händen, aber ich will nicht wissen, wie viel darin ist, will nichts daraus nehmen, die schönen Stücke, die ich drein gethan, kann ich nicht draus nehmen, und d's Meitschi und sein Löhl sollen nichts darum wissen. Es wüßte kein Mensch, wie die thäten, vor dem Vollmond wär alles fort, die Lumpenleute würden noch sagen, es sei mir recht geschehen, und tapfer mich auslachen."

„Aber nun die Arbeitsleute, wer soll die zahlen?" frug Hans Uli.

„Du, wer anders, nimm du es draus."

„Selb ist mir z'wider, und zuerst müßte gezählt werden, was drinnen ist."

„G'hörst," fuhr Barthli auf, „von dem will ich nichts wissen und nicht was du ausgiebst, und wenn ich was verdiene und bei Seite machen kann, will ich es dir geben. Den Lumpenleuten kannst du es dann einmal sagen, wo der Barthli mit dem Gelde hingekommen."

Dem Hans Uli war dieser seltsame Handel sehr zuwider, und wäre Barthli nicht der alte Schulkamerad gewesen, derselbe wäre nicht zu Stande gekommen. Hans Uli erbarmte sich, wurde mit Barthli endlich räthig, derselbe solle den jungen Leuten ein paar Batzen geben und sie in's Wirthshaus schicken, dann, wenn's finster sei, den Schatz in Hans Uli's Haus schaffen, derselbe solle ihn geheim halten, bis Barthli sterbe, und für den Fall, daß Hans Uli früher sterben sollte, es irgendwo vernamsen, wem das Geld gehöre und was mit zu machen sei. Barthli brachte das Geld. Aber wie es verabredet war, machte Hans Uli es nicht: durch zwei vertraute Männer ließ er das Geld zählen und legte ihre Bescheinigung oben drauf.

Die jungen Leute hatten sich sehr verwundert über Barthli's noch nie erlebte Großmuth und hätten das Opfer kaum angenommen, wenn Hans Uli, der dabei war, nicht gesagt, sie sollten es nehmen, wenn der Vater es geben wolle, es könnte vielleicht lange gehen, bis den Alten wieder so was ankomme. Es sei ein Zeichen der Zufriedenheit, und solche dürfe man nie ausschlagen. Sie sollten ihm fürder treu sein und von der Bürde das schwerere Ort auf ihre Achseln nehmen, sie seien jung und sollten auch stärker sein als Siebenzigjährige. Sie giengen endlich, aber Züseli war immer das Weinen z'vorderst. Das sei eine Aenderung vor dem Tode, es könne es nicht anders ansehen, sagte es. Hans Uli hätte lange einreden können, wenn dem Vater nicht etwas Uebernatürliches angekommen wäre, denn was er nicht im Kopf gehabt, das hätte ihm kein sterblicher Mensch hineingebracht, kaum der Herrgott.

Am Montag stellten die Arbeiter sich ein mit kühnen Gesichtern, auf denen geschrieben stand: Wart, du alter Schelm, dir wollen wir es zeigen, wenn du heute nicht ausrückst. Der Maurer mochte fast nicht warten bis am Abend, um zu erfahren, wie es stehe, es versprengte ihn fast vor Ungeduld. Ehe es noch recht Abend war, trat er den Barthli an mit der Frage: „Und jetzt wotst füremache oder nit? Möcht's gerne wissen."

„Wer hat gesagt, daß es heute sein müsse?"

„Hans Uli hat es verheißen."

„He nu, wenn es der verheißen hat, warum fragst du mich? Geh zu Hans Uli, der wird schon halten, was er versprochen."

Erst begehrte der Maurer auf, er wolle seinem Gelde nicht nachlaufen und

wahrscheinlich um nichts und wieder nichts. Wenn Barthli einen Narren haben wolle, so solle er sich einen eisernen machen lassen. Benz, dem es natürlich himmelangst war, beschwichtigte so gut er konnte und am wirksamsten mit dem Bescheid, daß Hans Uli gestern da gewesen und sicher eine Abrede werde getroffen worden sein. Der Vater könne nicht rechnen, kenne keine Zahl und das Geld übel, so werde Hans Uli die Zahlungen übernommen haben.

„Kann sein," meinte der Maurer, „aber warum sagte der alte Schalk es nicht? Wenn er es so machen will, so soll es dem eingetrieben werden."

„Und warum wollt ihr mich plagen," sagte Barthli, „nicht acht Tage arbeiten ohne Bezahlung? Probirit mi z'trybe, es wird si de scho zeige, wer z'letzt Meister wird."

Wir glauben, Barthli mit seiner zähen Schlauheit wäre Meister geworden; das war aber nicht nöthig. Als die Arbeiter Geld sahen und wußten, daß Hans Uli seine Hand in der Sache habe, ließen sie die Flausen fahren und förderten die Arbeit so, daß das Häuschen unerwartet schnell zu beziehen war.

Nun ließen die jungen Leute verkünden, meinten endlich glücklich am Ziel zu sein, da kam ein Neues dazwischen, eine neue Verlegenheit, an die sie nicht gedacht; es sollte bei ihnen sich so recht erwahren per ardua ad astra, d. h. durch dick und dünn zum Himmel. Es ist Sitte, daß man zum Hochzeithalten sich neue Kleider machen läßt. Es herrscht der Glaube, daß, sowie die Hochzeitkleider, namentlich die Hochzeitschuhe, brechen, auch die Liebe aus einander gehe. Bekanntlich halten nun in der Regel neue Kleider länger als alte, ja viele hängen den ganzen Anzug in den Speicher, tragen denselben selten oder nie mehr und glauben auf diese Weise für eine ewig junge Liebe vollständig gesorgt zu haben. Wäre allerdings ein ring Mittel und sehr zu empfehlen, wenn es probat erfunden würde, als Universalmittel zur Erhaltung ewig junger Liebe. Es fiel den jungen Leuten ein, daß sie solche Kleider haben müßten nothwendig, besonders Züseli, aber woher das Geld dazu nehmen, ohne es zu stehlen? Benz hatte das seine fast ganz in Barthli's Nutzen verbraucht, Züseli nie welches gehabt, und zwei ganze Bekleidungen, sie mochten so wohlfeil rechnen wie sie wollten, kosteten immer schon eine Summe. Sie hätten wahrscheinlich es machen können wie andere, auf Borg nehmen, aber sie schämten sich dessen und wußten, daß man auf diese Weise alles theurer bezahlen muß. Da sie nun an eine Zukunft dachten, so graute es ihnen vor Schulden und unnöthigen Ausgaben.

Als Barthli einmal guter Laune schien, chlütterlete ihm Züseli sehr, hätte ihm fast vorgetanzt wie dem Herodes seines Weibes Tochter, und als er eben recht ermürbet schien, rückte Züseli aus mit seinem Anliegen. Aber potz Himmelblau, wie

gab's da plötzlich schwarze Wolken und wie blitzte und donnerte es aus denselben schrecklich! Was ihn das angehe, begehrte er auf, er wolle es ja nicht heirathen, wer es haben wolle, der solle ihm auch für die Kleider sorgen, er sei mit einem Tochtermann gestraft genug, er wüßte nicht, aus weß Grund er jetzt noch mit solchen Kosten solle geplagt werden; kurz er machte es ungefähr so wie mit den Arbeitern, hatte es mit der Tochter wie mit dem Hüsli, am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn es beim Alten geblieben wäre. Züseli wollte ihm vorstellen, wie Benz bereits so viel Geld in Barthli's Nutzen verwendet, so manche Maß Brönz oder Wein und anderes mehr angeschafft.

„Wer hat ihn geheißen?" brüllte Barthli. „Wer ihn geheißen hat, der soll es ihm wiedergeben. Wenn eins von euch einen guten Blutstropfen hätte, ihr kämet mir nicht mit solchem Anmuthen, jetzt, wo ich solche Kosten habe, worob ich fast z'hinterfür g'rathe."

Wie das Züseli weh that, besonders wegen Benz, und wie es sich vor ihm schämte, kann man denken. Es dachte oft, am Ende könne es ja auch in seinen alten Kleidern gehen, es werde doch an denen allein die Liebe nicht hangen. Wenn es sein Möglichstes thue mit Arbeiten, Huse, Liebha und Benz die Hände unter die Füße legen, so könne es doch fast nicht glauben, daß es gestraft werden sollte für eine Sache, deren er sich so gar nichts vermöge.

Einmal als es alleine vor dem Häuschen saß, Erdäpfel rüstete und dazu bitterlich weinte, kam Hans Uli dazu und wollte wissen, was es habe. Nach vielen Ausflüchten beichtete endlich Züseli. Erst wurde Hans Uli zornig, dann lachte er und sagte: „Dr Alt ist noch immer der gleiche, den könnte man in einem Mörser zerstoßen von unten bis oben, er bliebe der Barthli und würde um kein Haar anders. Aber tröste dich, du mußt Kleider haben und Benz auch, der Alte muß zahlen, er mag wollen oder nicht, ich verrechne ihm dieses in die Baukosten."

„Das nit, Hans Uli, ume das nit. Ich betrog den Vater mein Lebtag nie um einen Kreuzer, obschon ich es oft nöthig gehabt wegen Hunger und Durst; jetzt will ich nicht anfangen und b'sunderbar nicht mit den Hochzeitkleidern. Was hülfen neue Kleider, wenn sie mit veruntreutem Gelde angeschafft wären, ich müßte mich ja drinnen schämen, ich dürfte nicht vorauf luegen!"

„Du bist ein wunderlich Ding," sagte Hans Uli, „und wenn du alt wirst, wirst einen Kopf haben akurat wie dein Alter, vielleicht nit so e wüste, aber uf das allerwenigst ebe so ne wunderliche."

Glücklicherweise kam Barthli zufällig zu diesem Handel. Hans Uli wusch ihm tapfer die Kutteln, sagte ihm, er sei der wüsteste Alt gegen seine Kinder im ganzen Emmenthal, und wenn sie nit warten möchten, bis er aufhören würde sie anzu-

gränneu und auszubranzen, so geschähe es ihm recht, denn er wäre selbst schuld daran. Mit diesen und ähnlichen kräftigen Redensarten brachte er es endlich dahin, daß Barthli sagte, des Tüfels Zwängs hätte er bald genug. Das werde schön herauskommen, wenn jedes Bettelmensch in Seide und Sammet z'Chilche well. Er solle machen was er wolle, es gehe zum andern, er wäre alt genug, um in solchen Sachen Verstand zu brauchen. Daneben sei es ihm ganz gleich, am Ende müßten sie denn doch sehen, wer zahle. Schulden seien bald gemacht, aber wiedergeben, das habe eine Nase, sie würden es erfahren. Er machte Züseli bitterlich angst, es wollte verzichten auf neue Kleider, aber Hans Uli tröstete und sagte, hoffährtig habe er die Leute nicht gerne, aber wer bei solchen Anlässen nicht thue wie üblich und bräuchlich, werde später reuig oder ein Kolder, der sein Lebtag tromsigs drin sei.

„Das ist grober Tubak," sagte Barthli.

„Kannst mit machen, was du willst," lachte Hans Uli, „ihn liegen lassen oder schnupfen, es stößt dir ihn niemand in die Nase."

Züseli war ein recht schönes Bräutchen und hatte wirklich eine kindliche Freude an sich selbsten, die recht rührend war. Es hatte sich selbst noch nie in einem ordentlichen Anzuge, wo alles zu einander paßte, gesehen. Wenn es schon zuweilen zu was Neuem kam, so ließ das Neue das Uebrige nur älter und schäbiger erscheinen. Es ward gar nicht satt, an den neuen Schuhen, den neuen Strümpfen und an einem Stück nach dem andern sich zu ergötzen, gerade wie ein Kind bei der Weihnachtsbescherung. Dasselbe läuft um's Bäumchen, an welchem die schönen Sachen hängen, herum, von einem Stück zum andern, hat bei jedem neue Freude und jedesmal noch größere als die frühern Male.

Es war aber nicht bloß an einem Tage glücklich, wie es leider Gott so manchem armen Bräutchen geht, sondern alle Tage glücklicher. Züseli war, seit die Mutter gestorben, an freundliche Worte gar nicht gewohnt; wenn es das ganze Jahr durch drei oder vier der Art vom Vater erhielt, so war es aller Handel. Nun, Benz war auch kein Zuckerstengel, indessen kriegte Züseli doch alle Tage einige gute von ihm, und die andern waren doch wenigstens nicht böse und schnauzig. Zudem gieng ihm eine schöne Zukunft auf. Benz that zum Korben geschickt, gab schon im ersten Winter dem Alten wenig nach.

Hans Uli fragte Barthli einmal: „Und jetzt, wie geht's mit dem Tochtermann, weißt ihn jetzt was zu brauchen?"

„He," sagte Barthli, „es gieng, z'arbeite ist er e gute und wenn er d's Korbe g'lert hätt und nit dr Tochtermann wär, es hätt m'r chönne übel gah, er ma mi bald mit dr Arbeit und es rückt ihm us dr Hand, wie wenn er scho lang drbi gsi wär. Aber zum Tisch, da ist er e uchumlige, e Uhung, daß i's graduse

säge, dä frißt d'r nit wie es arms Mannli, sondere wie e ryche Bur, wo zehn Küh im Stall het."

„O säg du, Barthli," sagte Hans Uli lachend, „u de du? Du hast oft an meinem Tische gegessen, und wenn einer mehr mochte, ich oder du, so warst du es."

„O ja, da will ich nichts sagen, so z'Ungradem oder auf der Stör," erwiederte Barthli ruhig, „aber ich meine nicht das, ich meine z'Ordinäri daheim, einen Tag was den andern. Das ist ganz was Anderes, das g'spürt me, du glaubst's nit."

„Wohl, das glaub ich,. hab's auch schon erfahren. Oder meinst, e Bur g'spürs nit o, wenn ihm einer frißt wie angerhalbe Metzgerhung?"

„Er wird wohl," antwortete Barthli, „aber was frag ich dem nach. Er wird drfür da sy oder wofür wär er sust da?"

„So, du bist m'r e lustige," sagte Hans Uli. „Meinst du dann, wir seien hagenbuchig g'füttert? Wenn drnah öpper ghörti, wie d'redst, du bekämst kei einzigi Stör mehr."

„Was frag ich den Stören nach," sagte Barthli, „wenn i ume d'Wydli ha, ich komme viel weiter, wenn ich sie brauchen kann wie ich will, als wenn ich sie den Bauern verkorben muß und dabei kaum das lautere Wasser verdiene."

„Aber meinst, man lasse dir die Wydli, da steckt man dir den Nagel."

„Ohä," sagte Barthli, „selb thut man nicht. Die Bauren begehren nicht, daß ich einmal wiederkomme und in ihren Matten den Weiden nachgehe, und das thäte ich, müßt ja nachholen, was sie mich versäumt; sie begehren nicht, daß ich zusehe, wie sie einander das Wasser stehlen, oder in trüben Nächten den alten Bauren, welche auch wiederkommen müssen, erzähle, was für Uhüng es us ihre Bube gäh heig."

Barthli's Mundstück blieb das nämliche, aber seine Kräfte nahmen sichtlich ab, die Erlebnisse im Sommer hatten sein ganzes Eingericht erschüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht. Er klagte nicht, er hüstelte nur etwas mehr als sonst und wurde nie böser, als wenn Züseli ihm zumuthete, er solle doch was brauchen, Thee oder Doktorzeug. Er strengte sich dann nur mehr an zur Arbeit und verbarg seine Schwäche um so sorgfältiger. Einmal brachte ihm Züseli eine Halbe rothen Wein, da begehrte er über die Verschwendung grimmiglich auf, so aufgebracht hatte ihn Züseli kaum je gesehen, es fehlte nicht viel, er hätte ihm die Flasche in's Gesicht geschlagen. So lange das alte Häuschen gestanden, sei kein Wein darein gekommen, jetzt, sobald ein neues habe sein müssen, habe der Teufel seine Eier drein gelegt, und jetzt könne er schon sehen, wie es gehen werde, wenn er einmal die Augen zu habe. Aber er thäte es ihnen nicht zu Gefallen, Platz z'machen, er wolle noch eine Weile ihnen zeigen, wo durch es gehen müsse. Solche Reden sind aber vermessen und stehen

dem Menschen nicht zu, es ist ein Anderer Meister. Am folgenden Morgen war Barthli todt im Bette, aber umgedreht war ihm der Hals nicht; er schien eines ganz friedlichen Todes gestorben zu sein.

Züseli gieng dieser Tod nahe zu Herzen; daß Benz trauriger gewesen als andere Tochtermänner, die einen wunderlichen Schwiegervater verloren, können wir nicht behaupten. Aber in großer Angst und Verlegenheit waren beide, wo Geld nehmen und was mit den Schulden anfangen, welche da sein mußten.

Begreiflich gieng Benz alsbald zu Hans Uli, um Rath und Trost zu fassen. „Geh zum Pfarrer und gieb ihn an, und mit der Gräbt macht's wohlfeil, allweg bloß eine Käsgräbt im Hause, keine Fleischgräbt im Wirthshaus. Ich werde noch manchmal Langeweile nach ihm haben, daneben ist's ein Glück für euch und ihn, daß er nicht lange krank sein mußte, das hätte eine schwere Noth gegeben," sagte Hans Uli.

Benz frug noch, wo er wohl Wein und Käs nehmen sollte, daß sie es am wohlfeilsten machten, er wüßte ohnehin fast nicht wie zahlen; sie hätten kaum zehn Batzen Geld im Hause. Mit der Zeit könnten sie es schon bezahlen, wenn ihnen nur jetzt jemand dings geben wollte.

„Warum nicht, sag nur, man habe euch diesen Morgen alles versiegelt, und geh gleich zu einem Gerichtsäß und laß wirklich versiegeln, da darf es dir kaum jemand absagen, ohnehin thät es kaum jemand; man ist mit euch zufrieden, und bei solchen Gelegenheiten erfährt man, was der Name macht."

Als nun Benz von Weiterm noch reden wollte, sagte Hans Uli: „Geh jetzt, mach wie ich gesagt. Am Begräbnißtag am Abend komm dann mit Züseli, so will ich euch über d'Sach bricht e. Fürchtet euch einstweilen nicht, so bös ist d'Sach nicht."

Das war ein Trost, aber vollständige Beruhigung brachte er doch nicht. Daß sie blangeten auf den verhängnißvollen Abend, wird man begreifen.

Die Nachbarn zeigten sich recht gut gegen das junge Ehepaar, sie boten sich an zu wachen bei der Leiche, zu laufen für sie, wenn sie was zu verrichten hätten, und wenn sie irgend was nöthig hätten, sollten sie es sagen ohne Komplimente. Ihrer Lebenlang hätten sie nicht geglaubt, daß die Leute es so gut mit ihnen meinten, sagten Benz und Züseli. Sie hatten die Menschen noch nicht gründlich erfahren. Es ist keine Frage, die Menschen sind gutmüthig, doch nicht gerne lange hinter einander, sie sind mitleidig, aber jemand, mit dem sie in die Länge zu thun haben sollten, wird ihnen sehr leicht lästig. Nun, so vom Tode bis zum Begräbniß und bei den bessern einige Tage darüber, da geht es schon.

Es kamen noch viele Leute mit Barthli zu Grabe und an der Käsgräbt führten sich alle bescheiden auf, allgemein war die Rede, die jungen Eheleute hätten einen

bösen Anfang und müßten zur Sache sehen, wenn sie g'fahren wollten. Den Nachmittag füllten sie mit Waschen und Fegen, und am Abend machten sie mit schwerem Herzen zu Hans Uli sich auf.

Dort mußten sie erst essen und trinken, ehe Hans Uli an die Geschäfte wollte. Es kam ihnen vor, als seien sie am Henkermähli, und erst als der Alte sah, daß nichts mehr runter wollte, führte er sie in's Stübli. Dort lagen Papiere auf dem Tische und in der Mitte war ein alter wüster Kübel und was drinnen. Züseli mochte gar nicht hinsehen, was es sei, aber es dachte, sellig Sache putze man sonst fort, ehe man fremde Leute in ein Gemach führe. Die Papiere enthielten Rechnungen und Quittungen über den Bau. „Herr Jeses, wie viel!" seufzte Züseli aus gepreßtem Herzen. „Das wird e Usumm mache!"

„Ho," sagte der Alte, „es macht sich, man hauste so viel man konnte, man hätte leicht d's Halb mehr brauchen können, und fertig seid ihr noch nicht. Wenn ihr machen lassen wollt, was nöthig ist, so kostet es noch ein Büscheli Geld, und ich wollte es fertig machen. Es ist nichts wüster anzusehen und nachtheiliger, als so unausgemachte Häuser. Läßt man sie einmal liegen, so bleiben sie liegen, solche Häuser werden nie mehr ausgemacht, aber z'plätzen hat man an ihnen fort und fort, so lange sie stehen."

„Aber wie viel würden wir dann schuldig, das wir verzinsen müßten?" fragte Benz mit beklommener Stimme. „Der Vater selig mußte nichts verzinsen und konnte es kaum machen."

„He," sagte Hans Uli, „rechnet selbst, es werden ungefähr dreihundert Thaler ausgegeben sein, und mit hundert Thalern läßt sich noch viel machen, wären also zusammen vierhundert Thaler. Es kostet mehr, als ich anfangs dachte, aber ich dachte, es sei besser, d'Sach gleich recht zu machen."

„Wie viel macht das Zins?" frug Züseli halblaut.

„He, sechszehn Thaler macht's, wenn man das Geld schuldig ist."

„Sechszehn Thaler im Jahr!" seufzte Züseli.

„Es ist schon ein Geld, wer es zahlen muß," sagte Hans Uli, „aber ihr müßt es nicht zahlen, ihr seid mir das Geld nicht schuldig, es war Barthli's Geld."

Da stunden beide und hielten das Maul offen. „D's Vaters?" fragte endlich Züseli.

„Ja, d's Vaters," sagte Hans Uli, „und seht, da ist noch mehr," und somit schob er ihnen den wüsten Kübel dar, nahm das Papier weg, welches drin lag, und fast halb voll grober Silberstücke war er. Da verschmieten beide fast und Züseli sah den Alten an mit einem Blicke, als ob es sagen wollte: „Warum hältst du uns zum besten?"

„Sieh mich nur an, Fraueli, ja es war eures Vaters Geld, jetzt ist's euer Geld." Und nun erzählte ihnen Hans Uli den Hergang, gab ihnen das Papier zur Hand, auf welchem von den Männern verzeichnet stand, wie viel sie im Kübel vorgefunden, woraus sich ergab, daß der bessere Theil noch vorhanden war.

Sie stunden da, daß wohl kein großer Unterschied war zwischen ihren Gesichtern und dem Gesicht, welches Loth's Weib machte und das man noch in der Kirche zu Dobberan, freilich etwas verblichen, sehen kann, als es hinter sich sah und die brennenden Städte ihm in die Augen fielen; indessen der Ausgang war anders. Züseli's Gesicht versteinerte nicht, kriegte zuerst Leben, und Wasserbäche strömten aus seinen Augen, daß der Vater so bös gehabt und so viel Geld, daß er sich nichts gegönnt und nur für sie gehauset, daß sie es nicht gewußt und nichts für ihn gethan, nicht den Doktor geholt oder ihm wenigstens doch eine Laxirig oder andern Zeug gegeben hätten.

„Nun," sagte endlich Hans Uli, „es freut mich, daß du daran sinnest und z'erst plärest und nicht jauchzest. Daneben höre jetzt mit Plären auf und plage dich nicht zu fast mit dem Kummer, er habe seine Sache nicht gehabt. Er wollte es so und das war seine Freude, und wie das Sprichwort sagt, es habe jeder Narr Freude an seiner Kappe, so ist's meine Meinung, daß man ihm diese Freude nicht störe das ist sein Wohlleben, und wenn er euch jetzt gesehen und euere Gesichter, so hätte es ihn gelächert wie sein Lebtag noch nie. Diese Freude wollen wir ihm wohl gönnen, aber nicht mehr, andere Leute brauchen nicht zu verstaunen über Barthli's Schatz. Wenn es auf mich abkäme, ich ließe davon nichts unter die Leute. Daneben macht, was ihr wollt; dir, Fraueli, wäre das ein schwer Zumuthen."

Benz sagte, er danke für den Rath, er sei ganz der Meinung, die Leute wären jetzt so gut; wenn sie vernähmen, wie reich sie geworden, würden sie mißgünstig. Das Beste werde sein, wenn sie Land kauften, daß sie eine Kuh halten könnten.

Da lachte der Alte herzlich, sagte endlich: „Häb's nit für ungut, aber das wäre gerade das Dümmste. Meinst nit, es nähme die Leute wunder, woher du das

Geld habest, wenn du dich plötzlich so aufließest? Doch d'Hauptsach ist die: Du willst ein Korber werden und das ist recht, du siehst, es hat seinen silbernen Boden. Aber was ihr verdient, was die Haushaltung kostet, überhaupt wie das Haushalten geht, das wißt ihr nicht. Jetzt hürschet nicht alles durch einander, meinet, es möge sich alles ergeben, alles erleiden, auf welche Weise die meisten Weibergütlein dahin gehen, man weiß nicht wie, und wo man obendrein noch Trom und Boden verliert. D's Hüsli laßt ausbauen, dann hüselet fort ungefähr so wie bisher. So erfahret ihr genau, was ihr verdienet und was ihr braucht, ob ihr übrig habt oder z'wenig, und d's Vaters Geld laßt einstweilen ruhig, als ob es gar nicht da wäre. Läßt Gott euch gesund, so werdet ihr ohne Zweifel mehr verdienen als brauchen, daraus könnt ihr euch nach und nach Sachen anschaffen, und deren braucht ihr viel, denn ihr habt von allen Sachen nichts, in mancher Bettlerhaushaltung hat man mehr. Unterdessen laßt das Geld arbeiten, man findet ihm schon Platz, daß es hier herum nicht bekannt wird. Seid ihr dann durch eure Arbeit gut in Stand gekommen, im Handwerk b'rühmt und b'liebt, dann ist noch alle Zeit Land und Kuh zu kaufen, wenn es sich wohl schickt und ihr noch Lust dazu habt. Dann freut es die Leute noch, sie halten euch viel darauf und sagen, husligere Leute gebe es nicht, aber es sei ihnen z'gönnen, sie arbeiteten darnach, z'unnutz sehe man sie keinen Kreuzer verthun, wenn alle so wären, es gäbe weniger Arme und es gienge besser auf der Welt."

Wie die jungen Leute dem Alten dankten, kann jeder sich denken. Er war selbst über die Innigkeit gerührt und ließ sich erbitten, ihnen den Schatz ferner zu verwalten.

Stumm giengen sie lange neben einander auf dem Heimweg. Endlich sagte Züseli, es möchte abhocken und beten. Als sie wieder aufstunden, fiel Züseli dem Benz um den Hals und sagte: „O Benz, wie si mr jetzt z'weg so ungsinnet! Aber gäll, hochmüthig und gyzig wei mr nie werde, zum Krüzer luege und i dr Liebe blybe und nie vrgesse für e Vater z'bete alli Tag und nie vrgesse, woher alles chunt und wem mr alles z'vrdanke hei?"

Benz drückte sein Weibchen an's Herz, und stumm Hand in Hand wanderten sie ihrem Häuschen zu und werden darin, so Gott will, den Frieden auf Erden finden und dabei sorgen für den Frieden im Himmel.

Das Erdbeeri Mareili.

DAS ERDBEERI MAREILI

Peter Hasebohne, Hasepeter genannt, war noch nicht lange in der Gemeinde Holderberg und schon Gerichtsäß geworden. Er hielt sehr viel darauf, und eher hätte der Sonntag gefehlt, als Peter Hasebohne in der Kirche. Damals hielt man dafür, der, dem seine Nachbarn ein Ehrenamt anvertrauen, der sei vor aller Welt als Ehrenmann gestempelt und besiegelt. Heutzutage je höher man das Geld schätzt, desto geringer schätzt man die Ehre. Je gieriger man nach bezahlten Aemtern jagt, desto geringer schätzt man und desto mehr verlacht man Ehrenämter, und wer einen wohlbezahlten Posten kriegt, wird siebenmal hochmüthiger, als früher ein Ehrenmann bei seinem Ehrenamt.

Ein Gerichtsäß mußte bei Todesfällen in seinem Bezirke versiegeln, d. h. wo nämlich etwas zu versiegeln war.

Eines Morgens ward Peter Hasebohne in den Tschaggeneigraben gerufen. Das

Erdbeeri Mareili sei gestorben, er müsse versiegeln, so lautete die Botschaft. Im Tschaggeneigraben war er noch nie gewesen, vom Erdbeeri Mareili hatte er wohl so im Vorbeigehen gehört, kannte aber weder dessen Umstände, noch dessen Person. Die Versäumniß kam ihm ungelegen, er brummte, was es sich nöthig habe, bei solchen Personen zu versiegeln. Indessen Peter Hasebohne gieng, denn er war ein Mann, der sein Amt zu hoch hielt, um dessen Pflichten zu versäumen.

Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüsten Orte, im Tschaggeneigraben zu hinterst, wo Füchse und Hasen einander gut Nacht sagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß ist.

Als der wohlachtbare Gerichtsäß hinkam, fand er zu seiner großen Verwunderung keine strube, verwahrloste Hütte, sondern eine wohlerhaltene mit ganzen Fenstern, ganzem Dach, und sauber war's darum herum. Das Stübchen glich auch keinem Stall, manche Bäurin hätte ein Exempel daran nehmen können von wegen der Reinlichkeit. Nachbarsleute waren da wie üblich, ein schlankes Mädchen weinte sehr. Zwei wohlgepflegte Katzen strichen demselben knurrend und tröstend um die Beine, und im Bette lag das todte Erdbeeri Mareili bereits eingenäht. Es schien, als schliefe es nur, so friedlich lag es im saubern Bette. Im ganzen Stübchen sah es gar nicht armüthig aus. In einer Kommode und einem großen Schranke, welche zu versiegeln waren, fanden sich schöne Kleider, reichliches Leinzeug, Schmucksachen, Schriften und Geld in allen Ecken, in alten Strümpfen unter schmutziger Wäsche.

Der Gerichtsäß schüttelte bedenklich das Haupt über den Reichthum in diesem abgelegenen Häuschen. Da werde versiegeln nicht viel helfen, wenn niemand da sei als das Meitschi und jemand stehlen wolle.

„Häb nit Kummer, Gerichtsäß," sagte eine alte Frau. „Oeppe alleine wird man das Meitschi nicht lassen, daneben wäre es das erste Mal, daß hier gestohlen würde, das ist hier nicht wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern seine Sache ruhig lassen kann und ein Strolch am andern hanget. Hieher kommen diese nicht, hier giebt's für sie nichts zu schnausen. Aber wenn du den Todesfall beim Pfarrer angeben und das Grab bestellen wollteſt, so wäre das uns anständig, es hat niemand Zeit, das zu verrichten, und dir geht es im gleichen Gang zu. Sag dem Pfarrer nur, es sei das Erdbeeri Mareili, er kennt es gut und weiß dann das Andere schon."

Der Gerichtsäß übernahm den Auftrag, und als er ihn ausrichtete, betrübte er

den Pfarrer sehr. „Todt das Erdbeeri Mareili," sagte der, „und ich wußte nicht einmal, daß es krank sei. Wieder ein Mensch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen seinem Gemüthe."

Der Gerichtsäß berichtete, daß Mareili nicht eigentlich krank gewesen, sondern ausgeloschen sei wie ein Licht und ganz friedlich, als ob es schlafe in seinem Bette. Es müsse eine seltsame Person gewesen sein, er sage aufrichtig, wenn er schon Gerichtsäß sei und just nicht der dümmste, so hätte er doch nicht gesucht, was er gefunden an Kleidern und Kleinodien und sonst alles so gut z'weg. Dahinten sei es allweg zu solchen Sachen nicht gekommen, aber daß es mit solchen Sachen zu hinterst im Tschaggeneigraben, wo man selbst eine halbe Geiß sein müsse, um da wohl zu leben, habe wohnen mögen, das dünke ihn kurios. Daneben habe mancher Mensch einen guten Grund, daß er sich nicht gerne viel vor den Leuten zeige und lieber da sei, wo er niemanden vor die Augen komme und vielleicht gar meine, er sei auch dem Herrgott aus dem Gesicht.

„Nit, nit, Gerichtsäß," sagte der Pfarrer, „nicht immer das Böseste geglaubt und den Nächsten gerichtet! Wer vom Erdbeeri Mareili was Böses sagt, versündigt sich, Mareili war besser als Ihr und ich. Ja, Gerichtsäß, so ist's, und macht nur Augen wie zweizentnerige Käse, es bleibt doch so. Ein schöneres, reineres Gemüth wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht, Eure und meine Frau nicht ausgenommen."

Wegem Pfarrer, daß Erdbeeri Mareili besser sein sollte, dagegen hätte Peter Hasebohne nichts gehabt, aber daß es besser sein sollte als ein Gerichtsäß, selb war starker Tabak. Der Pfarrer werde wohl wissen, was er rede, daneben wundere es ihn doch, was so absonderlich Braves an der Person gewesen sei, daß es keine solche mehr geben solle wie die, sagte Peter Hasebohne.

„Ja, mein lieber Gerichtsäß," sagte der Pfarrer, „das war nicht so eins von denen, wie die Welt sie bald rühmt, bald richtet. Sein Leben war kein äußeres, welches in die Augen fiel, es prangte nicht mit Hoffahrt, verrichtete keine Heldenthaten weder mit dem Spieß, noch mit der Zunge; sein Leben war ein inneres, sein Wesen war gering vor der Welt, und auf solche Wesen versteht die Welt sich nicht.

Das werde sein, sagte Gerichtsäß Hasebohne. Er habe schon mehr als sieben Jahre in der Gemeinde gewohnt und vom Erdbeeri Mareili nichts Apartes gehört. Daneben achte er sich des Geschwätzes der Leute nicht viel, er habe Besseres zu thun, als allem abzuhorchen.

„Und hättet Ihr euch auch dessen geachtet, Ihr hättet nicht viel gehört. Mareili war seit langem nicht mehr in den Mäulern der Menschen, und doch, jetzt da es nicht mehr ist, werden viele es vermissen, viele nach ihm fragen.

Es nehme ihn jetzt bald wunder, was Merkwürdiges an der Person gewesen,

sagte Peter. Den Kleidern an habe er wohl gesehen, daß die einmal gute Zeiten müsse gehabt haben. Es wäre ihm anständig, wenn der Pfarrer Zeit nehmen wollte und es ihm erzählen.

„Warum nicht," sagte der Pfarrer, „es hat es wohl verdient, daß man ihm zu Ehren eine Stunde verbraucht, man braucht hunderte unnützer. Da, Gerichtsäß, ist Tabak, stopft eine Pfeife, von wegen so was muß mit Verstand erzählt und angehört werden. Frau, bring eine Flasche vom Bessern, Merliger Siebenundvierziger."

Als alles eingerichtet war, um mit Behagen zu erzählen und zu hören, und die Frau Pfarrerin die Erlaubniß erhalten hatte, da zu bleiben, weil keine geheimen Verhandlungen obschwebten, und ihr Strickstrumpf in Gang gesetzt war, erzählte der Pfarrer was folgt.

„Vor vielen Jahren, ehe Ihr und ich von Holderberg etwas wußten, kam Mareilis Mutter hieher in den Tschaggeneigraben. Sie hatte mit ihrem Mann in Bern gelebt, wo derselbe einen schönen Verdienst hatte; beide ließen sich wohl sein dabei. Da starb der Mann, eben weil er, wie man sagt, sich zu wohl sein ließ. Der Verdienst blieb dahinten, für die Zukunft war nicht nur nicht gesorgt, sondern auf die Zukunft hin verzehrt, was einen beträchtlichen Unterschied ausmacht. Was da war, nahmen die Gläubiger bis an die Kinder. Mit diesen wußte die Mutter in der Stadt nichts anzufangen und kam mit ihnen der Gemeinde zu. Sie war eine gute Frau, gönnte Andern, was sie hatten, arbeitete, was man ihr in die Hand gab, aber unternehmend, angreiflich war sie nicht, hatte nicht besondere Einfälle und hätte sie deren auch gehabt, so hätte sie doch nicht gewußt, wie dieselben in's Werk setzen. So hatte sie, als der Mann in Bern vollauf verdiente, in Bern eben nur gelebt und nicht geschafft. Sie hatte daher keinen Verdienst, der ihr blieb, stund mit niemanden in Arbeitsverkehr, hatte daher keine Leute, welche Vertrauen in sie setzten, Erbarmen mit ihr hatten; sie konnte nicht mehr in der Stadt leben, sie mußte heim auf's Land. So geht es noch vielen Leuten, welche an einem Orte eben nur leben, durch keine bestimmte Thätigkeit einwurzeln: kömmt ein Windstoß, bläst er sie fort.

Als die arme Wittwe mit ihren Armseligkeiten in den Tschaggeneigraben kam, war es Frühling. Die Gemeinde hatte ihr für das erste Jahr den Hauszins versprochen und erklärt: „Darnach mußt du luege, wie du d'Ching und di düre bringst, das ist dy Sach." Das waren harte Worte, gaben der Frau zu denken, machten ihr das Herz schwer; sie hatte guten Willen, nur wußte sie nicht recht, was mit machen. Sie begriff, daß sie im Tschaggeneigraben nicht bloß leben konnte, daß sie um zu leben erst etwas vornehmen müßte. Was? Das ist eine strenge Frage, wenn davon das Dasein abhängt und besonders, wenn sie zum ersten Mal jemanden

gestellt wird. Und hat man auch endlich das Was ersonnen, kommt erst noch das Wie und am Ende noch die Hauptsache, die Energie und das standhafte Ausharren, was so wenigen gegeben ist.

Die gute Frau sann manch lieben langen Tag und ersann nicht viel. Sie pflanzte, wie es auf dem Lande üblich ist. Sie konnte dieses noch von ihrer Jugend her, doch gieng's mühsam. Das Land zum Pflanzen gaben gute Leute unentgeltlich, aber begreiflich nicht besser, als man es im Tschaggeneigraben hat. Aber Verdienst und Geld für's Uebrige hatte sie damit doch nicht. Zufällig kamen die Nachbarn darüber, daß die Frau recht gut stricken, nähen, ja sogar selbst zuschneiden konnte und zwar manches nach einem unerhört guten Schnitt. Damals war dies ein Fund. Damals hatte man freilich viel weniger zu stricken und zu nähen als jetzt, damals liefen sogar Gerichtsäße noch barfuß, damals ließ man noch nicht ändern, wenn man eine Sache zweimal angehabt, und hatten die Töchter und Mägde nicht Zeug an den Kleidern, welches weder Sonne noch Mond noch Sterne ertragen mochte. Aber damals waren Näherinnen und Strickerinnen rar, man mußte sie aus dem Solothurner- oder Länderbiet kommen lassen. Damals waren die Näherinnen noch nicht so hageldicht wie Nesseln in den Hägen und Steine auf dem Emmengrund. Damals war noch kein Drang darnach, am Schatten bleich zu werden und in Schnürleibern zu ermagern, um schön und vornehm zu scheinen; damals stund ein rothbackig Mensch noch höher im Kurs als eine bleiche Gränne. Damals war die Freiheit, ohne Zucht von Meister und Meisterfrau in einem eigenen Stübchen zu wohnen, wo man aus- und eingehen und ein- und auslassen konnte, wann und wen man wollte, noch nicht so geschätzt wie jetzt. Daher verdiente die Frau damit Geld, wenig zwar, denn die Leute schätzten das Geld höher als die Arbeit, dafür gaben sie ihre Produkte wohlfeil ab. Sie verdiente aber nicht bloß Geld mit der Arbeit, sondern auch die Theilnahme der Menschen, sie ward ein lebendig Glied in der Kette der Bewohner, sie lebte nicht mehr bloß im Tschaggeneigraben, sondern sie gehörte dazu und that was darin.

Sie führte indessen doch ein kümmerlich Leben, so recht abtheilen konnte sie nicht, wußte daher oft von einem Tag zum andern nicht, was essen. Die Nachbarn, welche ihr die verdienten Kreuzer nachrechneten und sie durch ein Vergrößerungsglas ansahen, konnten das nicht begreifen, meinten, sie sollte ein Herrenleben führen können. Die guten Leute haben in der Regel für sich und andere eine ganz andere Rechnungsweise, sie legen ein Maß an andere, über welches sie gen Himmel schreien würden, wenn andere es an sie legen wollten. Wenn sie einmal klagte, so sagte man ihr: „Ei, mein Gott, was, so viel Geld verdienen und es nicht machen können! Es giebt Leute, welche es mit dem zehnten Theil machen müssen und doch

meinen, wie gut sie es haben." Die gute Frau führte ein schwermüthig Leben, seufzte oft, weinte viel, aber zeigte es vor den Leuten so wenig als möglich.

Einmal an einem schönen Sonntag, nach Johanni wär's, baten und schmeichelten die Kinder nach dem Mittagessen, bis sie mit ihnen in die Wildniß wanderte, hinauf in Wald und Weid. Erdbeeren hatten sie bei anderen Kindern gesehen, nach solchen verlangten ihre Herzchen, die Mutter sollte ihnen welche suchen helfen. Sie giengen lange, lange durch den Wald, Schattseite dem Graben entlang, und auch nicht ein Erdbeeri fanden sie, und traurig wandten sie sich um, auf der andern Seite heimzugehen, Sonnseite. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, so zupfte das kleine Mareili, das jüngste ihrer drei Kinder, welches der Mutter an der Schürze hieng, dieselbe heftig und rief: „Mutter, Mutter, lue, warum ist's dort so roth?" Und siehe, es war ein großer Fleck voll reifer Erdbeeren an der sonnigen Halde. Sie hatten in der Stadt gelebt und nicht daran gedacht, daß man die ersten Sonnseite, die letzten im Herbst Schattseite suchen müsse. Da war ein Jubel! Sie fanden mehr als sie aßen, großen Vorrath nahmen sie noch heim.

Als die Frau die schönen Erdbeeren betrachtete, dachte sie, wenn die jetzt in der Stadt wären, aus denen löste man viel Geld, so schöne sind dort selten. Aber die Stadt war weit, doch, dachte sie, liebt man vielleicht in den vielen Herrenhäusern da herum Erdbeeren auch, mit Zucker als Erdbeerisalat oder auf andere Weise. Wenn man ihnen brächte, wären sie froh darüber. Wie sie merken mochte, that dies niemand. Die Leute sammelten wohl auch Erdbeeren, aber für sich zu einem Erdbeeristurm (Erdbeeren in der Milch mit Habermehl) oder Brei, aber nicht zum Verkauf. Sie gedachte es zu probiren. Geldnoth nöthigte sie, sich nicht lange zu bedenken. Schon am folgenden Tag gieng sie an's Werk. Gesammelt waren bald viele, besonders da die Kinder mit Freude und Geschick ihr an die Hand giengen.

Desto schwerer ward ihr das Vertragen. Es kam ihr vor, als sie mit dem Körbchen auswanderte, als wolle sie betteln gehen, und als sie beim ersten Hause, an das sie klopfte, abgewiesen wurde, entfiel ihr aller Muth, sie wäre alsbald heimgelaufen, wenn ihr nicht zufällig, wie man zu sagen pflegt, eine Herrenfrau begegnet wäre, welcher die angetroffenen Erdbeeren äußerst willkommen waren, die sie bewunderte und alsbald nach Hause tragen ließ. „Bringt mir noch mehr," sagte die Herrenfrau, „aber nicht weniger schöne, ich nehme sie gerne. Die Leute hier herum bringen nichts dergleichen zum Hause, ich glaubte, es gebe hier keine. Es sind sicher noch andere Leute froh, wenn man ihnen Erdbeeren bringt."

Das war der Anfang eines recht guten Verdienstes. Von da an hieß die Wittwe die Erdbeerifrau und war gewissermaßen angesehen und gern gesehen im Lande. Der Tschaggeneigraben und was dazu gehörte war eine rechte Schatzkammer voll Erd-

beeren und schöner Erdbeeren. Die Erdbeerigwinner machten einander nicht Plätzen ab, die Erdbeerifrau hatte keine Konkurrenten, man gönnte ihr den neuen Verdienst und ließ sie machen. Sie konnte den Beeren vollständig Zeit lassen, auszureifen, brauchte nicht sie halb hart und halb weiß zu nehmen, wenn sie dieselben haben wollte. Ja, Gerichtsäß, es ist ein beträchtlicher Unterschied nicht bloß zwischen halb und ganz reifen Erdbeeren, sondern überhaupt zwischen halb und ganz reifen Menschen und Früchten. Ja und wie es Jahrgänge giebt, wo keine Frucht reifet, alle sauer und bitter bleiben, so giebt es Zeiten, wo die Menschen nicht reifen, wo man sie nicht reifen läßt, wo sie bloß unreif Mode sind, wie in Deutschland die Stachelbeeren.

Mareili, welches die Erdbeeren entdeckt hatte, war ein eigentlich Erdbeeriheyli. Die Entdeckung, die Freude der Mutter darüber, die schönen Batzen, welche sie heimbrachte, thaten in dem sinnigen Kind einen eigenen Sinn auf, weckten in ihm ein besonder Leben. Es behielt die Gabe der Entdeckung, es war, als ob es die reichen Erdbeerifelder in der Luft merke, es hatte ein eigenes Auge, die bescheidene Erdbeere, von denen die schönsten am sittsamsten sich bergen unterm dunkelgrünen Laubdach, zu sehen, eigene Händchen, die saftige Beere zu pflücken, daß auch nicht der Schatten eines Druckes an ihr sichtbar war. Das Erdbeerigwinnen war sein Leben, füllte des Tags seine Gedanken, des Nachts seine Träume, daß es davon redete, die Mutter Acht haben mußte, daß das Kind nicht aufstund und schlafend Erdbeeren suchen gieng. Wie traurig senkte es sein Köpflein, wenn es regnete, trauriger senkte es kein Erdbeeristüdeli. Ein Bauer, der tausend Garben am Wetter hat, kann nicht so sehnsüchtig harren auf Sonnenwetter, als Mareili harrte.

Wie von selbst gab es sich, daß Mareili der Souverän wurde in diesem Gebiete, die kleine Erdbeerikönigin. Die älteren Geschwister erkannten es unbedingt an, achteten auf seine Winke und führten sie aus als dienstbare Geister des Meisters der Geister.

Aber wie der Frühling vergeht, wo die Elfen tanzen, vergieng auch der Sommer, der Herbst, wo die Erdbeerikönigin regierte in ihrem Gebiete. Traurig senkte sie ihr Köpflein, als sie eines Tages nur noch ein Erdbeeri fand und das letzte. Mareili weinte ihm lange nach, mußte endlich sich doch ergeben äußerlich.

Aber inwendig blieb es Meister, schuf sich in seinem Inwendigen einen großen, großen Erdbeeriberg mit Sonn- und Schattseite, mit tiefem Graben, hohen Tannen,

ließ da die Sonne scheinen, Erdbeeri blühen, reifen und wandelte darin des Tages in Gedanken, des Nachts in Träumen und pflückte Erdbeeren, so herrliche und süße, wie es keine noch erlebt. Das ist eine schöne Gabe, wenn der Mensch sich innerlich auferbauen kann, was äußerlich die Zeit ihm wegschwemmt oder das Geschick nie ihm giebt. Es besitzen sie wenige Menschen, es wissen sie wenige zu schätzen; dagegen ärgern sich viele darob, wenn sie dieselbe bei andern bemerken, und zwar nicht aus Neid, sondern aus Unverstand. Die Mutter ärgerte sich anfänglich auch über dieses Träumen und nannte Mareili oft: „Du klyne Erdbeeri Göhl". Am Ende gewöhnte sie sich daran und sagte bloß, es sei ein absonderliches Kind, nicht eins wie die andern, sie könne sich gar nicht auf dasselbe verstehn.

Wie der Sommer gegangen war, gieng auch der Winter, von wegen es geht alles in der Welt, nicht bloß das Helle, sondern auch das Trübe, und wie schön das Helle ist, zeigt erst das Trübe. Es war kein Winter gewesen, in welchem man um's Neujahr Erdbeeren fand, sondern ein harter und strenger, der die Kräfte der Erde festgebunden hielt und mit Nebel oder düstern Bysluftwolken der Sonne das Scheinen vertrieb. Aber wie es strengen Herrn zuweilen geht, ward er rasch und unerwartet vom Throne gestürzt, kam um seine Herrschaft vollständig; ein schöner Frühling stand mitten im Lande, zeigte sich sogar im Tschaggeneigraben, ehe die Menschen nur Zeit hatten, ihre Thüren und Fenster aufzuthun.

Wie die Erde aufthaute, gieng es auch Mareili, sein Gesichtchen glühte plötzlich freundlich, fröhlich jauchzte es auf, als es grünen sah in Busch und Weid, und unermeßlich war seine Freude, als es an einem einsamen Erdbeeristüdeli die erste Blüthe fand. Aber jetzt kam erst die rechte Ungeduld und gramselte ihm in allen Gliedern. Jedes Ding auf Erden will seine Weile haben und zäh und eigensinnig macht es dran, wie es gewohnt und bis es fertig ist; auch die Erdbeeristüdeli haben ihren eigenen Gang und eigenen Willen, und machtlos dagegen ist des Menschen Ungeduld. Darein konnte Mareili sich fast nicht schicken, was uns nicht wundert, können doch größere Leute, welche Erfahrung haben sollten, so oft nicht in Geduld sich ergeben und in den geordneten Gang der Dinge sich schicken.

Nun es hat aber auch alles seinen Nutzen. Die kleine Erdbeerenkönigin, die in ihrem Verlangen fast alle Tage nach reifen Beeren suchte, lernte ihr Gebiet besser kennen. Dies ist ein großer Vortheil, namentlich für Königinnen, große und kleine, welchen es oft begegnet, daß sie bloß an den Früchten sich erlustigen, aber nie den Boden kennen, auf welchem sie wachsen, und es ist namentlich für eine Hausfrau nichts fataler, als wenn sie die Bäume nicht kennt, auf welchen das Obst wächst, Birnen auf Nußbäumen sucht und Pfirsiche da, wo die Tannzapfen wachsen, oder einmal, wie jene Frau Pfarrerin, buchene Tannzapfen bestellt.

Der kleinen Königin wuchsen dabei auch Augen, welche nicht bloß Erdbeeristüdeli und die Beeren daran sahen, sondern auch die Thiere alle, welche ihr Gebiet bewohnten, die Hasen und Eichhörnchen, die Amseln und Drosseln, die Rinderstaaren und Herrenvögel. Sie wußte, wo jedesmal, wenn sie kam, Amseln waren, fand bald auch die Nester, ward ihnen auch alle Tage eine bekanntere Erscheinung, vor der sie zuerst flohen, wenn ihr Tritt von weitem hörbar war, später immer mehr ihre freundliche Harmlosigkeit erfassend, die Zweige des Tannenbuschlis, unter dem sie brüteten, auseinander biegen, sich begucken ließen ohne abzufliegen. Solche Nestchen

waren Mareili Geheimnisse, welche es niemanden verrieth. Die Entdeckung jedes Nestchens, auf dem so ein dunkler Vogel saß mit dem gelben Schnabel und den sinnigen Augen machte ihm größere Freude, als dem Seefahrer die Entdeckung irgend einer unbekannten Insel in den schwarzen, weißen, stillen, eisigen Meeren. Das Nestlein betrachtete es als sein Eigenthum, ein Schlößchen seiner Vasallen. Aber gütiger als manche andere Herrin ließ es das Nestchen unberührt, nahm die Jungen nicht aus, noch weniger Jung und Alt zusammen, es begnügte sich am Augenscheine, und später sperrten dumme Jungen die weiten Schnäbel auf, wenn sie was nahen hörten und schluckten, was es brachte, als ob's von Vater oder Mutter wäre, die dummen Jungen machten keinen Unterschied. An der Sonne sah es die Häsin mit ihren Jungen spielen. Wenn die schüchternen Jungen bei seinem Nahen in die Sträucher schlüpften oder in's Moos sich duckten, blieb die graue kluge Alte noch lange sitzen, die langen Ohren über den Rücken gelegt, als ob sie zum Tanze anspringen wolle einem hoffährtigen Mädchen gleich.

Dies machte ihm die Ungeduld weniger peinlich, und wenn schon nicht Erdbeeren, so fand und sah es doch alle Tage was Neues. Endlich rötheten sich die Beeren, endlich fand Mareili eins und wieder eins zum Versuchen, endlich gab's ein Krättchen voll; der erste Batzen erschien wieder willkommen wie der erste Storch im Frühjahr. Die Beeren mehrten sich, doch langsam. Mareili konnte keine Beere unreif brechen, sie mußte ihm willig und gerne in's Händchen fallen, mußte groß, dunkel, süß und saftvoll sein, und wie es thaten auch seine Geschwister. Wenn dann am Abend die Mutter die gesammten Beeren Heerschau passiren ließ, Kries und Gras daraus that, die Portionen in Krättchen vertheilte, sahen die Beeren so frisch und kerngesund aus, daß es eine Freude war. Die Kinder sahen zu und jubelten,

es war, als ob sie jede Beere kennten. Dies habe ich gefunden, rief eins, ich dies, rief das andere, dies bei der langen Birke, dies unter dem alten Haselstock, dies am Rekholderknübeli, so tönte es, bis die Mutter fertig war.

Als sie nun wieder leichten Herzens mit neuen Erdbeeren hausiren gieng, war sie überall eine willkommene Erscheinung. Mama, Mutter, die Erdbeerifrau ist wieder da, die so schöne hat, schrieen in vielen Häusern die Kinder, und Mama kam selbst, hieß die Frau willkommen, sagte, sie habe schon gefürchtet, sie komme in diesem Jahre nicht wieder, da schon lange Erdbeeren kämen, aber nicht halb so schöne, als sie gebracht. So sammelte sie Loorbeeren, die thaten ihr im Herzen wohl. „Wir lassen sie reifen, ich und meine Kinder," sagte sie, „wir dürfen kein unreif Beeri abbrechen, wenn wir schon wollten, Mareili thäte es nicht." Wenn dann die Leute wissen wollten, wer das Mareili sei, das da regiere, so erzählte die Mutter mit Andacht von dem absonderlichen Kinde, welches nicht sei wie die andern, sondern wie sie noch keines gesehen, darum es ihr auch so großen Kummer mache, dieweil sie gehört, solche Kinder lebten nicht lange. Dann bettelten die Kinder dies und jenes der Mama ab für Mareili und ließen ihm Botschaft werden, das nächste Mal solle es die Mutter begleiten, sie möchten es auch einmal sehen.

Kam die Mutter am Abend heim, mußte sie die Geschichte des Tages erzählen, die Häuser beschreiben, in denen sie gewesen, und wiederholen, was die Leute gesagt, so daß die Kinder ganz genau bekannt wurden mit den Kunden der Mutter. Wenn sie die Botschaft an Mareili ausrichtete, so freute dieses Mareili, die andern Kinder nicht weniger, und keins fragte, lassen sie mich nicht auch grüßen, soll ich nicht auch zu ihnen kommen? Es war ihnen, als verstände es sich von selbst, daß dieses nur Mareili gelte, welches dann aber auch den besseren Theil der Geschenke an sie gelangen ließ.

Die Mutter zu begleiten, weigerte es sich lange, es gieng lieber zu seinen bekannten Erdbeeristüdeli, als zu den unbekannten Menschen. Einmal hatte es hart geregnet bis in den Vormittag hinein, Erdbeeren konnte man nicht gewinnen, wollte man nicht die Stüdeli verderben, die Beeren vercharen. Die Mutter wollte einige Körbchen vertragen, nur in kleinerem Kreise, da endlich ließ Mareili sich bewegen, sie einmal zu begleiten. Wie ein junges Reh, welches aus dem Walde in's offene Feld setzt mit gespitzten Ohren und aufgesperrten Augen, so trippelte Mareili in die Welt hinaus. Als es an der Mutter Schürze und hinter derselben halb verborgen zum Hause des ersten Kunden kam, ertönte alsbald durch's ganze Haus das Geschrei: „D's Mareili ist da, d's Erdbeeri Mareili!" Und von diesem Tag an hieß es das Erdbeeri Mareili bis auf den heutigen Tag. Damals war es ungefähr acht Jahre alt und soll ein schönes Kind gewesen sein mit dunkelblauen Augen, halb

scheu, halb wild, länglichtem Gesicht, verschlossenem Munde, blondhaarig und schweigsam. Mit weit offenen Augen sah es bald die Menschen an, die um es sich sammelten, bald zu der Mutter auf. Auf die ungezählten Fragen antwortete es nur durch die Mutter gestoßen, lächelte und dankte für Gutthaten, welche man ihm erwies, reichte langsam das Händchen, wenn man es verlangte, antwortete den Kindern auf ihr freundliches Gerede mit freundlichen Blicken.

Aehnliches wiederholte sich in den meisten Häusern. An einigen Orten machte man über das Mareili laut Bemerkungen, als ob es taubstumm sei, hie und da freilich quasi welsch, das aber doch fast so verständlich wie deutsch klang. Es wurde dem Kinde nach und nach unheimlich, angst, es erwildete und zog nach heim, keine Geschenke und Versprechen hielten es mehr. Es wäre der Mutter ausgerissen, wenn sie nicht den Rückweg eingeschlagen hätte. „O Mutter ist's noch weit bis heim, o Mutter, sind wir nicht verirrt?" jammerte es in einem fort. Es beruhigte sich erst, als sie ihr Häuschen sahen, denn bis dahin hatte es nicht glauben wollen, daß sie wirklich im Tschaggeneigraben wanderten. Sie hatten einen reichen Erntetag gehabt. Mareili hatte große Freude, mit dem Besten seine Geschwister glücklich zu machen, und doch wollte es nicht mehr mit der Mutter gehen: „Mag das G'red und G'stürm nicht mehr hören und das Welschen nicht; o erdbeeren ist viel schöner", sagte es. Umsonst frugen seine Geschwister, Mareili, willst nicht noch einmal gehen, umsonst ließ man ihm von allen Seiten entbieten, man habe etwas für es, es solle es holen. „Mag nicht" sagte Erdbeeri Mareili, und dabei blieb es.

Als im folgenden Sommer die Erdbeerifrau sich wieder zeigte, hatte sie eine schwarze Schürze um. Dessen erschraken alle Leute und frugen, ob das Erdbeeri Mareili gestorben. Aber es war nicht Mareili, sondern Bäbeli, das gestorben. Dann entrann den Leuten wohl: „He nu, gottlob, so macht's denn nichts." Aber so war es doch der Mutter nicht. Bäbeli war ihr auch lieb gewesen, sie wußte viel von ihm zu rühmen, wie die Kinder sich lieb gehabt, wie Mareili ihm abgewartet und sich fast nicht habe wollen trösten lassen.

Erst als die Erdbeeren reiften, wurde es wieder munter und fleißigte sich doppelt, damit die Mutter nicht weniger verkaufen könne. Und es schien, als hätten die Erdbeeren den gleichen Sinn, als wollten sie ihrem Mareili zu seinem Vorhaben helfen, denn nie blüheten sie schöner und dauerten länger als in diesem Jahr.

Die Frau brachte ihre Finanzen in Stand, tilgte die Rückstände, plagte die Nachbaren nicht, konnte den Hauszins zahlen ohne Hülfe der Gemeinde. Das brachte die Frau in Respekt, denn Fleiß, Sparsamkeit und niemanden zur Last fallen, galten von jeher viel im Bernerland. „Marei", sagten die Nachbaren, „Marei, wenn es alle so machten wie du, die Gemeinden wären weniger geplagt mit Armen. Wenn

eine begehrt etwas zu verdienen, so ist immer noch etwas zu machen, der alte Gott und gute Leute leben immer noch und die Kirschbäume blühen alle Jahre. Wenn du was mangelst, so sprich zu, es soll nicht Nein sein, wenn wir's einmal haben. Es ist dann doch nicht, daß wir die wüstesten Hüng syge, aber d'Lüt müsse auch darnach thun." Das sei guter Bescheid, sagte dann Marei, es danke dafür, aber so lange es ihm möglich sei, plage es lieber niemanden. Daß es ihnen Ernst sei, hatten die Nachbarn erzeigt, als das Kind krank war: giengen ihm zum Doktor, brachten, was sie gut glaubten, was dann freilich nicht immer das Beste war.

Es schien, als habe der Tod eine besondere Freude an Mareis Kindern, denn im nächsten Winter erschien er wieder und holte Mareili's Brüderchen ab. Da war ein großer Schmerz in der Hütte, Mutter und Mareili konnten ihn kaum verwinden, zuweilen hörte man ein leises Weinen, sonst war es stille bei ihnen wie im Grabe. Die Mutter kostete ihr bitteres Leiden, sie mochte wollen oder nicht, fort und fort schluckte sie an dieser bittern Arznei, dachte an die Zukunft, was alles ihr noch warte, ob sie das Bitterste wohl noch erleben müsse?

Mareili lebte ein seltsam Leben, bald im Himmel, bald auf Erden, beide waren eins und eng verflochten in einander. Es dachte an seine Erdbeeren in Weid und Wald im Tschaggeneigraben, an sein Schwesterchen, sein Brüderchen im Himmel, ob sie dort oben wohl auch einen Erdbeeriberg hätten und wie groß und schön wohl die Beeren seien. Ach und vielleicht sei kein Winter da oben, sondern Sommer alle Tage und reife Erdbeeren das ganze Jahr durch und nie Schnee und Frost. Wenn doch einmal Schwesterchen und Brüderchen kämen und ihm berichteten, wie es da oben sei, wie schön das Leben und wie groß die Erdbeeren. Wenn sie doch einmal zu ihm kämen, wenn es oben im Walde alleine sei, wenn doch einmal in den Erdbeeristüdelein Schwesterchen und Brüderchen säßen, zwei weiße Engelein, grüßten es freundlich und erzählten ihm von dem Wohnen im Himmel und wie lieb der liebe Gott sie habe, brächten ihm viel Beeren mit von Oben und Krättchen und Körbchen für es und die Mutter! Wenn in den langen Abenden die Lampe schläfrig wurde und düster, die Mutter emsig das Rad trieb, der Wind mächtig um's Häuschen rauschte, da gab Mareili seinen Träumen Worte, begann leise zu reden von den Engeln und zu fragen, ob sie noch immer auf die Erde kämen, ob wohl, wenn man recht fleißig sei und fromm und man dem lieben Gott so recht anhielte, man einen Engel sehen könnte, und wenn es und die Mutter recht beteten, er wohl Schwesterchen und Brüderchen erlauben würde, ihnen zu erscheinen und mit ihnen zu reden?

Die Mutter erschrak über solche Gedanken und wehrte ihnen. Sie glaubte, man könnte sich damit versündigen, die Kindlein an der Ruhe stören, daß sie wiederkommen müßten. „Und denke doch, Mareili," sagte sie, „was die Leute sagen würden,

wenn sie wiederkämen? Sie würden ja meinen, die Kinder hätten sich so schwer versündigt, daß sie nicht an die Ruhe könnten." Zugleich machte es sie traurig, denn sie hielt solche Reden für Vorboten des nahen Todes. Kinder, die viel von Engeln sprächen, würden bald auch solche, und Kinder, welche viel vom Himmel redeten, fühlten wohl, daß Gott sie bald holen lasse in den Himmel. Sie hatte schwere Angst, der dritte Winter koste sie das dritte und letzte Kind. „Du mußt nicht von solchen Sachen reden," sagte sie, „der liebe Gott hat es ungern, und du könntest dich versündigen;" und um Mareili's Gedanken abzuwenden, erzählte sie ihm dann Gespenstergeschichten von gräulicher Art, daß sie beide schlotterten wie Espenlaub und vor Schlottern kaum zu Bette konnten.

Die Mutter konnte Mareili wohl das Reden wehren, aber nicht das Denken. Die Bilder der Seele gestalteten sich um so lebendiger, es gestaltete sich in ihm ein zusammenhängend Leben mit den Gestorbenen, lange, lange Gespräche führte es mit ihnen. Immer ungeduldiger ward es im engen Stübchen, sehnte sich immer mehr nach dem Warmen der Sonne, daß sie den Schnee ihm vertreibe und die Blümlein wieder wecke in der Erde Schoos.

Die Mutter dagegen freute sich nicht darauf, es machte ihr angst. Es bangte ihr, das Kind so alleine gehen zu lassen in die Wildniß, sie versuchte, ihre eigene Angst dem Kinde einzuimpfen. Sie stellte ihm vor, wenn es sich verirren würde, die Mutter nicht mehr fände und elendiglich verhungern müßte im Walde.

„Ich verirre mich nicht, ich wußte värn und vorvärn den Weg immer am besten und verirrte nie, warum sollte ich jetzt noch verirren?"

„Ja wenn du verhexet würdest, man hat Beispiele, daß man in bekannten Wäldern so verhexet wurde, daß man nie mehr den Ausgang fand."

„Aber Mutter, warum wurden wir värn und vorvärn nicht verhexet, es sollte doch den Hexen mehr dr werth gewesen sein, drei zu verhexen, als nur eins, und was hätten wir machen wollen?"

„Ja, aber es könnte was Anderes geschehen, denk, es giebt Drachen im Walde, böse Thiere, welche die Kinder fressen, und Berggeister, welche Kinder stehlen und sie in unterirdische Höhlen führen, wo sie Sonne, Mond und Sterne nie mehr sehen."

„Aber Mutter, sie hätten uns ja värn und vorvärn auch stehlen können und haben es doch nicht gethan."

„Es wäre an einmal zu viel, und willst du dann deiner eigenen Mutter nicht mehr glauben, ei, aber Mareili, das duret mich, habe doch geglaubt, du seiest nicht wie die andern wüsten Kinder, welche Vater und Mutter nichts mehr glauben wollen, und machst es mir jetzt so!"

„Mutter, ich will dir alles glauben, wenn du mich willst erdbeeren lassen, sonst will ich sterben, dann komm ich zu Brüderchen und Schwesterchen und kann mit ihnen erdbeeren, wo keine Unghürer sind und alle Tage Sommer ist."

„Aber Mareili, rede nit von Sterben, könntest dich versündigen, wollen ja erdbeeren wie sonst, aber mußt mir nicht mehr so reden," sagte die Mutter.

Auch dieser Winter verrann, und alle Tage mächtiger zog die Sonne das Kind an die warme Halde, wo die ersten Erdbeeren blühten und reiften. Die Mutter konnte es nicht mehr halten und gieng mit ihm, las aber, weil es sich für eine arme Frau nicht schickt, müssig spazieren zu gehen, Holz auf und brach Wachholderschößlinge ab. Sie mußte sich wirklich wundern, wie Mareili überall Bescheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus sagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz gespalten. Und als sie an die Sonnseite kamen, wo schon alles lebendig war, zeigte es ihr das frühste Erdbeeristüdeli und fand zu seiner großen Freude schon Blüthen dran. „Mutter, dort war ein Amselnest, ist wohl wieder eins da?" Richtig saß unter dem Tannbuschli brütend die Amsel und flog überrascht diesmal weg, doch nicht weit. Auch die bekannte Häsin sprang auf, setzte über einige Stauden weg, dann auf die Hinterbeine und sah sich verwundert um, als wenn sie sich vergewissern wollte, ob es das Mareili sei oder jemand anders; deß verwunderte sich die Mutter sehr, es wollte ihr aber fast vorkommen, als ob dies nicht natürliche Thiere seien, sondern verzauberte, es ward ihr unheimlich dabei.

Sie begleitete anfangs das Kind beim Beeren und gewöhnte sich an die verzauberten Hasen und andern Vögel, daß sie ihr ganz natürlich vorkamen. Nach und nach aber ließ sie Mareili alleine gehen, denn sie sollte pflanzen und verdienen; die Krankheit der Kinder hatte sie zurück gebracht. Wo der Verdienst nur kreuzerweise eingeht, da wird jeder Kreuzer, der nicht eingeht, und jeder Kreuzer, der unerwartet ausgeht, schwer empfunden, hinterläßt Nachwehen. Mareili wußte dies wohl, kannte beim Kreuzer Schulden und Vermögen der Mutter. Je kleiner die Hütte ist, desto kleiner werden die gegenseitigen Geheimnisse; wo Hühner und Menschen in einem Stübchen wohnen, kann eins vor dem andern nicht viel verbergen. Mareili hatte diesmal Mühe, die Erdbeeren so recht reifen zu lassen, und jeder trübe Tag war eine Prüfung Gottes, die Mutter hatte um so länger kein Geld und es doch so nöthig.

Endlich bleibt nicht ewig aus, endlich war's erlebt, das Gewinnen begann, aber jetzt nur noch mit zwei Händchen zumeist, statt mit sechs, und die Mutter hatte mehr Geld nöthig als nie. Zudem schien es kein Erdbeerijahr werden zu wollen, es regnete viel und war nicht heiß. Kornjahre und Weinjahre kennt man, nicht bloß

jedes Kind weiß, was sie zu bedeuten haben, sondern sie haben große Bedeutung in der Weltgeschichte. Von Erdbeerijahren redet kein Mensch, kein Geschichtschreiber zeichnet sie auf, und doch haben sie große Bedeutung für arme Kinder und arme Weibchen. Nun das wird eben daher kommen, daß die Geschichtschreiber sich mehr kümmern um Weinherren und Kornwucherer, als um arme Kinder und arme Weiber. Mareili wollte mit Fleiß ersetzen, hatte weder Ruhe noch Rast, war früh und spät, daß die Mutter oft die Hände über dem Kopfe zusammenschlug über den Segen, den es heimbrachte. Da ward noch dazu das Wetter beständig, die Sonne heiß, alles wollte auf einmal reif werden, Mareili wußte gar nicht wie wehren. Begreiflich ward das Kind bei der verdoppelten Anstrengung sehr müde. Wenn es des Morgens erwachte, waren ihm die Glieder wie angeleimt im Bette, daß es sie kaum heben und bewegen konnte. Die Mutter mahnte oft zur Ruhe oder einen Tag daheim zu bleiben, aber Mareili wollte nicht, und ließ sie es eines Morgens ausschlafen und weckte es nicht, weinte es so bitterlich und ward böse über die Mutter, daß sie es nicht mehr that. Mareili wollte nichts versäumen, sondern immer zu rechter Zeit auf dem Platze sein. Brüderchen und Schwesterchen wüßten, dachte es, um welche Zeit sie sonst das Gwinnen angefangen; wenn sie nun einmal zu der gleichen Zeit kämen und es wäre nicht da und es käme immer nicht, so könnten sie ja meinen, es sei nicht mehr da, komme nicht wieder, könnten dann gehen und nie mehr kommen. Mareili träumte im Stillen immer von diesem Erscheinen, aber es ließ es die Mutter nicht merken, weil es sie betrübte im Gemüthe. Alle Morgen, wenn es durch den Wald gieng, war es gefaßt auf eine Erscheinung hinter den Bäumen hervor oder es finde sie sitzen an der Halde mitten in den Erdbeeren oder wenn es beim Gwinnen aufsehe, stünden sie plötzlich vor ihm in weißen Engelskleidern. Wie oft es vergeblich träumte, es träumte doch am folgenden Morgen das Gleiche wieder, es war auch eine von den Hoffnungen, welche alle Tage neu werden.

Oft gieng es den ganzen Tag nicht heim, wenn es an entferntern Orten beerte. Dann geschah es wohl, daß, wenn die Sonne mitten am Himmel stand, es heiß ward auf Erden und es am Schatten sein Stücklein Brod verzehrte und aus einem Krüglein einen Tropf Milch dazu, Meister Schläflein kam, sich in Mareili's Augen ein Nestlein baute, die Vorhänge niederfallen ließ, um süß zu schlummern im Dunkeln. Es wehrte sich wohl dagegen, und wenn es aufwachte und merkte, was geschehen war, hatte es es ungern, aber Meister Schläflein ist ein gar mächtiger Mann, kann schlafen wo er will, Könige zwinget er, geschweige denn Kinder.

Eines Tages war sein Suchen besonders gesegnet. An ein neu Plätzlein war es gekommen, wo es noch nie gewesen und sonst noch niemand, so dicht, groß und dunkelroth hatte es die Beeren noch nie stehen sehen. Um Mittag aber ward es

gar grimmig heiß, aber fast ein ganzes Tagwerk hatte es schon vollendet. So setzte es sich mit ruhigem Gewissen an Schatten, aß sein Brod, und als auch diesmal Vetter Schläfli kam, wehrte es sich nicht so nöthlich und ließ ihn machen. Alsbald träumte es wieder. Es wußte, die Engelein waren da, aber es sah sie nicht, es hörte sie nicht, es wollte sie suchen, aber es konnte nicht, seine Glieder waren gebunden. Plötzlich hörte es eine Stimme dicht über sich wie vom Himmel herab, es fuhr auf, und vor ihm stund ein Engel und beugte sich über es. Ein wunderschöner Engel war's mit dunkeln Augen und dunkelm Haar, von hoher Gestalt, mit weißen Kleidern angethan. Leise, den Kopf zur Seite geneigt und das ganze Gesicht voll Liebe, sprach der Engel zum Kinde gar hold und weich, aber das erschrockne Kind verstund ihn lange nicht. Es war nicht das Brüderchen, nicht das Schwesterchen, der Engel war viel größer und schöner, blickte so lieblich aus seinen dunkeln Augen und doch mit wunderbarer Kraft, als vermöge er die Seelen zu ziehen aus dem Körper des Menschen, als sei er der Engel, der umgehe, auf Erden die schönsten Seelen zu sammeln und dem Vater sie zuzuführen. Endlich verstund Mareili, wie er ihm zusprach, nicht erschrocken zu sein, es liebes, liebes Kind hieß, sonst viele holde Worte ihm sagte, endlich nach den Erdbeeren es fragte, ob es wohl geben wollte von den prächtigen, die da im Krättchen neben ihm stunden? Mareili sah mit offenen Augen den Engel an, aber reden, antworten konnte es nicht, es nickte bloß, es reichte ihm die schönsten, und als der Engel davon aß, glänzte sein Gesicht auch wie das Gesicht eines Engeleins, und als der Engel fragte, ob er das ganze große Krättchen haben könnte, nickte Mareili noch freudiger und faltete die Hände, als ob es beten wolle. Da küßte der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberstück, gieng in die Bäume, sah noch einmal nickend sich um, und wie schöne Sterne glänzten seine Augen, da verschwand er.

Jetzt hatte Mareili einen Engel gesehen, es war nicht Brüderchen, nicht Schwesterchen, aber ein Engel war's gewesen. Erstaunt hörte die Mutter Mareili's Bericht, aus dem sie lange nichts machen konnte, da die Worte wirr durch einander flogen, wie ab einem Kirschbaume die Blüthen, wenn der Wind darein fährt. Endlich sagte die Mutter, es sei ein Traum gewesen und anderes nicht. Da zeigte Mareili das Silberstück, da wußte die Mutter nicht, was sie sagen wollte, der Verstand stund ihr lange still. Endlich gieng er wieder, und sie sagte, sie habe eigentlich nie gehört, daß die Engel Geld haben, nach den schönen weißen Kleidern sei das eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter gewesen, die hätten solche Kleider und schönes Geld. Aber Mareili meinte, es wüßte nicht, warum die Engel nicht Geld haben könnten, Gott könne ihnen ja geben, was er gut finde, und wenn er den Menschen so viel Geld gebe, so könne er den Engeln ja noch viel mehr geben. Es beschrieb die Er-

„Da küßte der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberstück, gieng in die Bäume, sah noch einmal nickend sich um — —“ (S. 108.)

ſcheinung noch viel engliſcher und herrlicher, daß die Mutter wirklich nichts mehr zu entgegnen wußte und halb und halb ſich in den Glauben des Kindes gefangen gab, beſonders als alle Nachbarn ſich auf die Seite des Kindes ſtellten. Wie wollte doch eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter dahin gekommen ſein, von einem Engel hergegen könne man es wohl begreifen, ſagten ſie.

Eins kränkte Mareili. Es hatte dem Engel nichts geſagt, ihn nicht gefragt nach Brüderchen und Schweſterchen, ihm nicht Grüße an ſie aufgetragen, ihn nicht gefragt, ob auch ein Erdbeerenberg im Himmel ſei und wie ſchön die Beeren daſelbſt würden? Sein Troſt war, er werde wiederkommen. Dann wollte es ihn aber auch zur Mutter führen, damit die auch einmal einen Engel ſähe und künftig ihm glaube, wenn noch mehrere zu ihm kämen. Aber der Engel kam nicht wieder, und andere kamen auch nicht. Umſonſt ſetzte es ſich, ſo oft es ſich thun ließ, um Mittagszeit an's gleiche Ort, dann kam Vetter Schläfli, kamen Träume, aber nie weckte es wieder eines Engels Stimme, nie ſtund, wenn es die Augen aufſchlug, ein Engel da. Darum verklärte ſich der Engel in Mareili's Gedanken immer herrlicher, und der Glaube, daß es wirklich ein Engel geweſen, wurde alle Tage feſter. Wäre es kein Engel geweſen, ſo wäre er wiedergekommen, ſagte man.

Je mehr der Glaube an den Engel ſich feſtſetzte, deſto mehr wuchs der Mutter der Kummer, der weiße Engel bedeute den Tod, daß dieſer das dritte Kind im dritten Winter holen werde. „Was wollte er anders bedeuten?" ſagte ſie. Der dritte Winter kam mit großer Angſt und vielem Bangen, aber gottlob ohne Tod. Mareili war auch nicht ein einzig Mal krank, und als der Frühling kam, war es ſelbſt das ſchönſte Erdbeeri in Wald und Weid.

So lebten ſie fort Jahr um Jahr in glücklicher Gleichförmigkeit, von Gott geſegnet. Der Segen war freilich nur klein. Güter der Welt gewannen ſie nicht, aber er genügte ihnen, machte ſie glücklich, und was will man mehr? Was änderte, war, daß Mareili alle Jahre größer und ſtärker wurde, die Mutter älter und ſchwächer. Die Gliederſucht war es, welche ſie hauptſächlich plagte. Das Gehen ward ihr beſchwerlich; wenn es ander Wetter geben wollte, konnte ſie die Beine faſt nicht

mehr vorwärts bringen. Mareili mußte sich daher nach und nach auch an's Vertragen gewöhnen. Es gewöhnte sich aber schwer daran, es ward ihm unheimlich draußen in der weiten Welt unter den vielen Menschen. Die langen und breiten Straßen langweilten es gar unendlich. Es erzeigte es aber der Mutter so wenig als möglich, damit sie sich nicht über ihre Kräfte anstrenge, um selbst zu gehen.

Der Eintritt Mareili's in die Welt erregte Aufsehen und Freude bei der Kundschaft, die sich durch es noch vergrößerte. Mareili's Wesen hatte etwas Eigenes, fast möchte man sagen, Vornehmes, trotzdem daß es barfuß gieng. Es war kurz in seinen Worten, aber freundlich, hielt feste Preise, verweilte sich höchst selten an einem Orte länger, als es mußte, wie gerne man auch mit ihm geplaudert hätte, und wenn ein Herr, besonders ein junger, ihm was sagen wollte, so lief es davon wie ein Reh, das einen Hund anschlagen hört.

Es brachte in seinen Absatz allmählig eine Art System und zwar nach Sympathie und Antipathie. Es entdeckte nach und nach etwas, welches vielen Leuten verborgen bleibt, denn Mareili hatte eine dünne Haut, der meisten Leute ihre ist dagegen mit Sohlleder gefüttert. Es fühlte, daß ihm aus jeder Hausthüre ein eigener Geist entgegenwehe und an jeder Thüre ein anderer, und zwar an den meisten Orten stetig der gleiche, nur wie auch der Wind geht schärfer oder leiser, ein milder freundlicher, ein roher hochmüthiger, ein geiziger oder mildthätiger, ein theilnehmender, ein harter, ein lustiger oder ein lüsterner, ein nobler oder ein gemeiner, knifffüchtiger. Es war ihm schon um's Haus herum, als fühle es diesen Geist und selten täuschte es sich. Er kam ihm aus der Hausthüre entgegen, es nahm ihn wahr, je nachdem man es warten oder nicht warten ließ, ihm auf seinen Gruß dankte, die Körbchen ihm abnahm, die Waare beurtheilte, marktete, das Geld brachte und was für Geld. Je nach dem der Geist war, je nach dem wurde ihm das Haus lieb oder widerlich. Es gab Häuser, vor welchen es floh, als sei die Pest darin, vor die man es mit keinem Lieb gebracht hätte. O wenn die Leute so gierig nach einem Körbchen haschten, mit den Fingern darin herumfuhren, die schönsten Beeren hervorgrübelten, alles verchareten, von einem Körbchen zum andern fuhren, ein Mensch nach dem andern zum Versuchen kam, alles beschnüffelten, verherggeten, verblizgeten und am Ende nichts kauften oder für einen Batzen oder zwei und kaltblütig es laufen ließen mit seinen entehrten Körbchen, die es vor keines Menschen Auge mehr abdecken mochte, wie ihm da das Herz blutete, wie es das Haus floh für immer, als hausten darin Hunger, Pestilenz und Krieg und die übrigen bösen Geister alle. Es hatte verschiedene Striche, welche es besuchte, und in jedem Striche Häuser, welche höher oder tiefer standen in seiner Gunst, je nach dem Geiste, der darin wehte.

Darnach ordnete Mareili auch seine Erdbeeren und seine Wege. Es mußte nicht zu machen sein, so steckte es einem Lieblingshaus, wo man es freundlich begrüßte, billig behandelte, namentlich die Kinder manierlich thaten, gute Worte ihm gaben, das schönste Krättchen zu, daß alle hell aufjauchzten, die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über die prächtigen Beeren und dringlichst es hießen bald wiederkommen. Mit der abnehmenden Gunst nahmen auch die Erdbeeren ab an Größe und Schönheit oder waren allesammt mittelgut, doch immerhin so gut, als irgend ein Erdbeerimeitschi sie im Lande herumtrug. In der Regel kam es glücklich seinem Vorrath ab, und blieb ihm zuweilen auch ein Krättchen oder Körbchen übrig, he nun, so machten sie daraus einen Erdbeeristurm und lebten auch wohl daran.

Dann gab es in jedem Sommer einige unglückliche Tage, wo nichts ihm gieng, wie es wollte, sondern immer das Gegentheil, wo es ihm schien, als sei es verkauft und verrathen oder gar verhexet. Die schönsten Erdbeeren wurden ihm weggeschnappt, es wußte nicht wie, die besten Kunden traf es nicht an, hier war man schon versorgt, dort laxirte man und konnte Erdbeeren nicht brauchen. Dann mußte es die Runde erweitern, an neue Häuser klopfen, das that es äußerst ungern. Zu jedem neuen Hause gieng es mit Schrecken, es wußte nicht, welch Geist ihm aus dem Hause entgegenkomme, was für ein Hund vor dem Hause bellen werde. Vor solchen Häusern, wo man es nicht kannte, gieng es ihm selten gut, es wurde grob behandelt, grob abgefertigt, manchmal durch eine Stimme aus irgend einem Loche her, es wußte nicht ob über oder unter der Erde.

Nun war es an Mareili, Bericht aus der Welt zu bringen, der Mutter seine Erlebnisse mitzutheilen. Solche Berichte waren das Labsal der Mutter, aber die Hauptsache darin blieb ihr immer, wer nach ihr gefragt, ob man an die Erdbeerifrau noch denke? Man ist nicht gerne vergessen schon bei Lebzeiten, man lebt gerne lange, und wenn man auch sterben muß, möchte man doch gerne noch lange leben nach dem Tode. Es ist kaum ein Bettelmannli auf Erden, welches nicht an dem Gedanken wohl lebt, was wird man sagen, wenn ich nicht wiederkomme, man wird noch oft an mich denken. Und ach, wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode gucken könnten aus irgend einem Himmelsfenster in die hinterlassenen Häuser, in die hinterlassenen Herzen hinein, es würde den meisten übel werden, trotzdem daß sie im Himmel sind. Ja und wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode wiederkommen könnten auf Erden, so würde es den meisten betrübten Hinterlassenen übel werden, daß sie meinten, sie müßten sterben, ja da würde es auch wahr, daß der zweite Schmerz größer sei als der erste.

War es möglich, so zwängte die gute Frau alle Jahre ihre schweren Beine noch einmal in die Welt hinaus den Kunden nach, um sich persönlich zu überzeugen,

wie lieb die Leute sie noch hätten und noch lange nicht vergessen. Und wenn sie dabei von weitem ein Tönchen aufgabeln konnte, als hätten die Leute sie noch lieber als Mareili, als habe sie ihre Sache doch noch besser gemacht, so war sie überglücklich. Das war denn auch das Erste, was sie Mareili berichtete und wie sie glaube, sie habe noch das größere Zutrauen und brächte eine größere Losung z'weg. Mareili gönnte diese Freude der Mutter von Herzen, in demselben war keine Spur von Eifersucht. Hatte es ja doch auch seine eigenen Freuden, welche die Mutter nicht kannte. Hatte es doch so innige Freude an den Erdbeeren nicht bloß um der Losung, sondern um ihrer selbst willen, weil sie ihm so lieb waren. Hatte es doch sein ganzes inneres Leben mit all seinen Träumen, wo der von dem schönen weißen Engel aber ihm einer der liebsten blieb, und die Hoffnung, es werde ihn doch einmal wiedersehen.

Das gute Kind lebte am liebsten in der wunderbaren dunkeln Welt, die jenseits unserer Sonne liegt, nach welcher seit Jahrtausenden die Gelehrten ausziehen mit Fackeln, Stangen und Spießen, sie zu erobern, und wenn sie dann lange mit ihren Stangen und Spießen im Nebel herumgeguselt vergeblich, sie nie an ihren Spieß gekriegt, ihr Dasein in Abrede stellen und der Welt klar demonstriren, es existire keine solche unsichtbare Welt, weil, wenn eine wäre, sie dieselbe hätten an ihren Spieß kriegen müssen; nun hätten sie aber keine dran gekriegt, ergo sei auch keine. Nun existiren aber, Gott sei Lob und Dank, gar viele Dinge, welche Gelehrte und Weise dieser Welt nie und nimmer kriegen an ihren Spieß, dieweil sie trotz aller Weisheit nie fassen und begreifen werden, was als Himmelsgabe kindlichen Gemüthern gegeben ist und über allen Verstand der Verständigen geht, kein Chemiker es mit seiner subtilen Wage wägen, mit irgend einem Stoffe fassen, zersetzen oder binden kann.

Je verständiger und sinniger Mareili sein Tagewerk betrieb und Ordnung in dessen Verlauf brachte, desto eifriger trachtete es darnach, ein bestimmtes Kennzeichen sich zu merken, ob ein Tagwerk glücklich oder unglücklich ablaufen werde. Wie viel konnte es sich ersparen, wenn es an unglücklichen Tagen nicht hinausgieng in die Welt, wo es nichts fand als Verdruß und Mühe.

Aber es gieng ihm sonderbar. Glaubte es eins entdeckt zu haben, weil es einige Mal eingetroffen, und wollte darauf abstellen, so fehlte es das nächste Mal gänzlich, es gieng ganz das Widerspiel. Es achtete sich auf die Träume der Nacht, des Beines, welches zuerst aus dem Bette kam, des ersten Vogelgeschreis, des ersten begegnenden Menschen, des Stolperns und Nichtstolperns, und alle Zeichen waren gut und alle Zeichen täuschten, und kehrum glaubte Mareili an jedes mit immer festerem Glauben.

Zu einer Zeit, als eben sein Glauben auf Träume sich gestellt, hatte es immer und immer wieder mit trübem wüstem Wasser zu thun, es war in Todesängsten und Todesnöthen.

„Mutter," sagte es eines Morgens, „heute habe ich einen bösen Tag, lauter Unglück und Verdruß, wenn es nur zu machen wäre, ich bliebe daheim, trübes Wasser ängstigte und nöthete mich gar zu grusam."

„Das ist bös," sagte die Mutter, „gehst nicht, so charen die Erdbeeren, darf sie nicht mehr vertragen, hast von zwei Tagen beisammen, was wir beide gwinnen mochten, und es gab so wohl aus."

„Weiß es wohl, Mutter," antwortete Mareili, „sagte ja bloß, wenn es zu machen wäre. Will es in Gottes Namen probiren, mich grusam in Acht nehmen, z'tödte wird es nicht gehen." Mareili gieng.

Die erste Person, welche ihm begegnete, war eine alte böse Frau, welche im Rufe stund, sie könne mehr als Brod essen, sie könne hexen. „Es ist doch gut," sagte Mareili, „halte ich nicht mehr alles auf der Sache, die hätte mich sonst können zurücktreiben." Als es dahin kam, wo der Tschaggeneigraben in's weite Land sich mündete, käderten ein ganzes Regiment Aegersten gar mörderlich. Alle Bäume waren voll, es war, als ob sie eigens wegen Mareili hier eine Versammlung angestellt hätten. Das stellte Mareili. „Soll ich oder soll ich nicht?" sagte es. „Auf dem Vogelgeschrei halte ich nicht am meisten, aber es trifft ja alles zusammen, das muß etwas zu bedeuten haben, viel Böses allweg. Aber i Gotts Name, sei das jetzt, wie es will, es muß gegangen sein. Ich will brav beten, es ist doch am Ende der liebe Gott der Meister, und d'Aegerste werde nit alles könne zwänge. Und am Ende, was sy soll, muß ja sy."

Indessen mit dem Mißgeschick schien es denn doch Ernst zu sein, es gieng ihm alles verkehrt und wie verhexet. Im ersten Hause, für welches es seine schönsten Erdbeeren gebeizt, war niemand daheim, als eine alte böse Magd. Diese hatte Mareili schon lange auf dem Strich, mißgönnte ihm jedes gute Wort, jedes Geschenk, welches man ihm gab, als wenn es von ihrer Sache genommen wäre. Wie die jetzt glücklich war, daß sie es einmal in Schußweite vor ihrem Maule hatte. Man brauche nichts, sagte sie. Es würde ihm auch besser anstehen, etwas zu arbeiten, als nur den faulen Hund zu machen, alle Tage den Leuten vor der Thüre zu stehen. Das sei nicht viel anders, als gehe es betteln; wer bettle, stehle und mach sonst noch, was er könne, bsunders so große Meitscheni, psy Tüfel! Vor dem G'sindel komme man selbst nicht mehr zur Arbeit, werde alle Augenblicke davon gesprengt. Mareili bekam den Hals so voll, daß es nicht einmal fragen konnte, wann es wiederkommen solle, und gieng weiter, fand in einem Hause die Leute,

welche Erdbeeren aßen, krank, ein ander Haus mit Erdbeeren so überfüllt, daß sie nicht alle brauchen konnten; an einem vierten Orte sagte man ihm trocken: „Mangeln keine." Und als es sagte, es habe doch so schöne, ließ man es einfach ohne Antwort stehen, bis es endlich gieng. Das that ihm so weh, man glaubt es nicht. Sein Herz ward ihm ganz schwer, sein Gemüth voll Elend, denn mit seinen Kunden stund es nicht bloß in einem Erdbeerverkehr, sondern in einem gemüthlichen, sie waren so gleichsam seine Freunde und Verwandte. Sein Elend half ihm nicht von den Erdbeeren, es mußte seinen Ring weiter schlagen, mußte zu neuen Häusern, mußte sogar vor Wirthshäuser. Diese waren ihm in der Regel am meisten zuwider, da fiel es in die Hände der Köchinnen und Stubenmägde, die gar zu gerne schnöd und schnippisch mit den Leuten umgehen, besonders mit Erdbeerimeitscheni. Mareili fürchtete sie auch mehr als die großen Hunde vor den neuen Häusern, von denen es noch nicht wußte, aus welchem Ton sie bellen. So setzte es endlich wohl etwas von Erdbeeren ab, doch langsam und mit Verdruß statt mit Freude. Wenn es vor dem G'schänden nicht einen so großen Grausen gehabt und die Erdbeeren dafür ihm nicht zu lieb gewesen wären, es hätte sie hinter einen Zaun geschüttet und wäre heimgelaufen.

Da könne man sehen, dachte es, ob man sich der Zeichen achten solle. Wenn man doch nur immer den rechten Glauben hätte, könnte es einem nicht fehlen. Bei einem Hause gab ihm endlich eine freundliche Frau Bescheid. „Kann sie wäger nicht nehmen, Meitschi," sagte sie, „ich thäte es dir sonst gerne zu Gefallen, aber wir essen keine Erdbeeren, sie erkälten uns zu sehr. Aber weißt was, ungefähr eine Viertelstunde von hier ist ein großes Herrenhaus, haben immer viele Leute dort. Dorthin gehe, hast schöne, brauchst sie sicher." So weit war Mareili noch nie gegangen, so weit von Hause nie gewesen, noch nie des Nachts ausgeblieben, schon so spät und noch so weit! Solche Angst um Absatz hatte es nie empfunden. In Gottes Namen, dachte es, eine Viertelstunde zwingt nicht alles, aber dann keinen Schritt weiter, sondern heim. Es war eine lange Viertelstunde. Maßleidig schleppte Mareili sie ab. Endlich merkte es an wohlgepflegten Baumgängen die Nähe des Herrenhauses. Mit Bangen betrat es sie, und dieses Bangen mehrte sich bei jedem Schritte. Es war so einsam in denselben, so seltsam knirschte der Kies unter seinen Tritten, so feierlich rauschte der Wind in den alten Bäumen, es kam ihm vor, als gienge es zu einem Zauberschlosse, von dem die Mutter ihm oft erzählt hatte, wo alles, was in dessen Nähe kam, verzaubert und verwandelt wurde in Pflanzen oder steinerne Säulen oder gebannt in Bäume und Brunnen. Es trappete immer leiser ab; gerade wie wenn es des Morgens durch's Stübchen gieng und die Mutter nicht wecken wollte. Plötzlich sah es seinen Engel neben sich stehen, weiß und schön wie vor Jahren die mächtige Fee im Zauberschlosse, die alles verwandelte, was in ihre

Nähe kam. Und Mareili versteinerte, starrte mit offenem Mund und Augen, wie damals an der Erdbeerihalde, die Erscheinung an. Der Engel sah das plötzliche, lautlose Erstarren des Mädchens, betrachtete es schärfer, länger mit seinen wunderbaren tiefen Augen, rief dann freudig: „Was, mys Erdbeeri-Engeli vo de Berge! Bist's oder bist's nicht, red, mys Kind, oder kannst nit, bist stumm, doch nicht? Gäll, du kannst reden?" Und des Engels Macht, welche in seinen Augen lag, löste den Baun, zog die Stimme aus der zusammengezogenen Brust, und das Erdbeeri-Engeli sagte endlich: „Gottlob nit!"

Es ist ein selten Ding auf Erden, daß zwei Engel sich begegnen, sich Jahre lang im Andenken bewahren und als Engel wieder finden — auf Erden. Der eine Engel war das Schloßfräulein, der andere das Erdbeeri Mareili. Das Erdbeeri Mareili war innig bewegt, seine Augen begannen zu strahlen in feuchtem dunkelblauem Glanze, es freute sich seines Engels, aber still und innerlich. Des Schloßfräuleins Freude war lauter. So weit seine weiche Stimme reichte, sammelte es die Leute, stellte das Erdbeeri Mareili unter sie und erzählte, wie endlich das Erdbeeri Mareili gefunden sei, von dem es ihnen so oft erzählt, wie es dasselbe getroffen, als sie auf ihren Berg gegangen, oben in einer Weide, schlafend unter einer Haselstaude, dasselbe aufgeweckt und ihm Erdbeeren abgekauft und so reuig gewesen, daß es dasselbe so schnell verlassen, weil es gefürchtet, die übrige Gesellschaft nicht mehr zu finden. Das Kind

habe ganz einem Engelein geglichen, aber nicht geredet, es habe nicht gewußt, ob aus Furcht oder weil es stumm gewesen.

Mareili mußte Auskunft geben, wer es sei. Es komme aus dem Tschaggeneigraben, man sage ihm nur das Erdbeeri Mareili, berichtete es. Da war wieder eine große Freude unter allen, denn alle hatten schon von dem Erdbeeri Mareili gehört, und das Fräulein sagte, es habe sich schon lange geärgert, daß das Mädchen nicht zu ihnen komme, Aufträge gegeben, daß man es ihnen zuweise, aber keine Ahnung gehabt, daß das Engeli und das Mareili ein Wesen seien. Daß Mareili seinen Erdbeeren abkam und bewirthet wurde, versteht sich, und recht betrübt war das Fräulein, als Mareili heim pressirte und für kein Lieb da über Nacht bleiben wollte, weil d's Müetti Angst hätte, und ein gut Meitschi macht, so viel an ihm, dem Müetti nie Angst. Es mußte versprechen, bald, bald wiederzukommen, und doch sah lange das Fräulein traurig ihm nach mit den Augen voll Liebe, als ob es schon oft erfahren, daß verschwunden und nicht wiedergekommen, was es geliebt, und wieder fürchte, es möchte die liebe Erscheinung auch schwinden und nicht wiederkommen.

Von Mareili war alle Müdigkeit gewichen; es kam heim, als habe es Räder unter seinen Füßen, als habe die Freude ihm Flügel wachsen lassen. Einen Augenblick nur war es betrübt, daß es nicht ein wirklicher Engel gewesen, des Fräuleins holdes Wesen hatte es bezaubert, jetzt war es glücklich, seinen Engel auf Erden zu haben in Menschengestalt. Jetzt sei es doch gut gewesen, dachte es, daß es den Weg unter die Füße genommen trotz trübem Wasser, alten Weibern und der Aegersten Gekreisch. Indessen hätten die doch allweg etwas zu bedeuten gehabt, einen ganzen Tag voll Verdruß und Unglück. Aber weil es das alles ausgehalten, sich in nichts versündigt, die Beeren nicht hinter den Zaun geworfen, sei am Ende doch alles gut gekommen, große Freude und Glück, welche es nie gehabt, wenn das Mißgeschick es nicht so weit getrieben hätte. Und allweg hätte es nicht alles annehmen und aushalten können den ganzen Tag, wenn es nicht gemahnt worden wäre an Unglück und Verdruß und sich darauf hin hätte fassen können. Wie gute Eltern den Kindern gute Ermahnungen auf den Weg geben, daß sie sich in Acht nehmen möchten vor allem Bösen und standhaft sein in allem Guten, so werde es auch Gott thun, wenn man ihn lieb habe. Darum sei gut, wenn man sich allem achte und denke, es komme von Gott.

Die Mutter verstaunete ganz, als Mareili berichtete, wie es ihm heute ergangen und wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden. Als sie aber vom Erstaunen zu sich selbsten kam, sagte sie alsbald: „Habe ich es nicht von Anfang gesagt, es sie kein Engel gewesen, sondern eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter?"

Daran, daß sie es von Anfang an gesagt und nur um Mareili's willen geschwiegen, lebte sie wenigstens ebenso wohl als am Engel selbst. Mareili gönnte und ließ der Mutter die Freude, recht gehabt zu haben, wie die Mutter ihm die Freude am Engel, und wo jedes dem andern seine Freude gönnt, da ist's schön, da ist Friede.

Wo ein gefundener Engel in einen Lebenskreis tritt, da giebt es neues Leben, begreiflich. Um ihn bewegten sich ihre Gespräche, er bildete den Mittelpunkt ihres Erdbeerilebens. Mit besonderem Geiste wurden für das Fräulein die schönsten Beeren gewonnen. Mareili kannte natürlich die Stellen, wo sie am schönsten und größten wuchsen, dort sammelte es, wenn es in's Schloß gehen wollte. Zweimal in der Woche geschah es anfänglich, bis die Beeren rarer wurden. Das waren seine Festtage, sorgfältiger kleidete es sich, früher machte es sich auf den Weg, rascher gieng es, es war ihm fast, wie wenn es an großen Feiertagen zur Kirche gieng.

Das Fräulein sah es fast allemal, fühlte die magnetische Kraft in den dunkeln Augen, die ihm das Herz bewegten, fast wie der Engel das Wasser im Teiche Bethesda, mit dem Unterschied jedoch, daß es Mareili nicht trüb ward im Herzen, sondern hell und licht, eine klare Freudenflamme loderte. Das Fräulein sprach, wenn immer thunlich, mit Mareili, freute sich seiner und war theilnehmend, doch etwas ungleich, freundlicher und ernster, milder und erregter. Mareili fühlte den Unterschied und betrübte sich darüber, doch nur um des Fräuleins willen, dachte nicht von ferne daran, den Grund dieser Verschiedenheit bei sich zu suchen. Das Fräulein war sein Engel geblieben, seine Erscheinung ihm jedesmal eine himmlische. War diese Erscheinung trüber, dunkler, so kümmerte es sich darüber, sah mit größerer Liebe zu ihr auf und hätte fragen mögen, was fehle, ob es helfen könne? Und wenn es auch nur die Erscheinung hatte, sie ihm bloß von ferne zunickte und auch nicht nickte, so war Mareili zufrieden und dachte wohl darüber nach, was alles ihr Leben bewege, was ihr weh thue oder Freude mache. Mareili dachte sich den lieben Gott auch von Empfindungen bewegt, traurig und zornig, vergnügt und hellauf, alles nach dem Thun der Menschen; wenn es dem lieben Gott so geht, warum sollte es einem Engel nicht auch so gehen und zwar um so mehr, je ähnlicher er dem lieben Gott ist. Das betrübte Mareili sehr, wenn es das Fräulein gar nicht sah. Fragen durfte es nicht nach ihm. Es stellte sich dann alles Mögliche vor, dachte, sein Engel sei auch für es verschwunden, war nicht eher wieder froh, bis es ihn wieder sah und dann gewöhnlich freundlicher als nie.

„Wann kommst wieder?" frug das Fräulein, als es eben einmal so freundlich gewesen.

„Nicht mehr," sagte Mareili, und aus seinen großen Augen rollte Thräne um Thräne. „Es waren heute die letzten."

Das Fräulein erschrak selbst ob dieser Antwort. „Was soll ich machen, wenn mein Erdbeeri Mareili nicht wiederkommt? Aber warum weinst so? Hast dann nichts mehr zu verdienen? Aber ihr werdet wohl nicht alles gebraucht, sondern etwas zurückgelegt haben für den Winter?"

„Es ist nicht wegen dem," schluchzte Mareili, „aber ich habe grusam Längizyti!"

„Liebes Kind, man muß sich an alles gewöhnen in der Welt und es nehmen, wie Gott es giebt. Es ist dir sicher gut, wenn du dich auch gewöhnst an das Daheimbleiben, es ist wohl langweiliger, das beständige Herumlaufen ist kurzweiliger, macht aber auch die Menschen leichtsinnig, und wer sich zu sehr an das Straßenleben gewöhnt, wird zu vielen Gutem untauglich und nimmt selten ein gutes Ende."

Es gieng dem guten Fräulein, wie es manchem Prediger, berufenen und unberufenen, geht, sie zielen wohl gut und treffen richtig, aber nicht in die rechte Scheibe. Es schnitt dem Mareili tief in's Herz, daß das Fräulein meine, es habe Anlagen zur Landstreicherin, aber es konnte es nicht sagen, sondern bloß denken oder fühlen, daß eine ganz andere Längizyti als die nach der Straße es plagen würde. Statt der Antwort rollten seine Thränen nur noch größer und dichter.

„Tröste dich, mein liebes Mareili," fuhr das Fräulein fort, „sei diesen Winter recht fleißig, die Zeit geht schnell, ein anderer Sommer ist bald wieder da, dann kannst du wieder gehen den Erdbeeren und ihren Essern nach und zu uns kömmst wieder und bringst die ersten, hörst du, daß du mir nicht fehlst."

Da sah Mareili so eigen zu dem Fräulein auf, daß dasselbe seine weiße Hand auf dessen Kopf legte und zu ihm sagte: „Und hörst, in sechs Wochen, achte dich dessen wohl, ziehen wir in die Stadt, vorher kommst du noch einmal zu mir und frägst nur mir nach, hörst du wohl, und komme ohne Fehler."

Da Mareili nichts darauf sagte, sondern es nur ansah, so fuhr es fort: „Du bist ein wunderliches Kind, du mußt besser antworten lernen. Aber höre, kömmst du nicht, so kaufe ich dir auch keine Erdbeeren mehr ab."

Das Fräulein war an ein ganz anderes Benehmen der Untergebenen gewöhnt, die wissen gewöhnlich mit Worten und Geberden ganz anders auszudrücken, was sie angenehm und einträglich glauben. „Gäll du kömmst?" sagte das Fräulein, reichte Mareili die Hand und sah es an.

Mareili brachte kaum ein Ja aus dem Weinen heraus.

„Es gspäßigs Meitschi," sagte das Fräulein und sah ihm sinnend nach.

Mareili fand sich zur anberaumten Zeit ein. Die dazwischen liegende Zeit war ihm eine Wüste gewesen ohne Baum, ohne Haus, ein unwirthlich Land, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Wie der Tag nahte, wo es gehen wollte, da

dämmerte es, tagete endlich. Das Fräulein beschenkte das Kind reichlich mit Winterkleidern für es und die Mutter, denn große Wohlthätigkeit war Familiensitte, man gab viel und gern, man begriff, daß Geben seliger als Nehmen sei. Als Mareili wohl sich freute, sehr dankte, aber beim Fortgehen doch noch mehr weinte, da sagte das Fräulein wieder, „es gspäßigs Meitschi" und sah ihm sinnend nach.

Im folgenden Sommer knüpfte der Verkehr sich wieder an und hatte nichts an Innigkeit verloren, am wenigsten von Mareilis Seite, das Fräulein blieb sein Engel, dessen Erscheinung sein Herz mit Freuden füllte. Auch das Fräulein blieb bei seiner Theilnahme und Freundlichkeit, und nicht bloß wegen dem romantischen Anfang ihrer Bekanntschaft, wegen dem Interessanten, welches derselbe auf sie beide warf, sondern es war ein seltsam Etwas, welches dasselbe an Mareili fesselte, von dem das Fräulein zwar immerfort sagte, „es gspäßigs, es kurioses Meitschi." Es dankte ihr viel weniger als andere für Gutthaten, es brauchte nie schöne Worte, nie schmeichelnde Redensarten, aber es liebte die Hand, aus der sie kamen, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, das war das Gspäßige in seinem Wesen, das so natürlich war und doch lange ein Räthsel blieb.

Man fordert Dankbarkeit vom Armen, Ergebenheit, aber an die persönliche Liebe denkt man nicht, begreift sie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß wo weit die Stände scheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine persönliche ist, sich dennoch einen können. So liebt der Wohlthäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohlthaten an ihnen, aber wo ist der Arme, den er als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als ein Bruder sich ihm giebt. Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unser Herrgott seine Sonne auch einmal so recht sollte scheinen lassen.

Die Macht dieser Liebe fühlte das Fräulein, wenn es auch an die Liebe selbst nicht dachte, das Mädchen zog es an, interessirte es sehr, wie das Fräulein sagte und unbewußt vielleicht mehr fühlte als sagte. Das war der wahre Grund, warum das Verhältniß sich nicht abnutzte, nicht in Gleichgültigkeit zerfloß oder gar lästig wurde.

Was sich verlor, war Mareilis Schüchternheit und fast gänzliches Verstummen vor dem Fräulein. Es durfte reden, antworten, sich ordentlich mittheilen über seine Verhältnisse. Es sprach von ihrem häuslichen Leben, und das Fräulein entdeckte, wie gut Mareili und seine Mutter die weiblichen Arbeiten kannten, weit besser, als man damals es gewohnt war. Das war eine sogenannte Trouvaille, ein Fund, und von da an war viel Verdienst im Häuschen. Wenn nur die Mutter besser hätte arbeiten mögen, jetzt wären sie geborgen gewesen.

Aber der Mutter Zustände kümmerten Mareili mehr und mehr. Die gute

Frau mußte viel leiden und wie sie dokteren mochte, es wollte nicht bessern, sie wurde immer unbehülflicher. Wenn nicht gute Nachbarn gewesen wären, Mareili hätte sich nicht mehr vom Hause entfernen, seinen Gewerb, an dem es noch immer mit großer Innigkeit hieng, aufgeben müssen. „Was willst anfangen, wenn die Mutter stirbt?" hatte das Fräulein oft gefragt. „Darf nicht daran denken", hatte das Mareili geantwortet. Wenn es gienge, ich bliebe am liebsten im Tschaggeneigraben und thäte wie bisher, was will ich mehr?" „Das wird nicht gehen," hatte dann das Fräulein gesagt, aber Mareili begriff nicht, warum das eigentlich nicht gehen sollte, doch widerredete es nicht.

Wovon man lange gesprochen und was man doch nicht erwartet hatte, geschah endlich, Mareili's Mutter starb. Es war zur Winterszeit, das Fräulein befand sich in der Stadt, Mareili war alleine und damals vielleicht achtzehn Jahre alt. Es hatte viel mit der Mutter gehabt in den letzten Tagen, aber die Liebe hatte alles leicht gemacht, und jetzt konnte es sich kaum mehr drein schicken, keine mehr zu haben, sie fehlte ihm auf Schritt und Tritt. Sein einziger Trost im Leben war das Fräulein, aber das war fern einstweilen. Als die Mutter begraben war und es allein im Häuschen blieb, wollte es ihm fast das Herz abdrücken, es kam sich vor wie ein im Walde von seinen Eltern, wenn es Nacht werden will, verlassenes Kind.

Ganz arm war Mareili nicht, es waren zwei Betten da und Hausrath, den man in dieser Hütte nicht gesucht, auch ein Sparpfennig fehlte nicht. Die Nachbarn waren gut gegen es, waren ihm in der schlimmen Zeit treu beigestanden. Und doch ward es ihm so alleine im Häuschen bald unheimlich, es begriff, daß es in die Länge hier nicht bleiben konnte. Es merkte bald, daß jedermann auf es spekulirte in gar vielfachen Beziehungen. Es ist kurios, wenn jemand stirbt, möchte jeder etwas erben und wär's nur ein Andenken, möchte mit der Hinterlassenschaft auf irgend eine Weise die eigene Lage verbessern. Man spekulirt auf Geld oder auf Personen oder auf beides zusammen. Die Menschen haben offenbar ein bedenklich Stück von einem Jagdhund in ihrer Natur, haben eine feine Nase, und wittern sie das kleinste Vörtelchen, kömmt sie das Jagen an unwiderstehlich. Die einen wollten Mareili zu sich nehmen, es sollte ihnen nähen, dienen und in ihrem Lohn Erdbeeri gwinnen; andere wollten zu ihm ziehen und gemeinsam Haushalt mit ihm führen, andere gar es heirathen — man denke! Es meinten es sicher alle zum allerbesten und alle meinten, sie hätten eigentlich bloß Mareili's Beste im Auge und suchten ihm mit allem Eifer dieses begreiflich zu machen, und doch wurde es Mareili unheimlich dabei, und es mochte fast nicht warten, bis die Zeit um war und das Fräulein wiederkam.

„Und jetzt, was willst?" frug das Fräulein, als beim Wiedersehen den ersten

Fragen und Antworten ihr Recht geschehen. Mareili berichtete und kam zum Bekenntniß, so weh es ihm thue, zweifle es doch, daß es so bleiben könne, so alleine könne es doch nicht haushalten, aber was dann, wisse es nicht. Fort, weit weg zu gehen, werde ihm das Herz zerreißen.

„Weißt du was," sagte das Fräulein, „bleibe bei mir, es ist ja gerade, als ob es so sein sollte, so trifft es sich. Meine Kammerfrau, Gattung, hat mir heute aufgesagt. Sie kränkelt und redete schon lange davon. Heute sagte sie mir in allem Ernst, ich solle nach jemand anderem sehen, sie könne nicht mehr und jetzt gerade kömmst du."

Mareili fiel wie aus den Wolken über diesen Vorschlag, es entsetzte sich darob, theils aus Freude, theils aus Schrecken. Es sollte immer beim Fräulein sein können, das war die Freude, es sollte den Tschaggeneigraben und seine Freiheit verlassen, sollte in's Schloß unter die Dienerschaft, im Winter aber gar in die Stadt, das war der Schrecken.

Das Fräulein hatte aber auch Ueberwindung gebraucht zum Vorschlag. Ein undressirtes Bauernmädchen, welches nicht welsch kann, zur Kammerfrau in einem vornehmen Hause zu erheben, das braucht Muth und Aufopferung. Wo es hoch hergeht, ist so eine Kammerfrau eigentlich der zweite Leib, der die meisten Dienste verrichtet, welche eigentlich dem Leibe der Herrin zustünden, alle bis an's Essen. Es ist die potenzirte Kindermagd, wie ein Fräulein und andere Menschen eigentlich auch nichts anderes sind als potenzirte und erwachsene Kinder. Und wie die Glieder des Leibes den Gedanken des Geistes unterthan sind, sie ausführen, sobald sie entstehen, so soll die Kammerfrau die Gedanken entstehen sehen und sie ausführen, ohne daß es der verzögernden Rede bedarf. Mareili verstund freilich das Nähen, Stricken und Flicken wohl, aber das Plätten nicht, und eine Toilette hatte es kaum je gesehen von weitem, geschweige denn sie je gebraucht, man denke! Mareili gab eine sehr schöne Kammermagd, aber erst, wenn es gehen konnte auf den gewichsten Dielen, erst wenn es mit Manier sich präsentiren und anmelden, erst wenn es wenigstens oui und n'est ce pas und qui est là sagen konnte mit Anstand. Es giebt in jedem Hause, welches repräsentirt, eine Sitte, welche von jedem und besonders von einer Kammermagd gehandhabt werden muß, wenn nicht Aergerniß entstehen soll.

Das Fräulein überwand seine Bedenken, war der große Engel dem Erdbeeri-Engeli gegenüber, sprach liebenswürdig dem bangen Mädchen zu, welches endlich sagte: „Ach, mein Gott, ich wüßte ja nichts Besseres, es ist mir das Liebste, was ich ersinnen könnte, aber ich kann's nicht verbringen, ich bin's nicht im Stande."

Da rief das Fräulein die alte Gattung. Die war kein so tüfelsüchtig Räf, wie man Exempel hat, daß alte Kammerfrauen geworden, welche nichts mehr freut

als junge Geschöpfe zu kujoniren und wenn die Herrschaft mit ihren Nachfolgerinnen herzlich schlecht fährt oder gar nicht fahren kann. Gattung war gutmüthig, und Erdbeeri Mareili war ihr lieb. Sie fand freilich den Gedanken des Fräuleins vermessen, aus Mareili so urplötzlich eine Zofe zu machen, und zu Rathe gezogen, würde sie denselben für unausführbar erklärt haben. Gattung hatte Selbstbewußtsein, kannte ihres Amtes Bedeutsamkeit, wußte, was ihre Erfahrung wog, was sie in vierzig Jahren gelernt und was sie leistete, und ein achtzehnjähriges Bauernmädchen sollte sie ersetzen, mon dieu! Indessen es war geschehen, und Gattung sprach dem Meitschi Muth ein und bot sich an, wenn es alsbald komme, nachzuhelfen und bis zu ihrem Abgang ihm wenigstens einen Begriff des Dienstes und das allernöthigste Welsch beizubringen. Das Fräulein sei si bonne, daß es sich schon geduldig erweisen werde. Mareili ließ sich bereden. Nur eines mußte das Fräulein ihm versprechen, es alle Jahre einige Tage in seine Erdbeeren gehen zu lassen. Das that das Fräulein gerne und sagte, vielleicht komme es selbsten mit.

Nun begann für Mareili ein ganz ander Leben, es war ein noch viel ärgerer Gegensatz, als wenn es aus einem Welttheil in einen andern gewandert wäre. Da war alles, alles anders, bloß der Himmel nicht, der gleiche stund über dem Tschaggeneigraben und über dem Schlosse. Dagegen die Erde im Tschaggeneigraben war Erde, wie sie Gott eben erschaffen hatte, um's Schloß herum dagegen war sie mit Kies bedeckt.

Es war die ersten Tage in fortdauerndem Zittern, es möchte ein unersetzlich großes Unglück anrichten, wie ein Kind, das man mit Licht in eine Pulverkammer stellt, es durfte fast nicht trappen, nichts anrühren aus Angst, es zerbreche etwas oder lasse es fallen. Gattung schüttelte bedenklich den Kopf.

Indessen es gieng, wie es heißt, die Liebe duldet alles, überwindet alles. Nachdem die erste Angst überstanden war, faßte Mareili unglaublich schnell seine Aufgabe, so daß Gattung wiederum bedenklich den Kopf schüttelte und sagte, pour une jeune allemande stelle Mareili sich merveilleusement, so was habe sie nie erlebt. Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili seine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine so leichte Hand, die man fast nicht fühle, wenn sie am Leibe herum hantire, habe es noch nicht erlebt. Und als einmal die Angst überwunden war, fühlte Mareili sich fast glücklich in seinem neuen Verhältniß. Es sah das Fräulein immer und sann Tag und Nacht daran, wie es sich ihm treu und gefällig erweisen und in seinen Augen lesen könne, was dasselbe denke, fühle, wünsche.

Das Fräulein war glücklich, keinen Mißgriff gethan zu haben, und freute sich des Kammermädchens, das so anständig und geschickt war, zu einem vornehmen Hause

paßte und ihm wohl anstand. Das Fräulein war gewohnt, die Dienstboten anständig zu behandeln, mit kurzer Gemessenheit der Rede, so lange es seine Gefühle in die konventionellen Schranken zu bannen vermochte. Diese konventionellen Schranken sind nicht absolut allgemeine, sondern fast jedes Haus hat seine eigenen, engere oder weitere. Ja man sieht zuweilen in einem Hause große Rücksichtslosigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängstliches Hüten aller Formen, eine um so strengere Gemessenheit im Reden und im Bewegen, und diese Form wird um alles gezogen und alles muß sich in dieselbe fügen, die stärksten Gefühle, Liebe und Religion oder Liebe zu Gott und Menschen. Wo irgendwie diese Form durchbrochen wird, gilt es als Sünde, als sehr ernste Sünde, welche oft weder vergessen noch vergeben wird. Familienglieder, besonders weibliche, welche ihre Gefühle nicht immer in dieser konventionellen Hausschranke bergen können, werden beständig mit einer Art von Aengstlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achselzucken wird verblümt von ihnen gesprochen, als ob man sagen wollte, man kann nicht wissen, was Tüfels die noch anstellt.

Es ist aber eine heillose Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbrust tragen sollen, und zwar gar zuweilen noch durch verschiedene Geschlechter hindurch, daß dieser Schnürleib gleichsam die Familien-Zwangsjacke sein soll für alle höheren menschlichen und religiösen Gefühle. Man denke die Folgen einer solchen Schnürbrust für die Leiber der Menschen, und um wie viel zarter und leichter verkrüppelt sind die Geister der Menschen! Wohlverstanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche sittliches Gefühl und christlicher Geist ziehen, sondern von den sonderbündlerischen Schranken der verschiedenen Häuser.

In einem solchen Schnürleib stak das arme Fräulein, fühlte ihn vielleicht oft lange nicht, er schien ihm zur andern Natur geworden, bis bei besondern Anlässen oder besondern Stimmungen die Gefühle schwollen, gegen die Bande drängten, Kopf und Herz zu platzen drohten, endlich in eine Schwäche bis zum Tod der Brand verlief. So war Mareili's Fräulein.

Aber Mareili fühlte diese übliche Gemessenheit nicht, machte keine Ansprüche auf Aeußerungen der Liebe, auf Gegenliebe. Es fühlte sich glücklich in seiner Liebe. Wenn der Ton des Fräuleins in Gegenwart von Fremden noch kälter als sonst gegen es war, so tröstete es sich sicher an einem freundlichen Blick, den das Fräulein ihm nachsandte. Und wenn zuweilen das Fräulein gereizt war und diese Stimmung Mareili fühlbar ward, so schrieb es sie einem innern Leiden zu, und seine Liebe ward um so inniger, seine Sorge um seinen Engel um so größer. Dann reichte wohl nachher das Fräulein Mareili die Hand und sah es an mit seinen wunderbaren Augen wie ehemals, und Mareili schoß das Wasser in die Augen, und es

hatte seligen Lohn. Zuweilen auch, wenn die innere Glut und die kalte Welt so recht in schneidendem Gegensatze stunden, dem Fräulein es so enge ward, daß der Athem ihm ausgehen wollte, wenn es ihm ward, als stünde es auf der höchsten Spitze des allerhöchsten Schneeberges in alter und neuer Welt, da frug es wohl: „Mareili, hast du mich lieb?" und wenn dann Mareili das Wasser in die Augen schoß und es sagte: „O Fräulein!" so gab dasselbe ihm die Hand und sagte: „So behalte mich lieb." Das waren Augenblicke, welche Mareili für alles entschädigten, was es wohl auch sonst zu tragen hatte, welche seine unverfälschte Liebe immer neu stärkten, welche es nie irre werden ließen am Fräulein, auch wenn dasselbe viele, viele Tage kein Zeichen besonderer Theilnahme ihm gab, es mit einer kühlen Gemessenheit behandelte, die akurat aussah wie Hochmuth gegen Niedere, die man drei Schritte vom Leibe haben will.

So verliefen die Jahre Mareili fast unbewußt, von ihm kaum gezählt. Es litt nichts Besonderes, es erwartete nichts Besonderes, es zählte jeden Tag mit Weisheit, füllte ihn mit Treue, genoß mit Dank, was Gott ihm gab, und war er vorüber, so empfahl es ihn Gott, daß er denselben ihm zu gut legen möge in Huld und Gnade, und nahm einen neuen Tag aus seiner Hand mit der Bitte, daß er es bewahren möge vor Versuchung und erlösen von allem Bösen, und gieng mit Liebe dran, ihn zu verbrauchen in allen Treuen. So gehen die Jahre rasch vorüber, immer fühlbarer wird das Nahen der göttlichen Ewigkeit, wo die Jahre Augenblicke sind, je göttlicheren Sinnes man wird.

Und im Maße die Jahre das Fräulein der Ewigkeit näher trugen, verglomm in demselben das Wehe eingeklemmter Gefühle, die Stürme legten sich, verklärten in

Frieden sich; gereizte Nerven störten ihn nicht mehr, und Stück um Stück, wie vermodertes Zeug, das frische Luft nicht verträgt, fiel der Schnürleib ab, und eine erleuchtete Persönlichkeit trat hervor, der wahre Engel, dem das Reich Gottes gehört.

Am schönsten trat derselbe hervor in der verblümten Liebe zu Mareili. Das Fräulein hatte unwillkürlich empfinden gelernt den großen Unterschied zwischen der Dankbarkeit für erhaltene Wohlthaten und der eigentlichen Liebe zu der Person des Wohlthäters. Es fühlte dadurch sich beschämt und gehoben, es stieg höher auf der Leiter christlicher Vollendung, es begann nicht bloß die Wohlthätigkeit zu lieben, es begann auch arme Personen zu lieben, es begann sich vor allem der Liebe zu Mareili bewußt zu werden, welche eigentlich schon lange in ihm war, die es aber, so lange der Schnürleib seine Gefühle in alter Gemessenheit erhielt, nicht bemerkt, an die Möglichkeit ihrer Existenz nie gedacht hatte. Mareili wurde des Fräuleins Freundin und eine immer innigere, je schwächer des Fräuleins Verband mit der Welt wurde, je mehr Kränklichkeit dasselbe zu einem einsamen Leben zwang.

Die äußeren Dienstleistungen blieben sich gleich. Mareili verdoppelte sie, sobald es irgendwie nöthig wurde, aber es blieb ihr Verkehr eben nicht auf diese äußern Dienstleistungen beschränkt, sondern das innere Leben schlossen sie sich auf, und als Pilgerinnen, welche keine bleibende Stätte haben, sondern eine zukünftige suchen, wanderten sie Hand in Hand dem gleichen Ziele zu. Wie Mareili über die Stürme erstaunte, welche im innern Leben seines Fräuleins gewaltet, über die Klippen erblaßte, die so drohend in dasselbe hineingeragt, so erstaunte das Fräulein über das sinnige liebliche Gelände, welches Mareili eröffnete, wo es wohl Regenschauer gab, aber keine Orkane, Steinchen im Grase, aber keine Klippen.

Wenn es die beiden Leben zusammenstellte, so war das eine ein peinlich Ringen gegen das Ersticken, ein Wandeln an Abgründen, ein Schmachten in dürren Landen, das andere ein Weilen in kleinem Wiesengrund unter schattigen Bäumen, das erstere bei vollem Ueberflusse an allem, was die Erde bietet, ohne mühsamen Erwerb, das letztere in stetiger Arbeit für dürftige Nothdurft. Das Fräulein hätte oft weinen mögen in solchen Betrachtungen und schmollen mit Gott, daß er den Pfad ihm so schwer gemacht, wenn es nicht zu tief erkannt, wie alles von Gott kömmt und wie er jedem seine Bürde ordnet nach den zugetheilten Kräften und wie im stillen Grunde bei einförmiger Arbeit sein reger Geist und weites Herz nicht die Befriedigung gefunden wie Mareili, sondern vielleicht wiederum nur die engen Fesseln, welche es sein Lebtag getragen, nur anders geflochten und aus anderm Stoffe.

Wenn sie zusammen saßen in vielen einsamen Abendstunden, so waren sie ähnlich zwei Nonnen, welche die Welt hinter sich gelassen und über der Welt zu

Schwestern geworden waren. In der Welt blieb Mareili die Dienerin, mißkannte nie seine Stellung, wie oft es auch dazu veranlaßt wurde. Sein Verhältniß zum Fräulein war wohl bekannt. Die einen wollten es mißbrauchen in selbstsüchtigen Absichten, die edlern Verwandten begegneten ihm mit einer Achtung, die bei minder demüthigem Sinn sein Wesen hätte vergiften können, allein es blieb das gleiche, es erhob sich nicht, mißbrauchte seinen Einfluß nicht.

So lebten sie, bis Gott einen andern Engel sandte, der das Fräulein abrief.

Nun war Mareili wieder alleine, da ward ihm zu weit in der Welt, obschon es schön hätte leben können darin, denn das Fräulein hatte es reich bedacht. Aber es konnte wirklich sagen, sein Engel sei am Throne Gottes und sein Wandel im Himmel. Alles, was es geliebt in der Welt, war dort. Es kaufte die Hütte im Tschaggeneigraben, in welcher es mit seiner Mutter gewohnt, und ließ dort sich nieder. In den ersten Jahren, die es beim Fräulein zubrachte, war es zur Erdbeerizeit wiedergekommen, hatte Erdbeeren gesammelt und großen Jubel in's Schloß gebracht, wenn es mit seinen Körbchen voll der prächtigsten Früchte wiederkehrte. Später blieb es aus, jahrelang war es nicht in der alten Heimath gewesen, als eine Art von Heimweh es wieder dahin zog. Es richtete freundlich sich ein und freute sich auf das alte Leben, denn wenn es auch nicht mehr Gewinn und Erwerb zum Lebensunterhalt für sich treiben wollte, so wollte es doch seine Freude an seinen lieben Erdbeeren wieder haben.

Es hatte noch alle Wege und Stege im Kopf, alle Birken und Haselstauden, es hoffte noch den alten Stock zu finden, wo immer das erste Stüdeli blühte. Aber wie ward Mareili getäuscht, als es den Schaden umsah! Es fand die Weiden nicht mehr, wo früher die ersten Erdbeeren reiften, es war in einer andern Welt, man mußte die alte weggetragen haben. Kein Busch war mehr da, keine Birke, keine Rekholderstaude, nichts als Erdäpfel für die Menschen und Gras für's Vieh. Es weinte über die alte Wildniß, welche die Kultur ihm verschlungen. Es fand endlich wieder Erdbeeren, fast hinten an der Welt. Aber da war es nicht mehr das Erdbeeri Mareili, da fand es andere Kinder, welche erdbeerten und damit sein altes Gewerbe trieben. Es liefen ihm die Augen über und im Herzen that's ihm weh, als es sah, wie roh sie mit den Beeren umgiengen, halbreif sie abrissen, achtlos die Stüdeli zertraten, zerrissen, die halbe Ernte verdarben, mit feindseligen Blicken es ansahen und endlich in Schimpfen ausbrachen gegen das fremde Weib, als ob dasselbe unberechtigt in ihr Eigenthum käme, und war doch Mareili die erste Herrin dieses Gebietes gewesen, hatte den Leuten den Verstand zu diesem Erwerb gemacht, und jetzt ward ihm das Recht bestritten, sein altes Reich zu betreten.

Das hat Mareili sehr weh gethan und bald wäre es wieder fortgezogen aus

dem Graben. Aber es bezwang die ersten Regungen, es bedachte, daß es, weil die Welt in ewigem Wechsel kreist, denn doch nicht das Recht habe, von Gott und Menschen zu fordern, daß sie ihm den Tschaggeneigraben, der dazu nicht einmal sein Eigenthum war, unverändert lassen sollten. Nicht umsonst werde Gott ihm die alte Liebe dazu erweckt und es dahin zurückgeführt haben. Etwas werde er wohl für es hier zu thun haben; wenn es die Augen nur recht aufthue, werde es dasselbe schon finden.

Und Mareili that die Augen auf und sah bald, was Gott von ihm wollte und welch Tagewerk er ihm bestimmt hatte. Es bezwang sich und gieng wieder an's Erdbeerigwinnen, und mit den Erdbeeren suchte es die Kinder zu gewinnen, sich ihnen lieb zu machen und Zucht und Ordnung in ihr Treiben zu bringen. Mareili gelang es nach und nach, aber mit Mühe. Sie wollten sich nicht von ihm befehlen lassen, aber sie thaten am Ende freiwillig, was es angab, sie fanden ihren Nutzen darin, und wirklich gieng nach und nach in einem und dem andern Liebe auf, denn Mareili war einnehmend und freundlich, wußte gar vieles zu erzählen, hatte ein offenes Herz und eine offene Hand.

Wohl stellte sich zuweilen ein ungezogener Junge ungeberdig ein, aber Mareili überwand ihn allgemach mit Sanftmuth und Liebe, und wenn es eines Tages ausblieb, mißten es die Kinder und hatten Langeweile. „D's Erdbeeri Mareili ist da" oder „d's Erdbeeri Mareili ist nit da", war das Feldgeschrei der Kinder.

Dieser Verband hörte im Winter nicht auf. Mareili fühlte bald, daß es nicht allein sein konnte, nahm daher das Kind, das ihm das liebste geworden, zu sich, und andere Kinder kamen zu diesem und alle, die kamen, lernten von Mareili Gutes für's Herz und Nützliches für die Finger, denn in allen weiblichen Arbeiten war es eine Meisterin. Es kostete kein Lehrgeld und so ganz trocken ohne Essen und Trinken kamen die Kinder selten fort, Mareili hatte es und gönnte es. Damit trieb es die Kinder nicht fort, man kann es sich denken. Mareili und sein Geld gefielen noch anderen wohl, nicht bloß Kindern, aber Mareili machte allen Gelüsten ein schnelles Ende, es wußte zu klar, wo seine Liebe war.

Im Anfang hatte sein Wiedererscheinen Aufsehen gemacht, aber es lebte so still und anspruchslos, es zeigte sich so wenig außerhalb dem Graben, daß man es nach und nach vergaß und nur um es wußte, wer mit ihm in tägliche Berührung kam, und die Kinder, denen es als eine Mutter sich zeigte. Das Mädchen, welches Ihr dort getroffen, Gerichtsäß, ist das dritte, welches Mareili erzogen hat. Mareili war nicht selbstsüchtig, meinte nicht, wenn es Kinder erziehe, erziehe es sie für sich, sondern es erzog sie für sie. Es fand es nicht passend, ein erwachsenes Mädchen in dieser Einsamkeit an sich zu bannen durch allerlei Hoffnungen. Sobald es an

der Zeit war, sandte es sie hinaus in die Welt, wohl ausgerüstet mit Geschicklichkeit und Gottseligkeit. Es wußte, wo sie gut aufgehoben waren, dahin gab es sie, und eine solche Gabe wurde fast angesehen wie eine Gnade. Die Mädchen hielten sich brav, wurden glücklich, haben Mareili viel Freude gemacht. Aber sein selig Fräulein blieb seine rechte Liebe, und nur in seinen besten Stunden, wo seinen Kindern sein Herz so recht aufgieng, erzählte es ihnen von seinem Engel. Aber die Thore zu diesem Andenken, seinem Allerheiligsten, öffnete es selten, nur wenn es ihm gar feierlich war im Gemüthe. Dann erschien aber auch das Fräulein in einem Glanze, daß man nicht wußte, war es ein wirklicher Mensch oder ein überirdisches Wesen, und die Kinder schauerten und bebten so süß, als säßen sie mitten in der wunderbaren noch unsichtbaren Welt.

Es war mir lieb, das Erdbeeri Mareili, das so still und so schön wirkte für das Reich Gottes und ein fleißiger aber unbemerkter Arbeiter war in dem großen Ernteseld. Sein Tod thut mir weh, aber ich mag ihn ihm gönnen, denn nun ist es wieder bei seinem Engel und ist selbst ein Engel. Ich muß es aber noch einmal sehen und mit dem Kinde reden, welches es bei sich hatte, das wird Trost und Rath bedürfen, wenn sonst auch für es gesorgt sein wird.

Aber und jetzt, Gerichtsäß, was meint Ihr, hatte ich recht, als ich sagte, das Erdbeeri Mareili sei besser gewesen als Ihr und ich?"

„Ja, ja," sagte Gerichtsäß Hasebohne, „so für ein Wybervölchli mag's angehen, und daß es sich mit dem Mannevolk nicht angelassen, wie es scheint, daneben kann man es nicht wissen, gfallt mir bsunderbar wohl. Es sollten es alle so machen, dann thäte es weniger arme Kinder geben. Aber ob es dann im Stande gewesen, Pfarrer zu sein oder gar Gerichtsäß, selb müßte ich doch zwyfle, dazu bruchts Vrstang, wome hinge=n=eme ne Wybervölchli nit singt. Unser Herrgott wird nicht umsonst zweier Gattig Menschen erschaffen haben, Wybervolk und Mannevolk, wo eigetlich nit z'säme z'zelle sy u z'verglyche, wie dr Herr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk ist doch geng Mannevolk und Wybervolk blybt i Gotts Name geng Wybervolk. Nit für ungut, Frau Pfarreri, aber es isch emel so u wird nit angers, so lang d'Welt steit. Aber jitz muß i hei. Myni wird luege, wo=n=i her chöm, die git mer e Kappe, es ist e handligi! Lebit wohl u Dank heigit u chömets cho yzieh, es würd is freue."

„Kann's geben," sagte der Pfarrer, bot dem Gerichtsäß Hasebohne die Hand, und auch die Frau Pfarrerin that also und derselbe gieng nach Hause.

„Jetzt weißt du," sagte der Pfarrer, „was Gerichtsäß Hasebohne auf dem Weibervolk hält und wie er es schätzt?"

„Das wundert mich nicht von einem Gerichtsäß, soll ja ein Kirchenkonzilium,

wie du mir selbst erzählt, noch viel dümmer gewesen sein. Nun, es kömmt uns wohl, sind solche nicht der liebe Gott und wird ihr Urtheil nicht viel zu bedeuten haben vor ihm. Aber jetzt komm, wenn du die Suppe nicht kalt willst, es ist die höchste Zeit, und Rösi stellt, wie du weißt, nicht an die Wärme. Es geb d'Lüt am beste zueche, we me ne kalt geb, was sie nit heige möge, wo's warms gsi syg, behauptet es."

Wie Christen eine Frau gewinnt.

Wie Christen eine Frau gewinnt.

Vor einem großen Hause saß auf der Bank gegen die Straße eine stattliche Frau und rüstete Bohnen; der Ochse über ihr auf verwettertem Brette zeigte an, daß hier ein Wirthshaus sei und sie wahrscheinlich die Wirthin darin. Das Haus lag hoch, vor ihm in freundlichem Boden ein kleines Kirchlein, ein heimelig Pfarrhaus in üppigen Bäumen. Darüber weg sah man schöne Alpen und hinter ihnen erhoben die Schneeberge ihre Häupter; in den königlichen Purpurmantel, den alle Abende neu die Sonne um sie wirft, waren sie gehüllt. Es war ein schönes Schauen über's liebliche Land hinweg in's hehre Gebirge. Aber die Wirthin sah es nicht; sie war fleißig hinter ihren Bohnen, sonderte sie gut, die zarten von den harten, die kleinen von den großen; sie mußte das im Griff haben, denn es waren dunkle Wolken auf ihrem Gesichte, schwere Gedanken mußten dahinter sein, oft seufzte sie tief auf.

Da kam langsam mit krummem Rücken, an langem Stabe ein altes kleines Weib; auf dem Rücken hatte es eine Hutte, zu oberst am Stabe baumelte ein großer

Bündel Schwamm; der Wirthin zu lenkte es seine kurzen Beine. „Guten Abend geb dir Gott, Anni!" sprach die Kleine zur Wirthin, die hoch auffuhr bei dem Gruße, denn Bohnen und Gedanken hatten ihre Sinne gefangen gehalten.

„Was erschreckst du mich so, Grit? Aber sei doch gottwilchen. Kommst vom Himmel oben runter, daß ich dich nicht gemerkt, bis du auf mir oben warst?"

„Den Weg komme ich, wo andere Male," antwortete die Kleine; „mein, wenn ich einmal oben wäre, ich käme nicht wieder herunter. Aber so reiche Weiber haben oft gar tiefe Gedanken und müssen sich fast zu Tode sinnen, wo sie mit dem Gelde hin wollen, wohin mit Garn und Flachs. Kisten und Kasten sind voll und in den Spycher mag auch nichts mehr. Doch was ich habe sagen wollen: Mangelst etwas, Anni? Schwamm oder Seife oder Schmöckwasser?"

„Muß luege, Grit," sagte die Wirthin, „wird aber nicht so pressiren; komm, sitz ab, wirst doch wollen hier über Nacht bleiben?"

„Gern," sagte Grit, „aber bei Anni, nicht bei der Wirthin; einen Batzen Schlafgeld vermag ich nicht."

„Hab dir auch noch nie einen gefordert, oder?"

„Nein, nein, wenn alle Weiber so wären wie du, es wäre noch dabei zu sein; aber es sind deren, die alle Tage wüster werden und einem die Haut über den Kopf zögen, wenn sie nicht an den Zähnen hängen bliebe."

„Wo kommst her?"

„Unten herauf aus den Dörfern. Wollte dort eine alte Schuld einziehen, haben es mir verflümert wüst gemacht; denen will ich es eintreiben, hab es ihnen aber auch gesagt, sind erschrocken, haben mich heißen zurückkommen, aber was halt Grit gesagt hat, das hat es gesagt."

„Haben sie es dir abgeleugnet?"

„Nein, das nicht. Es ist von wegen einer Heirath gewesen. Das sind wüste ungereimte Leute, Kuderjoggis sagt man ihnen, aber reich und haben einen einzigen Sohn, es völligs Fülli von Kalberochtigi. Der hätte heirathen sollen, aber keine hat ihn wollen; wenn ihn eine hat kommen sehen von weitem, so ist sie geflohen oder hat dem Vater gerufen, er solle doch der Gotteswille ihr zu Hülfe kommen. Das haben die Leute nicht erleiden mögen; es hat sie fast tödten wollen, daß keine ihren Sohn hat wollen. Endlich kommen sie hinter mich, halten mir an was sie mögen, daß ich ihm zu einer Frau verhelfe, und versprachen mir vier Kronen. Zwei haben sie gleich auf der Hand gehabt und zwei mir versprochen, wenn die Heirath vorbei sei. Ich habe ungern die Hände darin gehabt, aber was habe ich machen sollen? Unsereiner muß den Kreuzer nehmen, wo er ihn findet; aber so dumm hätte ich nicht sein sollen, den halben Lohn stehen zu lassen bis nach der

Hochzeit, weiß man doch wie es geht, wenn die Leute einmal haben, was sie wollen! Wie hat es der reiche Bauer zu Taubelingen gemacht, als der Habermehler ihm die Dublonen nachgefordert hat, welche er ihm versprochen, wenn er ihm z'best rede bei seiner reichen Frau? Beide Beine hat er ihm krumm geschlagen, daß er ja jetzt noch so wunderlich laufen muß. Aber so geht es einem, wenn man ein gutes Herz hat und meint, allen Leuten helfen zu müssen! Ich wußte ein Mädchen, ein hübsches, nicht das listigste, aber werchbar und das grusam gern einen Mann gehabt hätte. Es ist alleine bei seiner Großmutter gewesen; die hielt es schrecklich eingeschranket, ließ es nirgends hin; das erleidete dem Mädchen übel, und etwas Vermögen war auch noch da. Hierhin gehe ich, rühme der Großmutter die Leute und den Kerli, daß es mir wahrhaftig manchmal vor den Athem gekommen ist; gewiß nicht bloß für zwei Kronen habe ich gerühmt, sondern für viel Dublonen. Es ist aber auch nöthig gewesen, nicht bei dem Mädchen — das ist hoch aufgesprungen vor Freude, als es gemerkt hat, daß es um einen Mann zu thun sei — aber bei der Großmutter. Die war eine gar mißtreue Frau und ließ das Mädchen ungern von sich, und doch hat sie ihm nicht ganz vor einem Manne sein wollen; die war lang genug in der Welt, um zu wissen, was das kann, wenn man einem Mädchen vor dem Mannen ist. Sie hat grusam g'fragt und fein, aber endlich hat sie sich b'richten lassen. Aber wo sie den Kerli gesehen, so wäre beinahe alles in Krebsgang gekommen, er hat ihr in Gottes liebem heiligem Namen nicht gefallen wollen, und was ich da habe müssen reden und rühmen und an die Sache thun, bis sie endlich doch vom Brett gegangen, es glaubt es kein Mensch. Vor vierzehn Tagen war die Hochzeit. Gestern mache ich mich auf den Weg und will das Eingestellte holen, aber wohl, da kam ich wüst an, und zuletzt mußte ich Gott danken, daß ich eine ganze Haut davonbrachte; um die zwei Kronen war ich geprellt. Die Alten haben mir wüst gesagt, was ich ihnen für ein bös Mensch in's Haus gebracht. Der Bub, wo jetzt ein Mann sein sollte, hat mich prügeln wollen, weil ich ihm ein so dummes Mensch aufgeschwatzt, und sogar die Junge ist mir mit dem Besen nachgelaufen und hat mir alle Schande nachgebrüllt, weil ich schuld sei, daß sie in zwei Wochen schon dreimal geprügelt worden. Und was vermag ich mich doch dessen, warum thut das Babi nicht witziger? Das ist mein Dank gewesen für so viel Mühe; aber es geschieht mir recht, habe ich doch gewußt, was das für Unfläth sind, warum habe ich ihnen getraut und sie nicht gezwungen, mir alle vier Kronen gleich zu geben; sie hätten es gerne gethan, es ist ihnen zu sehr angst gewesen um ein Söhnisweib, aber so geht es einem, wenn man ein gutes Herz hat. Aber wohl, denen habe ich nicht für zwei, sondern für mehr als hundert Kronen Sachen angewünscht; das ist der Trost, wo ich habe bei der Sache. Jetzt habe ich mich verredt und verschworen, in solche Sachen stecke

ich meine Finger nicht mehr; zuerst muß man reden, daß man sich fast ein Gewissen daraus machen muß, und zuletzt bekommt man nichts dafür, als vielleicht noch Schläge."

„Ja, ja," sagte die Wirthin, „es giebt heutzutage wüste Leute, aber alle sind doch nicht so, gottlob! Wo warest über Nacht?"

„Auf dem Kabisgrat. Das sind auch noch gute Leute, b'sunderbar brave, wie man sie selten antrifft in dieser bösen Zeit; den armen Leuten gönnen sie die Sache noch, und für so eine alte Frau wie ich bin haben die noch ein Bett und heißen sie nicht in den Stall hinaus, es mag Wetter sein wie es will und Sommer oder Winter. Sie haben es aber auch, einen solchen Hof und Ausgeliehenes es weiß kein Mensch wie viel, und dazu so gar nicht hochmüthig, so g'mein und niederträchtig mit jedem Menschen, daß es eine rechte Freude ist. Und was die werchen, man glaubt es nicht, einen solchen Hof und fast keine fremden Leute!"

„Sie werden öppe keine haben und behalten können."

„B'hütis, was denkst du, Anni, Leute mehr als genug; sie laufen ihnen fast das Haus ab. Denk doch auch, gute Leute und gutes Essen, wer wollte da nicht gerne sein. Und das Essen ist haupttändig brav, ich muß es sagen. Oeppe bei dir und ein paar andere Orte ausgenommen trifft man es nirgends so an. Z'viel ist nicht an die Sache gethan, öppe so unvernünftig Anke oder Schmutz, wie es nicht einmal gesund ist, ist nicht daran, sondern eben recht, aber sie mögen sich die Mühe nehmen zur Sache zu sehen und verstehen es b'sunderbar wohl. Das ist die Hauptsache."

„Sie werden öppe nicht viel Anderes machen als das," und wenn man einen ganzen Tag dazu nimmt, so ist es wohl möglich zu kochen, daß es die Leute essen mögen, aber viel ausgerichtet ist damit nicht, die Sache muß doch erst gepflanzt sein, ehe man sie kochen kann."

„Du bist lätz daran, Anni, es ist dann nicht, daß das Weibervolk nichts macht als kochen. B'hütis, das macht die Mutter alleine, und auch sie sieht man noch oft im Pflanzplätz, öppe auf's Feld geht sie nicht mehr, selb ist wahr; aber für so viele Leute zu kochen, heißt etwas. Die Mädchen, die sind draußen von früh bis spät und rühren das Wüsteſt alles an. Gestern kam ich spät hinauf; da sind die Mädchen noch draußen und b'schütten, statt so um's Haus herum zu höckle, wie an manchem Orte nach dem Feierabend der Brauch ist, und wo ich heute Morgen vor's Haus komme, da ist Eisi schon in der Matte und worbet das Emd, wo doch an den meisten Orten das die Mägde machen und zwar erst nach dem Morgeneſſe, und noch nicht fünfe war's. Wenn ich einen Bub hätte, das wollte ich zum Söhnisweib und kein anderes. Leibshalb sieht man kein bräveres;

werchen kann es wie ein Knecht, das braucht man nie zu heißen, und dann gegen die Mutter ist es b'sunderbar ein gutes, ich habe noch nie eins so angetroffen; was es ihr an den Augen absieht, thut es ihr, legt ihr die Hände unter die Füße, und nicht das kleinste Unantwörteli habe ich je gehört, das es ihr gegeben hätte. Und wegem Vermögen hätte es dann öppe nicht manche zu fürchten im Kanton; einmal zwanzigtausend Pfund kriegt es von daheim und vielleicht noch einmal so viel, wenn sein Götti stirbt, der habe ihm seine Sach ganz verschreiben lassen, sagt man."

„Häb nit Müh," sagte die Wirthin, „mit Rühmen verdienest du da nichts, Grit; die donstigs Leute sind mir zu gut bekannt, gerade die sind es, die mir Kummer machen Tag und Nacht, daß ich nicht mehr essen mag, nicht mehr schlafen kann. Sie werden dich nicht umsonst gesandt haben, aber schweig mir davon; hier verdienst du nicht einmal zwei Kronen, geschweige dann vier."

„B'hütis, Anni, was denkst? Ich gesandt deretwegen zu dir! Nein, da wollte ich doch mein Lebtag lieber Dornen spinnen, als dich irgend an einem Orte hineinsprengen, die beste Frau wo ich habe auf der Welt! Nein, aber was denkst du auch? Gesagt habe ich schon hundertmal, wenn Anni z'Tanne nicht wäre, es freute mich nicht mehr zu leben, es wisse kein Mensch, wie es mir schon manchmal gegangen wäre und wo ich über Nacht hätte bleiben müssen, wenn Anni z'Tanne nicht gewesen wäre. Aber sag mir doch, was haben dir die Leute z'wider dienet, daß du sie so auf dem Strich hast und Kummer hast ihretwege? Oeppe viel bin ich nicht dort, aber brave Leute scheinen sie mir, und wo ich hinkomme, haben sie den Ruhm. Prozedirt ihr etwa mit einander, öppe wegen einem Testament?"

„Hör, Grit," sagte Anni, „wenn du einen Narren haben willst, so mach dir einen hölzernen, aber laß mich ruhig. Glaubst du, ich solle meinen, du wissest nicht, daß mein Christen auf den Kabisgrat zu deinem v — Eisi geht, das wissest du nicht, wo im ganzen Kanton kein Huhn ein Ei legt, was du nicht weißt. Sie locken ihn auf alle Weise; sie wissen, daß ich es nicht thun will; darum haben sie dich gesandt, um gut Wetter zu machen. Wie viel haben sie dir versprochen, wenn du die Sache könnest z'weg reise?"

„Glaub es mir oder glaub's mir nicht, von der Sache habe ich gar nichts gewußt; ich wohne zu weit da weg und komme zu selten auf den Kabisgrat und in die Umgegend, als daß ich wissen sollte, wer zu jedem Mädchen geht, und geredet mit ihnen über solches habe ich erst nicht. Sie werden so einem alten Kratten, wie ich bin, solche Sache anvertrauen, ja wolle! Ich kenne sie weiter nicht, aber daß sie brave Leute seien, habe ich geglaubt, von wegen ich habe nie etwas Anderes von ihnen gehört; und du hast mich ja gefragt, wo ich über Nacht gewesen, sonst wäre mir ja nicht einmal in Sinn gekommen, von den Leuten anzufangen."

„Gieb ab, Grit! Hörst, wir kennen einander zu lang und wissen, wenn Trumpf g'spielt wird. Selb b'richtet mich niemand, daß du nicht wissest, wie sie auf dem Kabisgrat auf dem Trockuen sitzen. Ja vor Zeiten sind das reiche Leute gewesen, aber 's Großthun hat ihnen die Auszehrung angehängt. Wenn die Buben von Hause giengen, so hat der Vater zu ihnen gesagt: „Buben, wehret euch brav und wenn es tausend Pfund kosten sollte, so macht es nichts." So etwas braucht man wilden Buben nicht zweimal zu sagen, sie lassen es sich gesagt sein; sie schlugen, daß Fetzen davon fuhren, daß es manchmal nicht bloß tausend, sondern zweitausend Pfund kostete, Schmerzengeld und Kosten, die Hälfte der Söhne immer bannisirt war und da ebenfalls ein Höllengeld verputzte. Nein, Grit! da wollte ich das Vermögen nicht mehr theuer; das ist ein ausgedrückter Schwamm, es scheint noch der gleiche Schwamm, aber es ist nichts mehr darin, wenn man genauer luegt."

„Ja, von den Buben habe ich wohl schon gehört, denn solche Sachen kommen weit herum, aber etwas Schlechtes ist das nicht; es heißt ja, das gebe die brävsten Bauern, wo die tollsten Schläger gewesen. Aber von den Meitlene, da habe ich gar nichts gehört. Es ist möglich, daß sie nicht so reich werden, wie ich geglaubt, aber werchbar sind sie und b'sunderbar wohl verstehen sie alles; das ist am Ende für eine Bäurin doch die Hauptsache. Wenn man einen großen Kohlwagen von Dublonen hätte, was hilft's einem, wenn man ein Babi zur Frau hat, die vom Halben nichts versteht und das andere Halbe lätz macht, keine Suppe, keine Rösti, nicht einmal einen Eiertätsch machen kann. Und werchbar sind die auf dem Kabisgrat, b'sunderbar anschlägig; von ihnen habe ich immer nur Gutes gehört, und daß sie solche Brüder haben, dessen vermögen sich doch die arme More von Meitlene nichts."

„Jetzt, Grit! schwyg, jetzt hab ich's satt, schäm dich; hast nicht ein besser Herz für mich, gönnst mir solche Menscher zu Söhniswybern! Wenn selb ist, so kann ich es auch machen ohne dich; öppe Schwamm hat man allenthalben."

„Nein aber, Anni, wird mir nicht bös, bin wäger aufrichtig wie ein ung'taust Kind gegen dich, und im Himmel und auf Erden habe ich nichts Lieberes, wäger hab ich nicht. Aber was ich nicht weiß, weiß ich nicht, und was ich nicht gehört habe, habe ich nicht gehört."

„Sei das wie es wolle, Grit, so schweig mir von den Menschern. Wenn ich ein Söhniswyb kriegen sollte, das auf allen Tanzplätzen d's G'spött ist, hier betrunken war und wie eine Sau sich im Kothe wälzte, dort den Buben im Schooße saß oder sie um den Hals nahm, ich drehte ihr den ersten Tag den Hals um, und wenn ich's nicht vermöchte, so drehte ich mir selbst ihn ab."

„Nein aber, sövli schlecht, und hab ich das nicht gewußt! Aber bist du nit

lätz b'richtet, Anni? Man sagt gar vieles in der Welt, die Leute sind gar schlecht heutzutage."

„Ja, Grit, selb ist wahr, und wer einem ein X für ein U machen kann, hat seine Freude dran, die besten Leute nicht ausgenommen; aber was ich weiß, ist wahr, selber gesehen hab ich's nicht, aber Leute haben es mir gesagt, die nicht lügen, und selbst Christen hat nichts dawider gehabt, als ich es ihm vorgehalten, und der Lausbub hat keinen Abschen an solchen Dirnen, das ist was mich am täubsten macht."

„Das ist das beste Zeichen, daß er nur den Narren mit ihnen treibt, darum hab nicht Kummer, Ernst macht er nicht aus der Sach."

„Das weißt du nicht, Grit, solch dr Narretreiben hasse ich verflümert, zuletzt muß doch der der Narr sein, welcher andere dafür halten will; wie oft auch der Fuchs der Falle entrinnt, zuletzt giebt es ihn doch, es ist keiner so schlau, er findet am Ende eine noch schlauere."

„Weißt was, Anni, weis' ihn an eine andere hin im Ernst, so vergehn ihm die Flausen mit Eisi auf dem Kabisgrat."

„Weißt öppe eine anständige, ein braves Meitli wo Geld hat und eine Hausmutter giebt? Es sollte dein Schaden nicht sein, Grit."

„'S ist bös," sagte Grit, „es sind ihrer viele, die mannen möchten und wo man meinen sollte, wie gut man es mache, wenn man sie anstelle, und hat man's gethan, so kommt einem das Rechte erst in die Augen und man möchte sich die Finger abbeißen. Ung'fraget mische ich mich in solche Sachen niemals, aber schon manchmal habe ich gemeint, ich wolle auch nicht mehr B'scheid und Antwort geben, wenn man mich fragt. Wie gut man es meint, so sollte man doch immer alleine schuld sein, wenn's nicht gut geht, und dann kann man auch öppis Lätzes meine, hab's ja g'rad erst erfahren. Aber weil du es bist, so will ich dir in Gott's Name sagen, was mir gerade jetzt in Sinn gekommen ist, ich zweifle zwar, daß es viel abtragen wird."

„Anni, Anni!" schallte es um des Hauses Ecke.

„Wirst wohl warten, bis ich komme," sagte unwillig die Wirthin. „Was ist dir in Sinn gekommen, Grit? Sag's geschwind."

„Anni, Anni, komm doch recht, 's ist jemand da, sie wollen öppis z'esse," rief es.

„Die können warten, werden wohl d'r Whl haben, und aus der Haut ist noch niemand gefahren, wenn nicht gleich da gestanden ist, woran sie gedacht haben."

Da kam der Stimme nach ein rüstiges Mädchen und sagte: „D'r tusig Gott's-wille komm! Es ist einer da, ich glaube es sei der Amtsschreiber, und noch einer ist bei ihm, e wüste aber grusam so e stolze und herrschelige, vielleicht ist's gar der

Landvogt, die wollen was essen und Zapfenwein, sie seien pressirt, sagen sie, komm doch recht auf der Stelle."

„Ich wollte, sie wären an d's Tüfels Kilbi! Was ich doch das donstigs Herrengeschmeiß hasse, wo nichts kann als befehle und gränne über alles was man ihm aufstellt. Sie haben die Art, immer da zu sein, wo sie nicht sein sollen, und kommen immer, wenn es einem am unbequemsten ist, wenn man sonst alle Hände voll zu thun hat, die Donstige! Aber sag mir nur noch geschwind, Grit, wen meinst?"

fragte die Wirthin, indem sie ihren breiten Schoos von Bohnen und Bohnenfaden säuberte.

„Guten Abend, Frau Wirthin, guten Abend!" kam es um die Ecke. „Ich muß sehen, wo Ihr stecket; wir möchten etwas essen, ein Fischlein oder sonst etwas Gutes, wie man es bei Euch findet, aber wir sind pressirt, der Bruder von unserm Junker Landvogt ist bei mir, er ißt gern etwas Gutes. Was lebet Ihr geng, my liebi Frau Wirthin?" So sprach eine kleine säbelbeinige Figur, blatternarbig und schwarzgelb im Gesicht und eine Schnupfdrucke in der Hand.

„So so, Herr Amtsschreiber," sagte die Wirthin, „so wie wir es gewohnt sind, es geht immer wie es will und nie wie wir wollen," und machte dazu ein Gesicht, als ob sie des Herrn Amtsschreibers Schnupfdrucke schlucken sollte.

„Pardieu," sagte der Herr Amtsschreiber, „klaget nicht. Wem die Fische in die Bähre laufen ungejagt wie Euch, soll nicht klagen. Wollte wohl gerne mit Euch tauschen."

„Ihr vexiret, würdet Euch wohl noch besinnen, und von wegen den Fischen hat der Herr Amtsschreiber nicht zu klagen, die fettesten und größten jagt man in seine Bähre, und wenn schon hie und da ein Hürlig sich zu uns verirrt, so ist's ebe nur e Hürlig, e klyni Krot und nur Grät statt Fleisch. Aber von wegen den Fischen, wie wollt Ihr sie? Gebacken oder an einer Sauce?" setzte die Wirthin rasch hinzu, um der Antwort auf ihren Hieb zuvorzukommen.

„Beider Gattig, Frau Wirthin," sagte der Amtsschreiber, indem er eine Prise nahm, „wenn Ihr nämlich schöne große Forellen habt und nicht nur Hürlig. Zuerst etwa ein halb Duzend von den schönsten — habt ihr pfündige? — an der Sauce und nachher eine Pfanne voll gebacken. Ihr macht sie ganz vortrefflich, man ißt sie nirgends so, nur waren sie das letzte Mal etwas zu wenig gebacken, ein bischen röster diesmal also; der Oberst ist ein Gourmand und ich habe ihn expreß hieher geführt. Er hatte behauptet, wir essen hier wie die Schweine, ich habe ihm gesagt, ich wolle ihn an einen Ort führen, wo man etwas kriege, was er weder in Holland, noch in Frankreich gefunden, darum wendet an, Frau Wirthin. Und apropos! in die Fischsauce vergesset nicht ein gut Glas Wein, das Brod brav geröstet und brav Zwiebeln; so einer alten Kriegsgurgel muß man die Sache stark machen, denn die sind von starkem Leder. Und apropos! das letzte Mal haben die Fische noch geblutet bei den Köpfen, eine Idee zu wenig waren sie, gebt also etwas Weniges zu, von wegen die großen muß man etwas länger über dem Feuer haben als die kleinen."

„Wißt Ihr was, Herr Amtsschreiber," sagte die Wirthin, „kommt und kocht selbst, Ihr versteht das sicher viel besser als ich, Ihr könnt es dann punktum machen, wie es Euch recht ist, nüt für ungut."

„Potz, Frau Wirthin, potz, schon höhn! Ihr müßt mir das nicht für übel nehmen, es ist mir nicht wegen mir, und wenn ich nicht wüßte, wie Ihr eine vortreffliche Köchin wäret, so hätte ich den Oberst nicht hieher bringen dürfen. Aber eben wegen ihm möchte ich, daß alles perfekt wäre, daß er gar nichts auszusetzen fände, nicht ein Körnlein Salz zu viel, keins zu wenig. Es ist mir wegen der Ehre, daß er mir bekennen muß, man esse hier nicht wie die Schweine, sondern exquisit, Holland und Frankreich z'Trotz. Und schicket uns doch zwei Flaschen 1795ger Lacôte, Ihr wißt wohl, von welchem ich meine, der Wein ist noch jung, aber er macht sich

vortrefflich; zu dem Gebackenen dann schickt uns zwei Flaschen Neuenburger vom ältern, er ist besser zu gebackenen Fischen als der Lacôte. Es ist mir daran gelegen, daß der Oberst heute eingesteht, wie einseitig und ungerecht er gewesen. Nicht wahr, Frau Wirthin, Ihr helft mir dazu und wendet an was möglich ist? Es ist mir wegen der Ehre!"

Sch— auf die Ehre, dachte die Wirthin bei sich, sagte es aber nicht, sondern fragte: „Also nichts als Fische?"

„Nein, gar nichts," sagte der Amtsschreiber, „möglich, daß dann später noch ein Stück guter Emmenthaler nicht bös ist zu besserer Verdauung."

„Uersi, bring mir das Schlüsseli zum Fischtrog und den Herren zwei Flaschen 1795ger."

„Excusez, Frau Wirthin, wir wollen kommen und sehen, wie Ihr die Fische aus dem Troge nehmt, das ist immer eine Sache, die mich sehr interessirt, Ihr glaubt es nicht. Oberst," rief er zum Fenster hinein, „kommt zum Fischtrog, sie wollen die Fische heraus nehmen!"

Der Wirthin Gesicht ward wie eine glühende Kugel. „Jetzt glaube ich bald auch, es sei kein Teufel mehr oder er sei afe alte und nichts mehr nutz, sonst hätte er das Herreg'schmeiß genommen, ehe es hieher gegabelt," brummte sie bei sich und schoß mit Schlüssel und Bährli fort, wie es ihr bei ihrer Dicke niemand zugetraut hätte.

Der Herr Oberst, eine steife Figur, aber glatt rasirt, wie sie damals noch waren, und der Amtsschreiber vermochten ihr nicht nachzubeinlen; schon war der Trog offen und das erste Opfer gefallen, als sie ihre Nasen in das Dunkel des hoffnungsreichen Troges stoßen konnten, in welchem die Wirthin wieder mit kundiger Hand ihr Bährchen spazieren ließ; ein schöner Fisch lag schon im größeren Teller, den Uersi nachgebracht hatte nebst einem kleinern Teller für die Backfische.

„Das sind miserable Fische," sagte der Oberst, als die Wirthin das Bährli mit mehreren Fischen herauszog, vor sich hin legte, während sie nach einer mächtigen Forelle griff und mit starkem Daumen ihr das Genick brach, „miserable Fische sind's. In Holland hat man sie ganz anders, zwei Schuh lang hat man sie und zwanzig Pfund schwer, solche miserable Kreaturen sieht niemand an. Das werden die für's Backen sein?"

„Au contraire," sagte der Amtsschreiber, „das sind die für en sauce, Ihr glaubt nicht, was die für zartes Fleisch haben, Colonel, ganz anders als so zwanzigpfündige Klötze. Ich war auch in Holland und weiß, was das für grobes Fleisch ist bei solchen Fischen, es hat Faden wie bei uns das gröbste Stierenfleisch."

„Gerade das ist das beste," sagte der Oberst, „es scheint nur grob auf dem Teller, im Munde aber ist's fein und zart wie blanc-manger."

„Du tout, Colonel, probirt erst dieses Fleisch, dann werdet Ihr anders reden. Aber Frau Wirthin, Ihr leset wirklich nicht gut aus," sagte der Amtsschreiber, dem es Angst ward, „seht dort die zwei in jener Ecke, das sind zwei prächtige Stücke, die nehmt, das sind wahrhaftig pfündige oder mehr."

„Aber kurios war's, die Wirthin konnte diese Prachtstücke nicht fangen. Sie fuhr wie wild im Troge herum, zog heraus, sagte: „Das wird ihn sein," brach einer stattlichen Forelle das Genick, ehe der Amtsschreiber rufen konnte: „Wartet, wartet, das ist keiner von den zweien, dort sind sie ja noch!"

So gieng es, während der Oberst über die Miserabilitäten schimpfte und erst Holland rühmte, dann Frankreich noch mehr, bis wirklich schon sechs Opfer auf dem Teller lagen und der Amtsschreiber noch immer rief: „Da, da, Frau Wirthin, da sind sie noch die rechten, gebt mir doch die Bähre, es nimmt mich doch wunder, ob die nicht zu fangen seien."

„Aber, Herr Amtsschreiber, es sind schon sechs da," antwortete die Wirthin.

„Und wären es zwölfe, das ist jetzt gleich," sagte der Amtsschreiber, „gebt mir die Bähre," griff darauf und fuhr damit rasch in's Wasser, wild darin herum, aber von seinen zwei Fischen konnte er keinen fangen, sie fuhren herum wie Blitze, und Blitzen nachzufahren lernt man bekanntlich in Schreibstuben nicht. Der Herr Amtsschreiber kam in Gusel, spritzte sich, achtete es nicht, da fiel ihm die Perrücke in's Wasser; wie das zugieng, konnte er nie begreifen, aber im Eifer wie er war drückte er sie erst recht hinein, ehe er sie herausfischte mit dem Bährli. Der Colonel lachte nicht wenig und meinte, das sei wahr, weder in Holland noch in Frankreich sei ihm ein solcher Fisch vorgekommen; die Wirthin sah kichernd der Betrübniß zu, mit welcher der Amtsschreiber seine Perücke betrachtete, meinte aber, es gehe gerne so, wenn man Sachen machen wolle, die man nicht könne.

„Können oder nicht können!" sagte der Amtsschreiber und griff auf's neue nach dem Bährli.

„Nit, nit!" sagte die Wirthin, „so geht man nicht mit den Fischen in einem Troge um, sonst hat man sie morgen alle todt. Seh, gebt mir das Bährli, vielleicht geräth es mir jetzt." Und richtig, in einem Griff hatte die Wirthin der großen Fische einen gefangen, rief aber sogleich Uersi und sagte: „Nimm die aus, während ich die andern für's Backen fange, sonst werden wir heute nicht fertig."

„Aber, Frau Wirthin, und den andern?" sagte der Amtsschreiber, „Ihr habt erst einen."

„Sieben große Fische und ihrer zwei," sagte die Wirthin, „und dann noch zwei Duzend gebackene darauf, es dünkt mich, ihr könnet es machen. Habt ihr dann nicht genug, so sind schnell noch andere z'weg, aber zu viel auf einmal trägt nichts ab."

Und sie hatte ihren Willen, die Frau Wirthin, trotz Amtsschreiber und Colonel, mit sieben Fischen mußten sie sich begnügen. Sie waren aber auch gut, die Sauce kräftig und eben recht, daß der Colonel selbst sagen mußte, die seien recht passabel, er hätte es wirklich nicht geglaubt. Auch die gebackenen waren sehr gut trotz dem Zorne der Wirthin, die mit jeder Minute zorniger ward, weil in jeder Minute ihre Neugierde wuchs, wen Grit meine, während sie dieselbe nicht befriedigen konnte, denn in der Küche ließen solche Verhandlungen sich nicht fortsetzen.

Je zorniger sie ward, desto besser geriethen die Fische, und je mehr die Wirthin über die donstigs Freßhüng pülverte, desto besser lebten diese, bis endlich der Oberst sagte: „Ma foi, Amtsschreiber, ich mache Euch mein Kompliment, es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, ein solches Wirthshaus in der Nähe zu haben, ich habe wirklich, so lange ich heim bin, noch nie so gut gelebt, und auch der Wein läßt sich trinken, er ist vom besten."

Der Amtsschreiber ward ganz glücklich. „Sag doch der Wirthin, daß sie gleich herein komme!" rief er dem aufwartenden Mädchen zu. „Ihr könnt," wandte er sich zum Oberst, „ihr es selbst sagen, wie gut Ihr Essen und Trinken findet, es wird sie freuen, sie nimmt das auf die Ehre, von wegen die Leute sind reich und wirthen eigentlich mehr der Ehre als des Geldes wegen." Man sieht, der Amtsschreiber verstand sich wahrscheinlich auf Kontrakte besser als auf die Wirthschaft.

Aber die Wirthin kam nicht. Was das Mädchen für eine Antwort erhielt, sagte es nicht, sondern bloß, sie habe zu thun und nicht wohl Zeit. Aber der Herr Amtsschreiber ließ sich nicht so abfertigen, und was ihm mit dem Fisch nicht gelang, versuchte er an der Wirthin, er gieng in eigener Person in die Küche, um ihrer habhaft zu werden. Und wie sie sich sperrte, bald das Fürtuch, bald die Hände vorschützte, sie mußte in die Stube und war in einem Zorn, daß sie hätte verspritzen mögen, und mußte ihn doch verwerchen, denn an einem Amtsschreiber und an eines Landvogts Bruder den Zorn auszulassen, ist einer Wirthin nicht zu rathen, und damals war es noch weit gefährlicher als jetzt. Sie mußte sich sogar neben den Herrn Amtsschreiber setzen, mußte sich ein Glas Neuenburger einschenken lassen, mußte dem Colonel Bericht geben, woher sie den Neuenburger bezögen und wie sie die Fische fiengen, mußte da sitzen, und draußen saß Grit und wußte etwas, das die Wirthin noch nicht wußte und was sie zehntausendmal mehr interessirte, als was der Amtsschreiber und der Colonel zusammen zu sagen wußten oder was sie ihnen sagen mußte. Und gäb wie es sie an allen Haaren zog, mußte sie da sitzen, bis endlich der Colonel nach der Uerti fragte und von Aufbrechen sprach.

Leicht ward es ihr um's Herz, als sie die Uerti machen konnte, obgleich sie keine leichte machte; indessen die Herren waren glücklich, hatten einmal wohl gelebt,

fanden sie sehr billig, gaben sogar sechs Kreuzer in die Küche und zogen nach freundlichem Abschied in glücklichem Bewußtsein von dannen, wie die guten Leute jetzt von ihnen reden und wegen der Ehre und der Freundlichkeit und den sechs Kreuzern ihres Lobes voll sein würden. „Ma foi, es ist nichts leichter als mit diesen Leuten nachzukommen, aber man muß sie zu nehmen wissen, c'est la chose," sagte der Colonel.

Hinter ihnen sagte die Wirthin: „Was ich doch froh bin, daß die beiden alten Stürmine endlich fort sind; mein Lebtag hab ich die Herren nirgends lieber gesehen als am Rücken. Wenn sie einem das Haus z'unteroben gekehrt und am Ende drei Kreuzer Trinkgeld gegeben, so meinen sie, was sie gemacht, auf den Knien sollte man ihnen dafür danken und sein Lebtag dankbar sein für die Ehre und die drei Kreuzer. Es ist gut, muß man sie nicht alle Tage haben, aber wohl, denen wollte ich das Kommen am Ende doch verleiden."

Tief unten war die Sonne, die Nacht war Meister geworden, doch schwarz war sie nicht, nicht graulich gespensterhaft, sondern sternenreich und voll ahnungs-

reichem Säuseln. Doch das faßten die Leute, welche eben von einem langen Tische aufstanden, nicht, sie stolperten schläfrig hinaus und suchten, ohne um Sterne und Säuseln sich zu kümmern, ihre Betten. Es war das Hausgesinde, welches diesmal ungewöhnlich lange auf's Essen hatte warten müssen, da das Feuer gerade zur Zeit, als das Essen gekocht werden sollte, den Fischgelüsten der beiden Herren dienen mußte. Als alle hinaus waren bis auf einen schlanken Burschen, der sich auf den Ofentritt legte, rief die Wirthin Grit herein.

Grit hatte unterdessen vor dem Hause gesessen, hatte manches interessante Wort mit Vorübergehenden gewechselt und die Einladung der Magd, mit ihnen am Tische zu

essen, wie es manchmal auf Geheiß der Wirthin geschah, ausgeschlagen. Es wolle warten, sagte es, bis sie fertig seien; bleibe dann noch etwas übrig, so nehme es dasselbe gerne, es wolle nicht sagen, daß es nicht hungrig sei. So ist es nämlich Sitte mit den sogenannten Uebernächtern, sie warten draußen auf die Reste, den Abhub der Tafel.

Grit war nicht dumm, es wartete gerne länger, bis die Wirthin es rief, kriegte es da vielleicht nicht bloß, was das Gesinde hatte, sondern etwas von der Herrschaft. Grit wußte, was mit Demuth und Bescheidenheit, zu rechter Zeit vorgekehrt, zu gewinnen ist. Es wissen das noch mehr Leute als Grit, doch bei weitem die meisten verstehen sich nicht darauf. Grit hatte sich nicht verrechnet. Die Wirthin brachte noch ein Möcklein Fleisch hervor aus dem Kuchischaft, selbst ein Fisch in der Sauce erschien; wie hungerig die Herren auch gethan, alles hatten sie doch nicht bezwungen.

„Aber nein," sagte Grit, „noch gar Fisch, du bist immer die beste, nein wahrhaftig! Fisch ist nicht für unserer Gattig, iß du ihn selbst."

„Mag nicht, frage dene Gräte nichts nach, Speck ist mir lieber. Aber sage du mir jetzt, an wen hast du gesinnet? Es hat mich fast versprengt vor G'wunder."

„He! Ich habe seither gesinnet, ich sollte es nicht sagen, denn es könnte vergebene Mühe geben, und wenn es auch gerathen thät, es sind brave Leute, aber ein wenig wunderlich und altväterisch, und gieng's nicht gut, so müßt ich schuld sein und hätt so beidweg schlechten Dank."

„So red doch, Grit, und mach mich nicht taub, es mag gehen wie es will, dein Schaden soll's nicht sein, und die Schuld wollen wir haben."

„Ja, das ist wohl gut, aber vergiß nicht, was du gesagt hast, und sinn dann daran, wenn es Zeit ist; ich meine nicht dich, nein b'hütis, aber Leut giebt's, die leugnen einem haarklein alles weg und haben's vergessen, was sie einem bei den höchsten Namen versiegelt und vernagelt haben."

„Du wirst uns doch nicht zu solchen zählen."

„Hast's ja gehört, wie manchmal muß ich dir sagen, daß du meine beste Frau seiest?"

„So red oder ich werde taub."

„He nun, wenn du's witt g'hebt haben, so hör: im Truberthal oben ist ein gruſam reich Bauernort, die Sonnhalde heißt er, den Leuten sagt man der Kürze z'lieb nur d's Sunnebure. Dort sind drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die eine ist verheirathet, die andere noch ledig."

„Von denen hab ich schon gehört."

„Es ist mir lieb, so weißt du, daß ich dir nicht lüge. Das sind also gruſam reiche Leute, der Bauer ist von sich selber reich und von der Frau hat er es weiß

kein Mensch wie viel; wo sein Schwäher starb und sie zum Erben kamen, theilten sie das Geld mit dem Mäß. Jetzt soll jedes Kind wenigstens achtzigtausend Pfund bekommen, dem Tochtermann hat er zehntausend Pfund Ehesteuer gegeben, was noch nie erhört worden ist. Und dann ist's nicht, daß sie dem Vermögen nach Staat machen und nicht werchen, potz, die sind früh und spät und keine Magd thut's ihnen gleich."

„Gleich wie auf dem Kabisgrat."

Es zuckte über Grit's Gesicht, da es aber eben am Fisch war, sagte es kaltblütig: „Es wird sein, wenigstens haben sie den Ruhm so weit man kommt, selbst gesehen habe ich es nicht. Aber d'Sach hat einen andern Hacken."

„Oeppe ungesund, oder gerathen sie gerne z'Narren in der Familie?"

„Was denkst, Anni! Würde ich dir von einer reden, wo der Gattig z'schüche wär? Nein, aber es wollen viele Leute sagen, die, wo noch ledig sei, Stüdi heißt sie, habe im Sinn ledig zu bleiben. Die einen sagen, sie habe eine Liebschaft, es wisse aber niemand, mit wem; andere meinen, sie könne das Mannevolk nicht schmöcken und habe die Freude daran, alle zum Narren zu halten."

„Warum glaubt man das?"

„He denk, schon vierundzwanzig Jahre alt, e sellige Rychthum und nüt z'schüche und no ledig."

„Es hat öppe niemand sich dürfen melden."

„Was denkst, Anni, so blöd sind unsre Buben nicht, sie haben's ja wie die Metzger, wo die was Feißes vernehmen, da haben ihrer ein Duzend die Nasen im Stalle. Ganze Haufen haben sich herbei gemacht und an Samstagen Abends war manchmal die Hofstatt so voll, daß die Bäume kaum mehr Platz hatten, und dann nicht etwa nur so Schachengeschmeiß oder Geißenbauern, die vornehmsten und reichsten machten sich herbei, aber einer wie der andere erhielt seine Abferggete."

„Also mit niemand hat sie sich angelassen?"

„Wohl freilich, das ist eben der Gugger, daß man nicht weiß, wie es gemeint ist. Schon ein paar Mal glaubte man, die Sache sei richtig und plötzlich war alles aus. Des Müllers Sohn zu Brastigen hatte eine Zeit lang den Fuß im Hafen, daß alles meinte, jetzt, jetzt lassen sie verkünden; alle Wochen war er oben, und wo was gieng, hielt er sie z'Gast und gieng mit ihr heim. Da gehen sie an den Signaumarkt, der Müllerssohn führte sie zum Mittagessen und ließ aufwarten was der Tisch hat tragen mögen und von allem, Voressen und Braten, Turten und Mandeln, kurz was in der Wirthschaft zu haben war, und lauter angemachten Wein dazu. Darauf muß getanzt sein, er befiehlt Selbander. Du kannst denken, daß das ihm zu Signau nicht angieng, die Höchstetter und Konolfinger

sind nicht mit Stroh ausgestopft, es gab Feuer, aber zweimal leerte er die Stube; wie viele Löcher im Kopfe hatten, weiß man nicht, aber sieben lagen in die Leistung, die Ausmachete soll mehr als zweitausend Pfund gekostet haben. Aber damit war auch der Handel aus. Selb Nacht hat er noch mit Stüdi heim können, aber von da an hat es ihm nie mehr aufgemacht, ihm nie Bescheid gethan, er hat es ihm bringen mögen so oft er wollte, und doch war der ganze Handel nur Stüdi z'lieb, denn sonst hat man nicht gehört, daß der Müller apart händelsüchtig sei. Gleich ist es d's Buren Sohn im Heuboden gegangen. Da hat man gemeint, es könne nicht fehlen, und gesagt hat man, ob's wahr ist weiß ich nicht, die Hochzeitkleider seien schon bestellt gewesen. Er hat gethan mit ihm wie ein Narr, hat ihm die Hände unter die Füße gelegt, ist mit ihm an alle Orte gefahren, wo es lustig gieng, und kramet hat er ihm, was ihm schön schien und Stüdi wohl anstand. Einmal fuhr er mit ihm in's Nütigenbad, und als sie dort waren, kam ein Hausirer, der hatte schöne Sachen und strengte die Leute an, daß sie kramen sollten. Mein Bauernsohn, nicht faul, schlägt die Neuthaler herum, daß es gestoben hat, kramet Stüdi, was schöns gewesen, gäb wie es abwehrt und sagt, es begehre es nicht und er solle denken, man finde die Neuthaler nicht auf der Gasse aufzulesen. Wo die seien, seien noch mehr, sagte der Heuboden-Sohn, es solle nicht Kummer haben, und wenn man zu viel auf einander habe, so graueten sie nur, und märtete auf's neue um ein schön Halstuch, wie in sieben Kirchgemeinden keins zu finden gewesen wäre, und mehr als ein Duzend Mädchen standen umher, das Wasser lief ihnen im Munde zusammen und jedes dachte: „O wenn doch der Heuboden-Sohn mein wäre sammt dem Halstuch!" Stüdi aber sagte: „Hör doch, kauf's nit, du machst eine grauene Sach." Des Heuboden-Bauern Sohn aber lacht und sagt: „Es hat mich noch nie etwas gereut; da, Krämer, hast Geld, und was z'viel ist, ist Trinkgeld, b'halt's!" Und d's Halstuch ist feins gewesen, er hat es Stüdi gegeben, das hat es genommen und nichts mehr dazu gesagt; es ist mit ihm heimgefahren, aber der Handel ist aus gewesen. Stüdi that ihm nie mehr Bescheid, that kein einzig Mal mehr ihm auf, gäb wie nöthlich er that und sich hintersinnen wollte. Den Kram könne er zurückhaben wann er wolle, sagte es, aber seinetwegen brauche er ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen. Seither hat es noch mancher probirt und jeder umsonst, so daß es den jungen Burschen erleidet und man anfängt, dies und jenes zu sagen. Ich für mich glaube nichts davon, aber was dem Meitschi im Kopfe steckt, weiß ich doch nicht, allweg ein wenig wunderlich wird es sein, selb zweifle ich nicht."

Die Wirthin fragte, was bei solchen Umständen zu fragen ist, nach Nachbarschaft und Lebensweise. Sie setzten zusammen, verglichen die Sachen unter einander, brachten aber nichts heraus, als daß das eine Sache sei und zwar eine kuriose. Die

Wirthin erkannte, allweg müsse man da luegen, und Grit erbot sich fernern Bericht einzuziehen und gelegentlich Anni's Haus und Sohn zu rühmen und z'best z'reden, daß man wisse, daß es geredet sei.

Als alles wohl abgeredet war, fragte Grit nach seinem Lager. Die Wirthin erhob sich ihm niederzuzünden; im Vorbeigehen sahen sie Christen auf dem Ofen liegen. „Lue," sagte die Wirthin, „wie der aber da liegt und schnürfelt; wenn die Sterne vom Himmel fielen, er hörte es nicht. Das kommt von dem nächtlichen Herumfahren, vielleicht ist er gestern doch auf dem Kabisgrat gewesen und liegt mir jetzt da wie ein Stein. Seh," sagte die Wirthin, die sich in Zorn gesprochen hatte, „steh auf und mach dich in's Nest, dahin g'hörst und nicht auf den Ofen!" Diese Worte begleitete sie mit einigen wohlangebrachten Rippenstößen. Die kräftige Ermahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Christen fuhr z'weg, dehnte sich und stieg brummend und gähnend seinem Gaden zu.

So wie von ungefähr ließ Christen im Laufe der Woche fallen, er hätte Muth am Samstag z'Alp zu gehen, er sei lange nicht auf den Bergen gewesen und es nehme ihn wunder, wie es ihrem Füllen gehe, das sie dicker Beine wegen z'Berg gethan.

Christen, der Wirthin einziger Sohn, war nicht bloß ein hübscher, sondern auch ein schlauer, listiger Junge, kannte seine Mutter aus dem Grunde, und gäb wie diese über ihn brummte und balgete, machen mußte sie doch was er wollte, aber sie merkte es nicht. Nun wußte er, daß die Mutter immer zuerst allem widersprach, was er sagte, immer alles abschlug, was er wünschte, jedoch am Ende immer einwilligte, ja sogar seine Wünsche in Befehle umschuf, wenn Zeit genug zwischen dem Lautwerden solcher Wünsche und ihrer Ausführung lag. Es hatte diese Eigenheit aber nicht bloß Christens Mutter, es besitzen dieselbe noch heutzutage viele Weiber, und vortrefflich fährt mit ihnen, wer dieselbe wie Christen berücksichtigt. Der sagte also, was er im Sinne hatte, bei Zeiten, so daß die Mutter Zeit hatte aufzubegehren und ihm abzuputzen. Den folgenden Tag war er stumm wie ein Fisch, machte ein verdrießlich Gesicht; am dritten Tage fieng die Mutter selbst von der Sache an, am vierten sagte sie: „Seh, Christen, du weißt, wie ich das Drehen und Dreißen hasse, seh, mach dich z'weg, mach daß du fortkommst, wenn man etwas will, so muß man kuraschirt daran hin."

Akurat so gieng es auch jetzt. Am Dienstag kanzelte die Wirthin ihm tüchtig ab über die Dummheit, jetzt z'Alp zu wollen, keinem vernünftigen Menschen fiele gerade jetzt so etwas Dummes bei. Am Donnerstag sagte sie, wenn er es zwingen wolle zu gehen, so solle er nicht vergessen Brod mitzunehmen, er wisse ja, wie das Füllen es so gerne habe. Am Freitag sagte sie, es nehme sie selbst wunder, wie

es dem armen Thierchen gehe, es wäre sonst so ein schönes und verständiges; sie habe schon lange daran gedacht, es sollte jemand gehen und zusehen, aber sie habe gefürchtet, man lache sie aus. Christen solle aber früh fort in der Kühle, sie wolle selbst auf und ihm z'Morgen machen.

Am folgenden Morgen vor der Sonne war die Wirthin auf, weckte den Sohn, kochte das Frühstück und wartete ungeduldig dabei, bis er endlich kam. Als er kam, kam er nicht recht. Er komme ja daher, nicht viel besser als ein Knecht; warum er die neue B'kleidig nicht anhabe, die sie ihm zu Ostern habe machen lassen? So lasse sie ihn nicht gehen. Christen war allerdings nicht in vollem Staate, seine Kleidung war reinlich, aber nur von Halblein und abgetragen; bloß eine schwere silberne Uhrkette und ein mächtiger Schlagring von gleichem Metall am kleinen Finger deuteten an, daß wahrscheinlich auch Silber in der Tasche sei. Er wollte sich nicht anders anziehen, gäb wie die Mutter aufbegehrte, wie sie sich schämen müsse, wenn ihr Sohn im Lande herumlaufe fast wie ein Fötzel und gar nicht besser als ein Taunerbub. Die andere Kleidung sei ihm zu warm, sagte er, und sie rene ihn, von wegen er wisse ja nicht, wo er über Nacht sein müsse, ob im Heu oder Stroh, und öppe kennen da im obern Emmenthal werden ihn nicht viele Leute, und wo er herkomme, brauche er ja niemand auf die Nase zu binden.

Die Mutter mußte sich zufrieden geben und Christen ziehen lassen wie einen Taunerbub.

Der gieng lustig und pfeifend vom Hause weg; mit mütterlichem Glanze in den Augen sah ihm die Mutter nach, sah wie einige hundert Schritte weiter Christen einem Knaben begegnete, sich bei ihm stellte und ihm eilig etwas gab. Der G'wunder kam sie an, was das sei; sie wartete, rief dem Knaben, ließ sich das Gegebene zeigen: es war ein neuer schöner Batzen. „Was Tüfels hat der Bub im Sinn," sagte sie, „daß er für gut Glück einen Batzen gegeben?" Denn das sah sie alsbald, daß Christen des Knaben Begegnen für eine gute Vorbedeutung bei einem bedeutenden Unternehmen nahm und dafür ihn belohnte. Sinnend gieng sie in's Haus und den ganzen Tag dachte sie an nichts anderes als: dä Tüfelsbub, was will er wohl? Die gute Mutter hatte es wie viele Mütter, sie hielt ihren Sohn für ein halbes Kind und ganz dumm ohne ihren Rath und Beistand, sie hätte ihm noch das Essen eingegeben, als ob er einjährig sei, wenn er es im geringsten gewünscht hätte; daß er ein durchtriebener Schalk sei und sehr selbstständig, davon hatte sie nicht die mindeste Ahnung.

Das gute Kind, der Christen, hatte wohl gemerkt, daß seine Mutter mit Grit noch was Apartes wollte, er lag nicht umsonst auf den Ofen, aber an Schlafen dachte er nicht. Er hörte der Mutter und Grit sehr gerne zu, aber aus ihren

Reden nahm er, was ihn gut dünkte, und handelte gerne ohne weibliche Einmischung; er liebte die Souveränetät. Auf dem Kabisgrat trieb er nur Spaß und nicht bloß mit Eisi, sondern so halb und halb auch mit seiner Mutter; er zog, wie ein schlauer Feldherr durch falsche Wachtfeuer den Gegner täuscht, der Mutter Blicke dorthin, um unbemerkt von ihr anderwärts um so sicherer zu manövriren; denn weiden wollte er, das hatte er sich vorgenommen. Aber noch fischte er bloß so im Allgemeinen, etwas Besonderes hielt ihn nicht fest; darum hörte er Grits Reden gerne, sie erweiterten seinen Gesichtskreis und waren anschaulicher als mancher Anschauungsunterricht.

Wie nun Grit von Sonneburen Stüdi erzählte, dachte er gleich bei sich: da mußt du es auch probiren, und je schwerer Grit die Sache machte, desto leichter kam sie ihm vor, desto sicherer war er seiner Sache. Es gieng ihm wie beim Räthselauflösen; manchmal zerbricht man sich tagelang den Kopf und nichts erräth man, und manchmal giebt der erste Blick den klarsten Aufschluß, man weiß nicht wie. Da er nicht gerne etwas an die Pfanne backen ließ und, wie gesagt, fremde Einmischung nicht liebte, wie gerne er auch auf fremde Reden hörte, so stand alsobald sein Entschluß fest, aber die Mutter sollte es nicht wissen, nicht angsten und kummern um ihn, darum schob er das Füllen vor und gieng dem Meitschi nach.

Es war ein schöner Sommermorgen, als Christen auf den verhängnißvollen Gang sich machte; das Bübchen, das ihm als erste Person begegnet war, hatte ihn seiner Sache gewiß gemacht, und lustig wandelte er seinen Weg. Er pressirte nicht, denn vor Abend wollte er an der Sonnhalde nicht eintreffen nach wohl überdachtem Plane, jedoch nicht, wie bei Kiltbuben üblich, nach eingebrochener Nacht, sondern noch bei hellem Sonnenschein. Er wanderte daher bedächtig die Thäler auf, besah sich alles wohl, und so ein Bauernsohn mit heiterm Auge und verständigem Sinn sieht gar viel, was keines Herrn Auge, ja was kein Weltweiser von der neuen Sorte sieht und wenn er hundert Brillen über einander schnallen würde. Er freute sich des dunkeln, üppigen Emmenthaler Grüns in Wiesen und Wäldern, ein Grün, wie man es sonst nirgends findet, des trotzig aufrecht stehenden Kornes, das seiner Reife entgegengieng, ohne daß es ihm weder in die Hosen noch in die Blüthe geregnet, der von Obst starrenden Bäume. Hier und da dachte er: wenn ich da Bauer wäre, so müßte mir das anders sein, und jene Matte würde ich ebnen und diesen Bach tiefer legen und jene Wassergräben hätten des Räumens übel nöthig. Für jeden Begegnenden hatte er einen Gruß, und war's ein Mädchen, so entfloh ihm ein Witz und aus einem wurde in rascher Gegenrede ein Duzend. Waren die Mädchen auf Kirschbäumen, so ward das Reden erst recht flott, und mehr als ein Mädchen verließ die Leiter und bot dem schmucken Burschen, wenn er auch nur daherkam wie

ein Tannerbub, seinen Kratten voll Kirschen zur Labung an und versuchte mit Worten und Blicken die wunderbare Kette zu flechten, die kein sterbliches Auge je gesehen, die aber so viele Sterbliche festgehalten, daß sie nicht mehr von der Stelle konnten und zeitlebens gebunden blieben in der Gewalt derer, welche die Kette geflochten. Diesmal gelang es jedoch keiner, wie emsig und ängstlich sie flochten und fochten. Christen kam glücklich gegen Mittag auf Langnau, wo damals noch nicht so viele schöne Häuser waren wie jetzt, das jedoch immer ein respektirter Ort war, wo die Leute überaus ehrliche Gesichter hatten, dahinter aber nicht dumm waren, fast so klug wie die Schlangen, ob wirklich ganz ohne Falsch wie die Tauben, das wird unser Herrgott wissen; der hat es aber auch zu wissen nöthig, Unsereiner soll nicht g'wunderig sein. Dort kehrte Christen ein und ließ es sich wohl sein, ließ sich nicht nur so um einen halben Batzen Suppe und für drei Kreuzer Fleisch aufstellen, sondern ein recht ordentliches Essen. Sie sollten ihm öppe geben, was sie hätten, sagte er, öppis Apartes begehre er nicht, aber er sei hungrig, und wenn man nicht recht gegessen, so sei man nur ein halber Mensch.

So eine Rede hört eine Wirthin gerne; sie klingt ihr ganz anders als eine, die ganz kurz lautet: nume öppis Wenigs, für einen Batzen Fleisch öppe, Kraut begehre ich keins, davon haben wie daheim selbsten! Ein Gast, der einer Wirthin manierlich ein ordentliches Essen bestellt, wird ihr auf der Stelle lieb; sie kriegt eine Zuneigung zu ihm, und wenn es sich irgend thun läßt, so sitzt sie bei ihm ab, fragt, woher? wohin? und giebt ihm Bericht so weit sie kann. Damals hatte man noch keine gedruckten Konversationslexika, desto mehr lebendige; fast jede Wirthin war eins, und wenn auch nur einbändig, so war dieser eine Band gewöhnlich um so umfangreicher. So geschah es auch hier. Christen gab Bericht, die Wirthin ebenfalls; jedes vernahm, was es wollte, so daß sie in großer Zufriedenheit von einander schieden, die Wirthin ihm ausdrücklich eindingete, wenn er hier durchkomme, so solle er ihr nicht vorbei, ohne einzukehren. „Du hast nenis im Sinn, ich merke es dir wohl an, mach nur, daß es geräth, ich mag dir's gönne, nit grad eim besser," sagte sie.

Christen hatte von Sonnebures bestätigen gehört, was Grit gesagt, daß sie brave Leute seien, gegen die Armen und die Diensten b'sunderbar gut, wie nicht grad an einem Bauernorte besser, daneben aber sehr huslich und auf die alte Mode. Auf dem Heutigen hätten sie nicht viel; man könne noch einmal sehen, was das für einen Austrag nehme, sagten sie, gut könne das nicht kommen. Wie reich sie seien, wisse niemand, und wer bei Stüdi z'Platzg komme, der sei ein glücklicher Mensch und nicht nur wegem Geld, sondern auch wegen der Person, von wegen Stüdi sei es Mönsch, es hübschers sehe man nicht bald und dazu gutmüthig gege de Thiere und gege de Lüte.

Herzhaft, aber bedächtig schritt Christen das Thal hinauf, das enger und enger ward, weil die Berge näher rückten, höher wurden, steiler ihre Wände, während vorlaut und immer lärmend die wilde Ilfis zu ihren Füßen rauschte. Halb oben in fruchtbaren Einschnitten oder Absätzen sah man zu beiden Seiten große Bauernhöfe, deren Besitzer in vielen Beziehungen eben so stolz sind, als die Adeligen es waren, deren steinerne Schlößchen auf unfruchtbaren Felsenspitzen klebten.

Etwas klopfte Christen doch das Herz, als er von weitem den Steg über den Fluß sah, bei welchem er rechts abbeugen mußte, um zur Sonnenhalde zu kommen, die am Fuße des Berges lag, vor sich und zur Rechten und zur Linken schönes Land und hinter sich prächtigen Wald, der aber damals einer Goldgrube glich, deren Besitzer sie wohl besaß, jedoch ohne sie auszubeuten, weil er ihren Werth nicht kannte. Christen verlor aber den Muth nicht; er war schon gar manchmal dabei gewesen, wo Kaltblütigkeit Noth that, wo man aushalten mußte, wenn man nicht zu Grunde gehen wollte, die Hand nicht abziehen durfte, und allemal war er glücklich davongekommen, weil er immer den Muth festhielt und nie den Glauben verlor, daß ein guter Austrag in seiner Hand liege. Wer im Winter mit vier raschen Rossen an eisigen Halden Holz schleift, mit schwerem Wagen oder Schlitten steile Hohlwege niederfährt, der lernt den Muth behalten.

Jenseits des Steges besah er sich die Gelegenheit: das Volk arbeitete seitab, im Hause rauchte es; es war Vesperzeit, es war, wie er es haben wollte. Rasch bog er in den schmalen Weg ein, der zum Hause führte und voll Steine war und dem die Löcher nicht fehlten; man sah es ihm an, daß er nicht bloß Wagen trug, sondern auch Wasser führen mußte der wilden Ilfis zu, wenn es wetterte in den Bergen. Als er dem Hause zukam, erhob sich drüben beim Volk der Ringgi, begann zu bellen in abgemessenen Tönen; er zeigte an, er sei da, und es möge geben, was es wolle, so könne man auf ihn sich verlassen, und in würdevollem Schritt, aber mit aufgehobenem Schwanze näherte er sich dem Hause, so daß, als Christen an der Haus- oder Küchenthüre klopfte, Ringgi an der obern Ecke des Hauses stand und zusah, was es geben solle.

Vom Herde weg kam eine rundliche Frau mit stattlichen Armen und behaglichem Gesichte und fragte: „Was hättest wollen?"

„Hätt neuis mit dem Meitschi welle, wenn's daheim wär."

„Es wird nicht weit sein. Komm herein, wenn d' neuis wotsch, hab die Milch ob dem Feuer und kann nicht davon."

Christen ließ es sich nicht zweimal sagen, trat zu der Frau an den Herd und gab manierlichen Bescheid auf die Fragen: „Wem bist? Woher kommst?"

Neben der Milch stand noch ein Hafen mit Kartoffeln über dem Feuer, in welchem das Wasser gewaltig brodelte und dicken Schaum trieb neben dem Deckel herauf. Wenn's erlaubt wäre, sagte Christen, so nähme er einen Erdäpfel aus dem Hafen, er wäre neue hungrig.

„He," sagte die Frau, „ich wollte warten, du kannst mit uns essen. Es ist nicht, daß ich sie dir nicht gönne, aber sie werden noch nicht lind sein."

Er wolle ihr Anerbieten mit Dank angenommen haben, sagte Christen, aber wenn sie nichts darwider habe, so nehme er doch ase einen, das Thau sei ihm neue ab dem Magen; wenn man so lauf, so werde man neue hungrig, und all Schritt einzukehren, sei ihm z'wider, b'sunderbar an einem heiligen Werktag, an einem Märit oder einer Musterung müsse öppe jeder machen, was der Brauch sei. Aber die Mutter sagt immer, wenn ich fortgehe: „Bub, nimm Geld so viel als du willst, aber z'unnutz bruch's nit, und je mehr du heimbringst, dest lieber ist's mir."

So redete Christen und nahm einen Erdäpfel aus dem Hafen, verbrannte sich die Finger halb, warf ihn von der einen Hand in die andere, und je nachdem es ihn brannte, lüpfte er bald das eine, bald das andere Bein, wie die Störche es machen auf dem Moose, schälte ihn mit zugespitzten Fingern und aß ihn unter schauerlichen Geberden so heiß als möglich. Als er ihn glücklich hinunter hatte, sagte er, wenn es erlaubt wäre, er nähme noch einen, er wäre ganz ernüchtert gewesen, es habe ihm schon viel g'wohlet.

„Du kannst mich fry duren," sagte die Frau, „nimm doch so viel du magst; aber wir essen bald z'g'rechtem, und da nimm nit z'viel diesen Weg, sie sind allweg noch nicht gut." Damit gieng sie hinaus eine Strecke gegen den Acker hin, auf welchem das Volk arbeitete; unterdessen stellte der Ringgi ungeheißen sich mit den vordern Beinen auf die Küchenschwelle und sah schweigend zu, wie Christen seinen Erdäpfel von der einen Hand in die andere warf und mit den schauerlichsten Geberden sich an's Essen machte. Christen war klug, verließ sich nicht auf das Fortgehen der Frau, um mit der Kartoffel zu machen, was ihm gelüstete, er wußte, daß die Wände Spälte haben und daß man im eigenen Hause vor Verräthern selten sicher ist, geschweige denn in einem fremden.

Von ferne schon winkte die Mutter der Tochter; die kam, und auf freiem Felde, wo ringsum kein Horcher unbemerkt sich nahen, sich verbergen konnte, sagte die Mutter: „Stüdi, Stüdi, es ist einer da, der wird für dich sein, traue ich; er g'fallt mir b'sunderbar wohl, so ein huslicher und manierlicher ist noch keiner gekommen. Komm bald heim und mach dich ein wenig z'weg, ehe du dich zeigst."

Stüdi sprang vor Freuden weder die Wände auf (was ihm übrigens auf

freiem Felde eine Kunst gewesen wäre), noch machte es die Spröde und that zimpfer; es benahm sich kaltblütig wie eine, die gerne heirathet, wenn sie es gut machen kann, und dessen kein Hehl hat, es aber auch füglich lassen kann, sobald eben nichts Anständiges sich bietet.

„Wie ist's einer und woher kommt er?" fragte es.

„Es ist e tolle brave Bursch, von den brävsten einer, und ist Wirthssohn bei der Tanne; ich habe schon von ihnen gehört, brave Leute sollen es sein; der Vater

ist gestorben, er ist einziger Sohn und er ißt die Erdäpfel aus dem Hafen und kehrt an einem heiligen Werktage nicht gerne ein. Komm bald und lueg selber, aber wenn's jetzt nichts giebt, so traue ich fast, es wolle sich nicht schicken, daß du einen bekommst, der dir anständig ist."

„Me cha luege," sagte Stüdi, gieng wieder zum Volke zurück, arbeitete noch eine kleine Weile, sagte dann, es wolle vorab heim, noch Samstag machen, die Mutter balge, wenn man an einem Samstag nach dem Feierabend noch arbeite. „Du kannst mitkommen," sagte es dann zu einer Magd, die, wenn nicht seine Freundin, so doch seine Vertraute war, denn es war ihres Hausmanns Tochter und sie waren mit einander unterwiesen worden.

Unterwegs sagte Stüdi zur Magd: „Schick dich mit der Sach und zähl nicht auf mich, es soll einer da sein, die Mutter hat neuis davon gesagt."

„He nu so de, aber nimm dich in Acht, es giebt sie heutzutage gar schlimm, die Welt ist afe bös."

„Häb nicht Kummer, ich kenne das Kraut neue afe, bi nimme hütig."

„He nu so de, aber vergiß nicht, daß schon oft der schlauesten Katze eine Maus entronnen ist."

„Allweg, aber geschehen thut es auch, daß, wer am nöthlichsten thut, ganz hintenab kommt."

„Ja, ja, z'mitts dure wär wohl am besten."

Somit gieng Stüdi hinterm Haus durch zum Brunnen, die Magd dagegen zur hintern Thüre hinein, stellte ihr Werkholz wie üblich im Gang ab und gieng der Meisterfrau zu, ihre Befehle zu vernehmen. Christen meinte, es sei Stüdi, und trat einen Schritt vor zur Begrüßung. Da sagte die Bäurin: „Häb nit Müh, es ist nume d' Jumpfere."

Christen hatte einen Spaß auf der Zunge, aber er fesselte ihn; er wußte wohl, daß Späße mit Mägden zu Majestätsverbrechen werden in vielen Häusern. „He ja, ja," sagte er, „an Orten, wo es recht zugeht, alles werchet und man doch keine Fötzeln begehrt und die Leute recht hält, ist am Werchtag öppe kein großer Unterschied; es ist bei uns auch so, und wenn sich jemand verschießt, so hat es niemand ungern, wenn es schon etwas zu lachen giebt."

„He ja," sagte die Bäuerin, „öppe an rechten Orten geht es so, aber nicht allenthalben."

„He ja," sagte Christen, „es wird bei euch sein wie bei uns, es giebt allenthalben zweier Gattig, aber wo am Werchtag alles in den Fötzeln ist und am Sonntag alles glitzeret und glänzt, ußefert alles in der Hoffahrt ist, und wenn man sich in Acht nimmt, alles halbbatzig ist und ungewaschene Rustig bis zu oberst an's Göller, daß kein Unterschied ist, am Sonntag nicht, am Werchtag nicht, da gruset es einem, man hält vorume."

„Du visitirst d'Sach gut mit Schyn, Bürschli," sagte die Bäurin.

„O," sagte Christen und machte ein schalkhaftes Gesicht, „viel hört man reden, wenn man sich achtet, und junge Bursche haben öppe nicht immer die feinste Nase, alles riechen sie nicht, sie müssen es erst greifen. Da zeigt sich dann der Unterschied, wem es darab gruset, geht nebe ume, wer d'Art hat, scheut sich nicht und hat Freude daran."

Die Antwort gefiel der Bäurin b'sunderbar wohl; das sei einer, dachte sie,

der d'Sach schmöck, aber sie doch für das halte, was sie sei, und d'Nase abseits drehe. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Stüdi blieb, und wurde ungeduldig, hatte aber nicht Ursache dazu. Stüdi übertrieb es mit der Toilette nicht: es war zum Brunnen gegangen, hatte Hände und Gesicht gewaschen, Hemd und Fürtuch waren rein und weiß, wie man sie zu tragen pflegt, wenn man auf's Feld vor der Leute Augen geht (wäre wohl gut, wenn man immer daran dächte, daß alles rein sein sollte, was vor Augen kommt und nicht bloß vor der Menschen Augen, sondern auch vor die Augen, die dahin sehen, wohin noch keine Sonne geschienen, keines Menschen Auge je gedrungen ist). Mit den nassen Händen strich es sich nun die Haare zurück, was

ganz geschwind sich machte, denn Schmachtlocken, wie die heutigen Meitschi sie tragen, hatte es nicht. Die Schuhe zog es aus, klopfte die Erde aus, welche darin war, machte mit einem Knebel oberflächlich die ab, welche darum hieng, schlüpfte wieder hinein, und fertig war Stüdi.

Unbefangen trat es in die Küche, ließ weder am Ringgi seine Verlegenheit aus, noch verbarg es sie hinter einem andern Gegenstande, sondern als Christen zur Mutter sagte: „So wird doch das das rechte sein" und hinzusetzte: „Grüß Gott und einen guten Abend geb dir Gott!" sagte es: „Grüß Gott dich wieder; schön warm hat es gemacht heute!"

„Ja," sagte Christen, „das hab ich auch erfahren, besonders da unten das Loch herauf; bei uns oben zieht immer etwas der Wind, da unten aber war's wie in einem Käskessi, ich habe fast geglaubt, es müsse geschieden sein und ich müsse von einander, der eine Theil wolle z'Käsmilch werden, was der andere wolle, darüber kam ich noch nicht recht, etwas Wunderlichs allweg, wie ich habe mögen merken."

Das lächerte Mutter und Tochter und die letztere sagte: „Oeppe viel Rars wär's wohl nicht gewesen, wenn du bist wie die andern."

„Ho," sagte Christen, „rühmen apart will ich mich nicht, es trägt nichts ab, d'Wahrheit muß immer an Tag, man mag es anstellen wie man will und sollte es hundert Jahre gehen. Aber etwas Schlechtes wird man kaum von mir vernehmen und wenn ich auch vor meinem Herrgott ein großer Sünder bin, so ist's doch nicht, daß ich meine, ich müsse alles mitmachen, was die andern machen. Einer hat seine Freude den Weg, der andere diesen Weg; mir gefällt es daheim am besten, wenn man im Frieden sein kann und alles gut geht wie an einem Schnürchen."

Die Rede gefiel Mutter und Tochter b'sunderbar wohl, aber sie sagten nichts darauf. Die Mutter hieß die Tochter zum Essen rufen, dasselbe hineintragen, Christen hineingehen; er werde müde sein und froh abzusitzen, hier sei er ihr nur im Wege. Das wunderte Christen, daß er in die Stube, wo das Volk aß, gehen solle, aber es gefiel ihm; er hatte es sonst schon erlebt, daß man ihn in einem Hause sorgfältig verbarg in irgend einem Gemache, in welches kein Uneingeweihter den Fuß setzen durfte, und ihm das Essen heimlich zubrachte wie einem Staatsgefangenen. Diese Oeffentlichkeit gefiel ihm, nur hätte er gerne gewußt, war sie Hausssitte oder ein Zeichen besondern Wohlgefallens, eine Aufnahme in des Hauses traulichen Kreis. Das sah er wohl, die Leute wiesen ihn nicht von der Hand; sie schienen ihn erheblich, näherer Untersuchung werth zu finden, nicht ungünstig für ihn gestimmt zu sein. Während Stüdi den Tisch z'weg machte, redete er ein vernünftiges Wort mit ihm, und als der Vater kam, hieß dieser ihn Gottwilchen und gab ihm die Hand.

Beim Essen that Christen bescheiden, betete etwas länger als die andern, langte aber seltener in die Milch, redete wenig, machte sich dagegen tapfer an die Erdäpfel, und als das Brod umgieng, gab er es weiter ohne abzuhauen.

„Willst nicht Brod?" sagte Stüdi und reichte dasselbe ihm wieder.

„Nehme nie, wenn wir Erdäpfel haben, Erdäpfel sind mir das Liebst," antwortete er. Christen hatte aber Takt; da die Diensten mit am Tische saßen, so setzte er hinzu: „Die andern nehmen immer Brod daheim, derentwegen, weil ich keins nehme, meine ich nicht, die andern sollten es auch so machen, da läßt man ein jedes machen, wie es ihm beliebt. Wer recht werchen soll, muß auch recht zu essen haben, sagt die Mutter, und mir ist's auch so."

„He ja," sagte ein alter Knecht, „es wär so, aber an allen Orten ist's nicht so. Als ich hierher kam, war es mir ungewohnt genug, daß jedes Brod nehmen konnte, so viel als es wollte, denn ich war früher an einem Orte, wo wir nur halb genug zu essen hatten. Anken und Schmutz kamen nicht viel in ihre Pfannen, die Kellen mochten das Kochen nicht ertragen, keine dauerte länger als acht Tage, sie wurden so dürr und spröd, daß sie brachen wie dürre Grasstengel. In der Suppe sah man selten ein Schnefeli Brod, mehr als ein Duzend Schnittchen kamen selbst an einer Kindstaufe nicht hinein. Am Tage vorher, ehe ich fortgieng, da trieb ich ihnen es ein. Die Schuhmacher waren dazu noch da auf der Stör. Sobald wir gebetet hatten, nahm ich den Löffel, fuhr in der ganzen Schüssel herum wie wild; so wie ich ein Schnittchen Brod auf dem Löffel sah, nahm ich es geschwind, hielt es dem Nebenknecht dar und sagte: g'schwind, g'schwind, häb mr's, häb mr's, ich will hurtig noch ein anderes fangen, wenn's noch möglich ist. Es hat noch lang nachher alles g'lachet. Sie haben es öppe mgern genug gehabt." Das war die Heldenthat des alten Knechtes, die er zu erzählen liebte bei jedem Anlasse, und verübeln that es ihm niemand, war es doch die einzige Heldenthat, die ihm das Bewußtsein gab, daß er etwas sei und etwas könne. Christen sagte nicht viel dazu, er kannte den Boden, auf dem er stand, zu wenig, um sich vom Stamme weg weit hinaus auf die Aeste zu lassen.

Lange aß man nicht, darum konnte man auch nicht viel schwatzen; wer viel schwatzte, kam zu kurz mit dem Essen, denn länger als die andern am Tisch zu sitzen, dessen schämten sich auch die, die sonst gerne viel schwatzten. Als wieder gebetet worden, alles aufstand und die Diensten zur Thür hinaus waren, sagte Christen, er hätte fragen wollen, ob er da über Nacht bleiben könne. „Sag du, Hans," sagte die Frau. „Hab aparti nichts darwider," sagte Hans. „He nun, so sollt ihr Dank haben auf's allerhöchst und vergelt's Gott," sagte Christen.

Darauf gieng Christen mit Hans in den Stall hinaus zum Examen, das gerne der Bauer die bestehen läßt, die zu Tochtermännern gerathen möchten. Dieses Examen ist so leicht nicht, als man vielleicht wähnen möchte. Wohl giebt es auch da Sympathien und Antipathien, aber bei solchen Examen sind keine Halunken, welche die Sache karten für oder gegen, zum voraus, und eben so wenig Halunken, welche dem Examinanden die Antworten in Mund oder Feder legen. Was aber dieses Examen besonders schwer macht, ist die Kunst, alle Thiere recht zu würdigen, ohne die Eigenliebe des Besitzers zu verletzen, kein Roß zu hoch zu schätzen, aber ohne die Fehler, welche den Werth verringern, besonders hervorzuheben oder aufzudecken.

Das Ding ist nicht ganz leicht, aber Christen bestand gut, bestand auch am

spätern Abend, als er mit der Familie allein in der Hinterstube bei einer Maß Wein saß, gut, redete verständig über seine Lage, ohne mit der Thür in's Haus zu fallen, sagte, wie seine Mutter alte und wie er ihr z'Lieb und z'Ehr heirathen möchte, aber nicht, daß sie es böser bekomme, sondern besser: sie habe ihm, seit der Vater gestorben, b'sunderbar gut g'huset, und er möchte, daß sie in ihren alten Tagen recht gut habe, d'Sach brauchen, wo es sie gelüste, und d'Arbeit an jemand anders lassen. Er hätte schon manche haben können, aber die eine, so er möchte und wie er sie der Mutter wegen mangle, habe er noch nicht gefunden; es sei neue afe bös mit der Religion und öppe, was recht sei, sinne man nicht. Kurz, Christen kaufte sich ein und sie kriegten ein b'sunderbar Vertrauen zu ihm; wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, er sei selbe Nacht bei Stüdi z'Kilt gewesen, und als er am nächsten Morgen fortgieng, wußte er, daß er sie am nächsten Langnauer Markt um die Mittagszeit beim Bären daselbst antreffen würde. Meine Alte wird luegen und Augen machen, dachte er und konnte kaum ein Jauchzen bändigen, das man zu Berg und Thal gehört hätte; er bändigte es zwar weislich, aber es wollte ihm fast die Brust versprengen.

Er hinterließ ein gutes Andenken. „Wie gefällt dir der?" fragte am Morgen die Mutter. „Gut," sagte Stüdi, „es dünkt mich fast, ich möchte ihn, wenn er nur nicht wie die andern ist; ich glaube, ich plärete, was ich noch bei keinem gethan."

„Ja," sagte die Mutter, „erleidet bist du mir nicht, es geht niemanden übler als mir, wenn du manneſt, aber wenn ich dir etwas zu rathen habe, so nimm den, wenn d' einmal mannen willst. Der reichst ist er nicht mit Schyn, aber Sachen genug habt ihr, und einer der huset hat geschwind noch einmal so viel als einer der d's halb reicher ist, aber nichts weiß als zu brauchen."

Die Mägde konnten sich nicht enthalten, ihn ebenfalls zu rühmen, öppe einen hübschern und töllern sehe man nicht bald, er wisse b'sunderbar stys zu reden, thue nicht so wie ein Kalb, wenn es aus dem Hälsig sei, wie so mancher reiche Sohn thue, weil er meine, das gefalle den Leuten. Und hochmüthig sei er nicht, mit einem jeden habe er geredet und die Zeit gewünscht; brav sei er daher gekommen, aber doch nicht so narrochtig, wie es heutzutage der Brauch sei. Sie fanden alles an ihm rühmenswerth und jede war der Meinung, wenn sie je einen möchte, so wäre es der; es sei nur eins lätz, daß es ihm nicht auch so sei.

Wenn alles einander hilft, so kann es nicht fehlen, und wenn alles blaset, so muß ein Feuerfunken zur Flamme werden. So gieng es Stüdi. Es mochte den Langnauer Markt kaum erwarten, und doch ward ihm so angst dabei, daß es fast nicht ohne Weinen daran sinnen konnte. Wenn es wieder fehlen thäte! mußte es immer denken.

Vom Füllen wußte Christen der Mutter nicht viel zu sagen, hingegen berichtete er desto mehr von Kühersäuen, die er gesehen und wie die ihm gefallen; so schöne, glatte, lange, auf kurzen Beinchen aber mit geringelten Schwänzchen habe er noch nie gesehen. O wenn doch die Mutter die sehen könnte, wie würde die luegen, habe er immer denken müssen. Sie seien noch zu klein gewesen, sonst, glaube er, er hätte sich unterstanden und zwei heimgebracht, ungefragt und ungeheißen. Sie hätten ihm aber gesagt, sie kämen damit auf den Langnauer Markt, und jetzt müsse die Mutter mit ihm dorthin, sie möge wollen oder nicht, die Schweinchen müsse sie sehen, und wenn sie sie sehe, so kaufe sie dieselben auch. So redete er alle Tage von diesen Schweinchen, daß die Mutter sagte, er solle doch aufhören mit dem G'stürm, es erleide ihr, sie wisse gar nicht wie das gegangen, daß ihm jetzt auf einmal nur Schweine im Kopfe seien, er habe sich ja deren sonst gar nicht geachtet und sich ihrer nicht annehmen wollen. Sie müsse sagen, sie fange bald an zu glauben, es sei ein schön Kühermeitli, das ihn ziehe, und nicht junge Säuli. Aber sie müsse sagen, deren eine begehrte sie nicht, vom Pflanzen verstünden die nichts, und wenn die nicht alle Tage frischen Anken und süßen Zieger hätten, so lägen sie auf dem Rücken und meinten, es müsse gestorben sein. „Mira," sagte sie, „fahr, wenn du doch den Narren gefressen hast an deinen Kühersäulene, du weißt ja, daß ich nie z'Langnau z'Märit gewesen; was würden doch die Leute lachen, wenn ich in meinen alten Tagen anfienge in der Welt herum zu fahren? Sie würden öppe ein Gelärm haben, es sei mir gegangen, wie es den Wittweibern sonst allen geht, d's Manne sei mich angekommen, und jetzt müsse ich auch noch den Märiten nach, d'r Narr z'mache."

Trotz diesem Reden, diesem Sträuben saß doch die Wirthin auf's Wägeli früh am Tag, als Langnauer Markt war; der Verdacht wegen der Kühers tochter hatte sich bei ihr eingegraben. Dem Lumpenwerk wolle sie ein Ende machen und dem Lumpenmensch die Sache verleiden, dachte sie. Christen, der Schalk, hatte diesen Hebel rasch erkannt und nichts gethan, ihn aus der Mutter Gedanken zu entfernen, im Gegentheil, wenn sie über das Kühervolk pülverte, nahm er es in Schutz, behauptete immer, Schweine, wie die hätten, gebe es keine in der Welt, und wenn eine Frau sich auf die Schweine wohl verstünde, so sei es ein gewonnener Handel in einer Haushaltung.

Es war ein schöner Morgen im Heumonat, als Mutter und Sohn nach Langnau fuhren. Was doch so eine Wirthin, welche zugleich Bäurin ist und selten von Hause kommt, alles zu sehen und zu bewundern hat, wenn sie in dieser Jahreszeit durch's Land fährt! Freilich weder Tinten noch Gruppen, weder die Färbung noch der Vordergrund oder gar der Hintergrund fallen ihr auf, und doch nehmen

ihre Ausrufungen kein Ende. „Nein aber, sieh mir aber doch den Kornacker, jede Aehre gleich hoch wie die andere, wie wenn man ihn mit der Scheere geschoren hätte; nein, aber was das für ein Bohnenplätz ist, das müssen fremde Bohnen sein, wenn ich doch deren auch hätte; sieh doch dort die Flachsere, noch keine Bluest und schon anderthalb Ellen hoch; schön's Werch ist dort, doch unsers ist dicker und eben so hoch; sieh doch dort das neue Haus, das ist afe es bravs, müssen reiche Leute sein, kennst sie?" So gieng das fort in einem Zuge bis nach Langnau, wo ihr erst wieder die Schweine und das Täschli, die Küherstochter, in Sinn kamen.

„Wo sind sie jetzt, deine Kühersäu?" fragte sie. „Es wird sich wohl der Mühe lohnen, ihretwegen einen Tag zu versäumen und noch Kosten zu haben, es weiß kein Mensch wie viel."

„He, das wird sich zeigen, Mutter," antwortete Christen. „Beim Bären wollen wir einstellen, denke ich, von dort wird es wohl nicht weit sein auf den Säumärit."

Es war ein böses Fahren bis zum Bären, der enge Weg voll gepfropft von Menschen, Vieh und Wagen, Christens Roß wild und ungeduldig, die Wirthin des Fahrens ungewohnt, ängstlich und alle Augenblicke einen Schrei oder wenigstens einen Seufzer lassend. Als sie endlich beim Bären glücklich landeten, konnte es einem Schiffbrüchigen, der auf schmalem Brette auf den Meereswogen treibend endlich durch die Gnade Gottes an's feste Ufer getrieben wird, nicht anders zu Muthe sein, als es der Wirthin war. Recht wäre es ihnen geschehen, wenn sie Arme und Beine gebrochen hätten, so zu fahren sei Gott versucht; sei sie aber einmal glücklich wieder da weg, so bringe sie kein Mensch mehr an so einen Ort, und wenn ein Bauernhof davon abhienge, geschweige denn nur so ein paar Ketzere von Küher-säulene mit geringelten Schwänzchen, sagte sie. Sie fanden sie nicht einmal auf dem Säumärit, obgleich sie ihn zweimal auf- und abgiengen, in alle Bütten ihre Augen warfen, alle Färech die Musterung passiren ließen. Mehr als einmal sagte Christen, er glaube, das seien sie. So wie Christen das sagte, sah die Mutter nach dem Kühermädchen; wenn dann ein alter Schweinhändler oder Küher dabei stand, so wohlete es ihr und mit Begierde sah sie nach den geringelten Schwänzchen. „Aber, Christen," sagte sie dann, „was hast du auch gesehen, du verstehst dich doch auch hell nichts auf die Säu, ich schäme mich fast deiner. Sieh doch nur, was das für verrebelte, verraxete Thierchen sind und eine schlechte Art haben. Gesprengt hast du mich, umsonst versäumen wir einen Tag und haben Kosten. Ich hülfe gehen."

„Mutter," sagte dann Christen, „die sind es nicht, welche ich gesehen, aber ich hulf noch besser sehen, oder vielleicht, daß sie dieselben unterdessen verkauft haben. Wenn wir sie nicht finden, so ist's mir recht fort, aber zuerst wollen wir doch noch

etwas essen. Es wird dich auch wunder nehmen, wie sie aufwarten an einem andern Ort und was sie für Uertene machen."

„Hast recht," sagte die Mutter, „es nimmt mich wunder, wenn wir nur Platz finden."

„Häb nit Kummer," sagte Christen, „am Ordinäri, wo unser Gattig Leute hingehen, ist immer Platz; in den Gaststuben, da würde es schwer sein unterzukommen."

„Mira," sagte die Mutter, „aber lang bleiben will ich nicht, und mit mir heim mußt du, ich dürfte nicht alleine fahren. Du kannst dich darnach rangiren."

„Das versteht sich öppe," sagte Christen, dem es nun doch Angst zu machen begann, wie er die Bekanntschaft einleiten solle zwischen der Mutter und d's Sunnebure, und er wurde fast reuig, daß er die Mutter nicht eingeweiht in den Handel, sondern hinter ihrem Rücken manövrirt hatte, wie sie hinter dem seinigen. Er wußte wohl, daß seine Manöver ihr nicht recht gewesen wären, und gerne vermied er, wenn's thunlich, den Widerspruch; das Ziel — das wußte er — war ihr erwünscht, und wie herrlich dann, wenn er unerwartet daran stand und sagen konnte: „Lue Mutter!" und diese dann sagte: „Du donstigs Bub du, du bist doch immer der nütnutzigste Kerli, ja wolle, was du bist!"

Es war daher Christen merklich nicht recht wohl, als sie dem Bären zugiengen, und Operationsplan konnte er keinen entwerfen, denn er wußte nicht, wo er d's Sunnebure anträfe, ob sie nach ihm oder vor ihm kommen würden. Langsam gieng er hinter der Mutter die Treppe auf, der großen Kammer zu, in welcher das Ordinäri servirt wurde. Brauch ist es, daß man bei solchen Gelegenheiten unter der Thüre steht und rekognoscirt, einige Mal den Kopf hineinsteckt und wieder herauszieht, ehe man hineingeht. So that natürlich auch die Mutter, und über ihren Kopf weg sah Christen d's Sunnebure bereits drinnen und den Platz neben ihnen noch leer. „Wer ist das?" fragte die Wirthin, indem sie den Kopf zurückzog.

„Weiß es nicht," sagte Christen, „aber es nimmt mich selbsten wunder, mit dem Meitschi habe ich schon getanzt, will doch fragen."

Unbegreiflich schnell kam er mit dem Bescheid zurück, es seien d's Sunnebure da oben im Thal.

„Donstig," sagte die Wirthin, „g'schwind hinein und sitz nebem Meitschi ab, mach nit Flause, g'hörst? Thu öppe wie's d'r Bruch ist."

Rasch die Wirthin voran, segelte der Sonnenbäurin zu, und mit dem Spruch: „Es wird erlaubt sein?" legte sie sich an ihre Seite vor Anker. Christen aber gieng Stübi zu, sagte ganz unbefangen: „E grüß Gott, das ist schön, daß du auch da bist!" gab ihm die Hand, dann Vater und Mutter ohne weitere Bemerkung und

Andeutung der Bestellung; von so etwas redet man in keinem Wirthshause, auch nicht auf das leiseste. Die Wirthin wunderte sich, daß Christen Vater und Mutter

die Hand gab, als ob er sie schon kenne. Mit dem könnte er warten, bis sie aus einander giengen, dachte sie, das sei nur zu nöthlich gethan, sie könnten ja meinen, das sei ein angelegt Spiel von ihnen, und sie hätten ihnen abgepaßt, um neben sie zu kommen.

Daneben sonst führte Christen sich zu ihrer großen Verwunderung anfänglich sehr verständig auf, hatte keine Späße und redete, wie es einem hundertjährigen Bauer wohl angestanden wäre, über das Vieh, die Preise von allem und sonst diesem und jenem. Der Löhl, dachte sie aber, thut wie ein Großätti und weiß nicht, daß die Meitscheni einem nichts darauf halten, wenn man nicht mit ihnen d'r Narr macht; einschenken thut er ihm auch nicht. Dä donstigs Lappi, er war immer einer und wird sein Lebtag einer bleiben. Sie mischte sich nicht gern laut hinein, sie führte mit der Sonnenbäurin interessante Gespräche über ihre Haushaltungskünste und hätte recht kurze Zeit haben können, wenn der Lappi gegenüber nicht gewesen wäre. Sie blickte ihm zu, und als er das nicht merkte, suchte sie unter dem Tisch seine Füße, trappete ihn, und als das nichts half, stüpfte sie ihn an die Beine; aber wie hart sie anwendete, Christen verzog keine Miene, änderte seine Weise nicht. Wär's möglich gewesen, die Wirthin wäre aus der Haut gefahren, die aber war währschaft, und die Schranken des Anstandes sind auf dem Lande aus hartem Eichenholz gezimmert und halten ebenfalls fest; so wußte sich die Wirthin am Ende nicht mehr zu helfen, als zu sagen, der Wein dünke sie nicht gut, sie glaube, er sei geschwefelt,

und keinen Tropfen der Gattig könne sie trinken, wenn sie am folgenden Tag nicht Kopfweh haben wolle zum Sterben, sie hülfe andern kommen zu lassen, öppe eine Halbe guten Rothen. Ihm sei der Wein recht, sagte Christen, vom Schwefel merke er nichts, daneben wolle er ihr nichts befohlen haben, sie solle nur kommen heißen, wenn es sie gelüste, es sei ihm ganz recht.

„Dä donstigs Lappi!" dachte die Wirthin und stüpfte ihn unwillkürlich an's Schienbein, daß Christen für gut fand, die Füße unter seinen Stuhl zurückzuziehen. Sie bestellte rothen Wein, aber guten, vom rechten, befahl sie, und als sie ihn erhielt, versuchte sie ihn und sagte, es sei vom rechten, wie sie glaube. „Seh du," sagte sie zu Stüdi, „mach aus. Ich möchte dir auch einschenken, es kommt afe lustig, wenn die alten Weiber den Meitschene einschenken müssen. Seh mach aus."

Stüdi mußte sich einschenken lassen sowie der Sonnenbauer und die Bäurin, obgleich die letztere sagte, sie liebe den rothen nicht apart, sonst hätte sie auch eine Halbe kommen lassen können. Als sie endlich auch Christen sagte: „Seh, häb dar!" sagte er: „Dankeigist, Mutter, ich will bei dem bleiben, zahlen müssen wir ihn allweg, und ihn stehen lassen und andern trinken, wär g'schändet, und er dünkt mich nicht bös."

„He nun," sagte die Wirthin, „wenn du ihn magst, so mag ich dir ihn wohl gönnen, mach wie du willst," und machte dazu Augen fast wie Pflugsräder. Stüdi gefiel das aber sehr wohl, es ward ihm leicht um's Herz; es that recht freundlich mit Christen, der sich ganz gelassen gleich blieb, daß es die Wirthin fast aufsprengte. Hat denn der Lappi keine Augen mehr, dachte sie, wenn er nur die Hand ausstreckte, so hätte er das Meitschi, und hocket da wie ein Pfund Schnitz.

Endlich sagte sie, es dünke sie, sie höre den Geiger, ob sie nicht einen mit einander haben wollten?

„Mutter," sagte Christen, „du hast gesagt, du wollest bald fort, und wenn man einmal mit Tanzen anfängt, so weißt wohl, man weiß nie, wann man fortkommt."

Das war der Mutter zu viel, eines so einfältigen Sohnes schämte sie sich, sie konnte nicht mehr an sich halten, sie sagte: „Wirst dich fürchten? Daß du so e Leide bist, e Höseler, habe ich nicht gewußt."

„Mutter," sagte Christen, „so einer fürchtet sich nicht," und damit nahm er Haselnüsse vom Teller und zerdrückte sie mit den Fingerspitzen, als ob es Erdbeeren wären.

„Wenn du dich nicht fürchtest, warum gehst du denn nicht, kannst etwa nicht mehr tanzen oder hast kein Geld für den Geiger, so will ich dir geben."

„Mutter, aber Mutter," sagte Christen, „nehmt es nicht für ungut, Ihr vergeßt,

daß wir nicht daheim sind, und ob dem Meitschi eine Schlägerei so eines fremden Burschen wegen anständig ist, weiß ich nicht; mancher wär's recht, aber witzig dünkt's mich nicht, darneben mira."

Für kein Geld, sagte Stüdi, würde es gehen, es wüßte, wie ihre Bursche wären und was das könnte.

„Schämst dich seiner?"

„Wüßt nicht warum," sagte Stüdi, „aber wenn's einem nicht anständig ist, was herauskommt, so muß man den Anfang nicht machen."

„He, so geht zusammen auf den Markt, wenn du dich seiner nicht schämst, es giebt vielleicht etwas zu kramen; geht mit einander," sagte die Wirthin, der es war, wenn Christen ihr nur ab den Augen käme mit seinem dummen Thun.

Dagegen hatte Christen nichts einzuwenden, und Stüdi verstand sich bald dazu, da seine Mutter sagte: „He gehe, aber komm bald wieder."

Christen gieng voran und wählte vorsichtig einen Weg, der nicht in's Gewühl führte, sondern an eine einsame Ecke, wo ein Wort im Vertrauen zu reden war. „Zürn doch recht nicht," sagte Christen, „von wegen der Mutter, sie ist grusam eine gute, aber sie sieht, wie bei uns die Mädchen thun, und meint, sie seien alle gleich. Ich habe es dir aber den ersten Augenblick angesehen, daß du nicht bist wie die andern, und deretwegen bist mir gleich so lieb geworden. Deinetwegen reut mich kein Geld, aber es z'unnutz ausgeben für nichts und wieder nichts und nicht wissen, ob du die Sache brauchen kannst und ob sie dich freut, das dünkt mich einfalt und dumm, und ich weiß nicht, ob du mir etwas darauf hieltest oder nicht. Wenn's selb wär, so sag's. Sieh, da habe ich eine doppelte Bernerdublone; damit du siehst, daß das Geld mich nicht reut, nimm sie; hast etwas nöthig, so kauf's, sonst behalt sie, irgend wann wird sie wohl gut zu brauchen sein. Ein Ehepfand soll sie nicht sein, nimm sie nur, ich will deretwegen kein Recht; nur damit du siehst, daß mich deinetwegen das Geld nicht reut. Aber so die Neuthaler herumzuwerfen, nur um sich groß zu machen, das ist eine Sünde, das menschelet nicht, das ist kalberochtig."

„Du hast recht, gerade so ist mir's auch."

„So nimm sie."

„Eine schöne ist's. Recht luege möchte ich sie gerne, und hier schickt es sie mir nicht, ich will sie mitnehmen. Wenn du Langeweile darnach kriegst, so komm und hole sie."

„He nun, das ist guter Bescheid und d's Blangen wird mich bald ankommen, wenn du nichts dawider hast?"

„So syg's, sagte Christen und bot Stüdi die Hand, und Stüdi legte die seine hinein und hatte die Augen voll Wasser — —“ (S. 167.)

„Was wollte ich? Komm, wann du willst."

„So syg's," sagte Christen und bot Stüdi die Hand, und Stüdi legte die seine hinein und hatte die Augen voll Wasser. Habe ich den rechten gefunden, dachte es, oder bin ich der Narr im Spiel?

Als sie zu den Alten zurückkamen, die hinter einer neuen Halbe Rothen saßen und kein schlecht Gefallen an einander gefunden hatten, fragte die Wirthin: „Nun, wo ist der Kram? Möchte ihn auch sehen."

„Haben nichts gefunden," sagte Christen, „das uns anständig gewesen wäre, was Lumps habe ich nicht mögen und was Rechts war nicht da; ein ander Mal treff's öppe besser, haben wir gedacht."

Der Wirthin Gesicht lief auf wie altes Leder in siedender Butter; es mußte brennen in ihr; endlich ließ sie einen tiefen Seufzer los und sagte bloß: „Ich hulf, wir wollten fort; gewöhnlich sind an diesem Abend Leute über Nacht bei uns, und wenn ich nicht daheim bin, so geht's nicht."

Wie sie befehl, sagte Christen; wenn sie noch eine Halbe befehlen wolle, er habe Durst bekommen, so wolle er unterdessen heißen anspannen.

„Es wird d's Best sein, wo du machen kannst," sagte die Mutter sehr verächtlich. Von der letzten Halbe, sagte die Wirthin, möge sie nicht, während dagegen Christen herzhaft und fröhlich trank, heiter Abschied nahm, während der Mutter die Wehmuth zuvorderst war, daß sie fast nicht sagen kannte, es würde sie freuen, wenn sie zusprächen bei ihnen, wenn sie einmal dort vorbeikämen, und sie hätte recht Freude gehabt, sie anzutreffen, hätte schon viel von ihnen gehört, aber sie noch nicht gekannt. Und wenn sie etwa gefehlt, so sollten sie es nicht für ungut haben, sie seien gar grob gewöhnt, und b'sunderbar heute habe Christen gethan wie ein Kalli, er wisse doch sonst so grob ane, was der Brauch sei. In höflicher Gegenrede erwiederten die andern. Die Sonnenbäurin sagte, sie habe b'sunderbar kurzi Zyti gehabt, und Stüdi gab der Wirthin gar freundlich die Hand und sagte, wenn es öppe gefehlt, so solle sie es nicht zürnen; expreß hätte es es nicht gemacht, es hätte es öppe nicht im Brauch, jemanden zu beleidigen, und sie dann gar nicht.

Eine Dublone wollte sie geben, wenn sie auf freier Straße wäre, sagte die Wirthin, als sie auf's Wägeli stieg, und bis auf verschiedenen Wegen die Menge aus einander gelaufen, das Gedränge nachgelassen hatte, konnte sie nichts sagen, als: „Lue, lue, häb Sorg, häb d'r tusig Gottswille nebe us!"

Als es endlich ruhiger wurde auf dem Wege, sagte die Wirthin: „Was du mir für einen Verdruß gemacht hast! Wenn ich nicht krank werde, so werde ich es nie mehr, es hat mich fast zerreißen wollen! Da trohlet dir das Glück um die Füße

herum und du machst d'r Lappi und streckst kein Glied darnach aus — kann man auch! Die Kabisgrattäschen werden dir im Kopf stecken, aber wohl, die will ich dir austreiben und sollte ich expreß Kapuziner müssen kommen lassen dafür."

„Mutter," sagte Christen, „zürn doch recht nicht, aber ich habe ein Bestelltes für nächsten Sonntag an der Sonnenhalde bei der Tochter, wenn du nichts darwider hast; das Meitschi hat mir erlaubt zu kommen."

„'S ist nicht möglich," sagte die Wirthin, drehte sich um auf dem Sitze, daß er ganz über Ort kam, und schlug die Hände in einander.

„Wohl, wohl, Mutter," sagte Christen; „und ich habe gute Hoffnung, öppe grusam habe ich nicht anhalten müssen."

„Du bist doch d's g'felligst Tüpfi, wo auf Gottes Erdboden lebt," sagte die Wirthin. „Schenkst dem Meitschi nicht ein, tanzest nicht mit ihm, krameſt ihm nicht, machst nüt d'r Narr und z'letzt doch ein B'stelltes für den nächsten Sonntag, jetzt verstehe ich mich nicht mehr auf die Welt und auf die Meitscheni erst nicht; das ist doch zu meinen Zeiten anders gewesen!"

„Nein, Mutter," sagte Christen, „das ist immer so gewesen, es ist mit den Mädchen gerade wie mit den Fischen, für jeden muß man was Apartes an der Angel haben: wo die Forelle beißt, da beißt die Barbe nicht, und wo die Barbe beißt, da sieht die Nase nicht neben ume, und wo die Nase beißt, spaziert der Ahlet vorbei; und dazu muß man sich noch wohl achten der Jahreszeit: im Frühling will z. B. die Forelle zarte Würmer und Steinkärtel, gegen Herbst verachtet sie dieses Zeug und will nichts als Heustüffel. Gerade so ist's bei den Meitschene: sie beißen auch nicht alle an's Gleiche, da muß man nun erfahren, was jedes liebt und was für Zeit es ist, das ist die Kunst, und wer die kann, dem beißen alle."

Da lachte die Wirthin, daß sie den Husten kriegte und lange nicht sagen konnte: „Du bist e donstigs Kerli, e Spitzbub bist. Aber was hast du dann dem dargehalten, daß es dir gebissen hat?"

„Ja, lue, Mutter, das kann ich dir noch nicht sagen; wenn einer etwas weiß und er plaudert es aus, ehe die Sache richtig ist, so ist's auch aus mit dem Glück. Darum laß mich machen, d'Sach kommt gut, ich will wetten mit dir."

„Wetten will ich nicht. E Spitzbub bist, g'hörst? ich sag's dir noch einmal. Aber es dünkt mich, der Mutter könntest du das doch sagen, ausbringen würde ich es dir doch nicht."

„Darf nicht, Mutter," sagte Christen, „nicht einmal unserm Herrgott würde ich es sagen, wenn er es nicht schon wüßte. Ich weiß wohl, Mutter, expreß brächtet

Ihr mir es nicht aus, aber ung'sinnet entrinnt einem manchmal etwas, man merkt es nicht, bis es draußen ist. Und noch eins: Grit saget gar nichts von dem, was heute begegnet ist, das ist eine Klappertäsche und meint es immer mit denen am besten, bei denen sie zuletzt ist. Die wäre im Stande, die ganze Sach in Krebsgang zu bringen und einen Lärm zu machen, daß mir von allen Seiten z'böst geredet würde. Ihr wißt ja, wie es geht, wenn zwei zusammen wollen, da leert d'r Tüfel d'Höll und schickt all Tüfle us für z'lüge und z'verlümde."

Trotz ihrer Freude konnte die Mutter es fast nicht verwerchen, daß Christen ohne ihre Hülfe zu einer Frau kommen solle. „Du wirst die Sache gewiß noch verkegeln, du wirst's erfahren, wie es dir geht, wenn dir niemand rathet," sagte sie, so oft sie dazu kommen konnte. „Und wie wolltest du das so gründlich kennen, was das Meitschi liebt, kennst's ja nicht?"

„Häb nicht Kummer, Mutter," sagte Christen, „wo du und das Grit mich verhandelt haben, hat mich euer Reden geweckt, und da habe ich vernommen, was mir nöthig war."

„Spitzbub, was du bist! Aber es kommt dir doch nicht gut, zähl darauf."

Aber der Mutter Wahrsagen erwahrete sich nicht; Christen ebnete immer mehr die Wege, blieb sich gleich, aß tapfer Erdäpfel und brachte es dahin, daß sie ihm versprachen, zu ihnen z'Dorf zu kommen auf d'Gschaui, wie man bei solchen Anlässen zu sagen pflegt.

Als Christen der Mutter die Nachricht brachte, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte: „Nein aber auch, keinem Menschen hätte ich es geglaubt, und wenn mir es der Pfarrer selbst gesagt hätte, daß du so etwas z'weg brächtest. Aber e Spitzbub bist, g'hörst?"

Große Mühe hatte Christen, die Mutter zu verhindern, aus allen Kräften aufzuwarten und alle ihre Kunst zu einer Mahlzeit zusammenzuraffen. Deppe was üblich sei solle sie geben, aber nichts Uebertriebenes, so wie es in einem braven Bauernhause üblich sei, wenn Besuch komme, aber mehr nicht, die Wirthin solle sie nicht lassen hervorgucken, sonst komme es nicht gut, sie werfe ihm den Heuwagen noch vor der Einfahrt um. Sie solle ihm doch glauben, wenn er es ihnen nicht treffen könnte, so hätte er die Sache nicht bis dahin gewerchet. Die Mutter widersprach ihm natürlich bis auf den Tag vorher, dann that sie akurat, wie er es angegeben hatte. Wirklich lief auch alles vortrefflich ab: d's Sonnebure waren mit allem ausnehmend zufrieden, mit der Aufwart nicht nur, sondern hauptsächlich mit der Einsicht. Alles war in bestem Stand, alles Werkzeug doppelt und dreifach vorhanden, Hülle und Fülle in Speicher und Kästen. Da hatte man nicht nöthig, alles zu Geld

zu machen, um den Schulden zu begegnen. Daß sie derselben keine hätten, weder Weinschulden noch andere, bewies die Wirthin zum Ueberfluß noch schwarz auf weiß.

Kurz, die Sache ward richtig gemacht und die Verkündigung bestellt. Lang z'warte trage nichts ab, ward im Rathe der Weisen erkannt, wenn man das Geld für die Hochzeit nicht zu leihen brauche und man zu rechter Zeit öppe an ein Trößeli gedacht habe.

Und richtig, sie hatten recht. Was das für einen Lärm gab, als die Welt vernahm, daß die reiche Tochter an der Sonnhalde Braut sei, ein weggefangen Bröcklein, und d's Wirths Christen bei der Tannen sei Hochzeiter! Da ward's, als ob man mit einem Stecken das Wüsteste alles in der ganzen Welt aufrühre, alle Neidlöcher, alle Lügenlöcher, alle Tüfelsüchtige in allen Herzlöchern der ganzen Welt. Wie Bremsen an ein Roß sich hängen, das durch den Wald läuft, so stob es der Sonnhalde zu, stob der Wirthin zu von allen Seiten, und jedes, das gestoben kam, machte ein bedenkliches Gesicht und sagte, es habe doch noch kommen und sagen wollen, was es vernommen, es sei vielleicht noch nicht zu spät, aber es dürfe es fast nicht sagen. Es gieng später die Rede, Eisi aus dem Kabisgrat habe sich selbst auf die Beine gemacht, in Bettlerkleidern, und das Grüslichste an der Sonnhalde von Christen gesagt, so daß, wenn alles wahr gewesen wäre, man ihn wenigstens siebenmal köpfen und dreimal hätte hängen müssen. Anfangs wollte es fast kleben in den Ohren, und die Sonnenbäurin und die Wirthin wußten nicht recht, was sie glauben sollten, und dachten der Sache nach. Als es aber so arg wurde, daß man die Lügen mit Pelzhandschuhen greifen konnte, da wurden sie wieder kaltblütig und ließen die Sachen liegen, wo sie lagen, und putzten den Leuten tapfer ab; es gutete alsobald.

Zudem that Christen klug, er war viel oben an der Sonnhalde, und wenn man ihn merkte, so kehrten die, welche kamen, um ihn herunterzumachen, alsbald den Spieß um und rühmten ihn, daß die Schwarten krachten, daß man hätte glauben sollen, seit Vater Abraham sei keiner seines Gleichen auf Erden gewesen. Zudem hatte er immer an den Diensten Fürsprecher, die nicht genug rühmen konnten, wie manierlich er sei, allen behülflich und das Arbeiten verstehe wie keiner Land auf Land ab.

So vermochte die Welt nichts, vermochte nichts als ein Zeichen zu thun, wie viel Schlechtes sei in den verborgenen Löchern, das nur zu Zeiten an's Tageslicht komme, wie vieles Ungeziefer nur dann sich zeigt, wenn Unwetter im Anzuge ist.

Ungestört und still gieng die Hochzeit vorbei. Ein großes Wesen, wie es damals wohl noch üblich war, das drei Tage dauerte und woran zwei- bis dreihundert

Gäste Theil nahmen, wollten sie nicht machen, Christen drang nicht darauf und im Sinne von Sonnenbauers lag es nicht. Verwandtschaft und die jungen Bursche stellte man sonst zufrieden, und weiter hatte niemand darnach zu fragen.

Nach Landessitte blieb die junge Frau noch ein paar Wochen bei ihren Eltern, dann führte sie Christen heim, und die Mutter übergab ihr alsobald Schlüssel und Kellen und trat die Meisterschaft ab.

Am folgenden Mittag brachte die junge Wirthin eigenhändig das Erdäpfelkörbchen auf den Tisch und sagte: „Lue jetzt, ob ich es hier auch kann und es dir treffe; angewendet habe ich, was ich konnte!" Christen nahm lächelnd einen, griff dann aber nach andern Dingen und ließ die Erdäpfel bei Seite.

„Hab ich es dir nicht getroffen?" sagte die junge Frau. „Ich habe doch gewiß gemacht, was ich konnte. Lue, die sind gewiß gut," und so las sie ihm ein halbes Duzend der größten Erdäpfel aus.

Da lachte Christen merkbarer und sagte: „Häb nit Müh, du gut's Fraueli, meine Erdäpfel habe ich vor der Hochzeit gegessen; jetzt denk ich sie ein wenig in Ruhe zu lassen."

Da war's fast, als ob die junge Frau zur Salzsäule werden wolle. „Hest mi betrogen, hest mi a'gführt?" fragte sie ganz blaß.

„Nein, lieb Fraueli, das hab ich nicht, aber gemacht für dich zu bekommen, was ich gut glaubte mit Ehren, das habe ich, und das ist erlaubt, denk ich. Mancher Mann thut groß vor der Hochzeit und ist nachher ein Gyzhund oder er kommt um seine Sache und seine Frau hat beidweg bös bei ihm. Ich that klein und armüthig, weil ihr das gerne sahet; jetzt wollen wir nicht groß thun, aber weder geizen noch über nichts kommen, sondern uns die Sache gönnen, wie wir es öppe können und vermögen, und du sollst es gut haben. Mit dem z'mmutz Brauchen will ich dich nicht ärgern, mit Geizen plag du mich nicht; zur Sache wollen wir beide sehen, wie wir es vor Gott verantworten können, aber öppe übertreiben selb nicht; wenn man jung so anfienge, wie käme es im Alter heraus, solche Sachen mehren mit den Jahren."

„Aber angeführt hast du mich, betrogen, wenn man es sagen dürfte," sagte Stüdi, jedoch nicht mehr mit so kläglichem Gesichte.

„Wäger nicht, Fraueli, wenn einer buhlet, so wendet er alles an, was er meint, daß gut sei, macht d'r Narr bis äne use, und niemand nimmt es ihm übel, wenn er nachher aufhört, d's Gegentheil, die Leute würden öppe lachen, wenn er d'r Narr sein Lebtag machen wollte. So habe ich auch ein wenig d'r Narr gemacht mit den Erdäpfeln, aber dich nicht angeführt, b'hütis nein; häuslich bin ich auch, aber reich

genug sind wir, daß ich nicht bloß Erdäpfel zu essen brauche, d'r Narr damit zu machen mein Leben lang. Verzeih mir's, renig sollst nicht werden deswegen, im Gegentheil, wenn Gott uns gesund erhält noch dreißig Jahre, so dankst du mir dann vielleicht noch und lachest allemal, wenn du daran denkest, daß du gemeint, d'Erdäpfel seien d'Hauptsach und nichts zu brauchen das Wichtigst auf der Welt."

Und also geschah es auch, es gab ein glückliches Ehepaar, das gesegnet lebte und dessen Andenken im Segen blieb.

Die ſchwarze Spinne.

Die schwarze Spinne.

Ueber die Berge hob sich die Sonne, leuchtete in klarer Majestät in ein freundliches aber enges Thal und weckte zu fröhlichem Leben die Geschöpfe, die geschaffen sind, an der Sonne ihres Lebens sich zu freuen. Aus vergoldetem Waldessaume schmetterte die Amsel ihr Morgenlied, zwischen funkelnden Blumen in perlendem Grase erscholl der sehnsüchtigen Wachtel eintönender Minneruf, über dunkle Tannen tanzten brünstige Krähen ihren Hochzeitreigen oder krächzten zärtliche Wiegenlieder über die dornichten Bettchen ihrer ungefiederten Jungen.

In der Mitte der sonnenreichen Halde hatte die Natur einen fruchtbaren, beschirmten Boden eingegraben. Mitten drin stand stattlich und blank ein schönes Haus, eingefaßt von einem prächtigen Blumengarten, in welchem noch einige Hochäpfelbäume prangten in ihrem späten Blumenkleide; halb stund das vom Hausbrunnen bewässerte üppige Gras noch, halb war es bereits dem Futtergange zugewandert. Um das Haus lag ein sonntäglicher Glanz, den man mit einigen

Besenstrichen, angebracht Samstag Abends zwischen Tag und Nacht, nicht zu erzeugen vermag, der ein Zeugniß ist des köstlichen Erbgutes angestammter Reinlichkeit, die alle Tage gepflegt werden muß, der Familienehre gleich, welcher eine einzige unbewachte Stunde Flecken bringen kann, die wie Blutflecken unauslöschlich bleiben von Geschlecht zu Geschlecht, jeder Tünche spottend.

Nicht umsonst glänzte die durch Gottes Hand erbaute Erde und das von Menschenhänden erbaute Haus im reinsten Schmucke: über beide leuchtete heute ein Stern am blauen Himmel, ein hoher Feiertag. Es war der Tag, an welchem der Sohn wieder zum Vater gegangen, zum Zeugniß, daß die Leiter noch am Himmel stehe, auf welcher Engel auf- und niedersteigen und so auch die Seelen der Menschen, wenn sie dem Leibe sich entwinden und ihr Heil und Augenmerk beim Vater droben war und nicht hier auf Erden; es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und blüht in voller Ueppigkeit, dem Menschen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung. Wunderbar erklang es über die Hügel, man wußte nicht, woher das Klingen kam, es tönte wie von allen Seiten. Es kam von den Kirchen her draußen in den weiten Thälern; von dort her kündeten die Glocken, daß die Tempel Gottes sich öffnen allen, deren Herzen offen seien der Stimme ihres Gottes.

Ein reges Leben bewegte sich um das schöne Haus. In des Brunnens Nähe wurden mit besonderer Sorgfalt Pferde gestriegelt, stattliche Mütter umgaukelt von lustigen Füllen; im breiten Brunentroge stillten behaglich blickende Kühe ihren Durst, und zweimal mußte der Bube Besen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren ihrer Behaglichkeit nicht sauber genug weggeräumt. Herzhaft wuschen am Brunnen mit einem handlichen Zwilchfetzen stämmige Mägde ihre rothbrächten Gesichter, die Haare in zwei Knäuel über den Ohren zusammengedreht, trugen mit eilfertiger Emsigkeit Wasser durch die geöffnete Thür, und in mächtigen Stößen hob sich gerade und hoch in die blaue Luft empor aus kurzem Schornsteine die dunkle Rauchsäule.

Langsam und gebeugt gieng an einem Hakenstock der Großvater um das Haus, sah schweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, streichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren schwerfälligen Muthwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtsamen Buben noch hier und dort vergessene Strohhalme und nahm dazu fleißig aus der langen Weste tiefer Tasche das Feuerzeug, um seine Pfeife, an der er des Morgens trotz ihres schweren Athems so wohl lebte, wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Hause neben der Thüre saß die Großmutter, schönes Brod schneidend in eine mächtige Kachel, dünn und in eben rechter Größe jeden Bissen, nicht so unachtsam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücke machen, an denen ein Walfisch ersticken müßte. Wohlgenährte stolze Hühner

und schöne Tauben stritten sich um die Brosamen zu ihren Füßen, und wenn ein schüchternes Täubchen zu kurz kam, so warf ihm die Großmutter ein Stücklein eigens zu, es tröstend mit freundlichen Worten über den Unverstand und den Ungestüm der andern.

Drinnen in der weiten reinen Küche knisterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine stattliche Frau mit hölzerner Kelle durch einander rührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwischen den Knieen einer frischgewaschenen Magd, unter der offenen Stubenthüre aber stund, den offenen Kaffeesack noch in der Hand, eine schöne etwas blasse Frau und sagte: „Du, Hebamme, röste mir den Kaffee heute nicht so schwarz, sie könnten sonst meinen, ich habe das Pulver sparen wollen. Des Pathen Frau ist gar grausam mißtreu und legt einem alles zu Ungunsten aus. Es kömmt heute auf ein halb Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiß auch ja nicht, das Weinwarm zu rechter Zeit bereit zu halten. Der Großvater würde meinen, es wäre nicht Kindstaufe, wenn man den Gevatterleuten nicht ein Weinwarm aufstellen würde, ehe sie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörst du. Dort in der Schüssel auf dem Kachelbank ist Safran und Zimmet, der Zucker ist hier auf dem Tische, und nimm Wein, daß es dich dünkt, es sei wenigstens halb zu viel; an einer Kindstaufe braucht man nie Kummer zu haben, daß sich die Sache nicht brauche."

Man hört, es soll heute Kindstaufe gehalten werden im Hause, und die Hebamme versieht das Amt der Köchin ebenso geschickt, als früher das Amt der Wehmutter; aber sputen muß sie sich, wenn sie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Herde alles kochen soll, was die Sitte erfordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käse in der Hand ein stämmiger Mann, nahm vom blanken Kachelbank den ersten besten Teller, legte den Käse darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tisch von braunem Nußholz tragen. „Aber Benz, aber Benz, rief die schöne blasse Frau, wie würden sie lachen, wenn wir keinen bessern Teller hätten an der Kindstaufe." Und zum glänzenden Schrank aus Kirschbaumholz, Buffert genannt, gieng sie, wo hinter Glasfenstern des Hauses Zierden prangten. Dort nahm sie einen schönen Teller, blau geändert, in der Mitte einen großen Blumenstrauß, der umgeben war von sinnigen Sprüchen, z. B.

O Mensch faß in Gedanken,
Drei Batzen gilt d's Pfund Anken.

Gott giebt dem Menschen Gnad,
Ich aber wohn im Maad.

In der Hölle, da ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß.

Die Kuh, die frißt das Gras,
Der Mensch, der muß in's Grab.

Neben den Käse stellte sie die mächtige Züpfe, das eigenthümliche Berner Backwerk, geflochten wie die Zöpfe der Weiber, schön braun und gelb aus dem feinsten Mehl, Eiern und Butter gebacken, groß wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer. Oben und unten pflanzten sie noch zwei Teller: hoch aufgethürmt lagen auf denselben die appetitlichen Küchlein, Habküchlein auf dem einen, Eierküchlein auf dem andern. Heiße dicke Nidel stund in schön geblümtem Hafen zugedeckt auf dem Ofen und in der dreibeinigen glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrte auf die erwarteten Gevatterleute ein Frühstück, wie es Fürsten selten haben und keine Bauern auf der Welt als die Berner. Tausende von Engländern rennen durch die Schweiz, aber weder einem der abgejagten Lords noch einer der steifbeinigen Ladies ist je ein solches Frühstück geworden.

„Wenn sie nur bald kämen, es wäre alles bereit", seufzte die Hebamme. „Es geht jedenfalls eine gute Zeit, bis alles fertig ist und ein jedes seine Sache gehabt hat, und der Pfarrer ist grausam pünktlich und giebt scharfe Verweise, wenn man nicht da ist zu rechter Zeit."

„Der Großvater erlaubt auch nie das Wägeli zu nehmen", sagte die junge Frau. „Er hat den Glauben, daß ein Kind, welches man nicht zur Taufe trage, sondern führe, träge werde und sein Lebtag seine Beine nie recht brauchen lerne. Wenn nur die Gotte da wäre, die versäumt am längsten, die Göttene machen es kürzer und könnten immerhin nachlaufen."

Die Angst nach den Gevatterleuten verbreitete sich durch's ganze Haus. „Kommen sie noch nicht?" hörte man allenthalben; in allen Ecken des Hauses schauten Gesichter nach ihnen aus, und der Türk bellte aus Leibeskräften, als ob er sie herbeirufen wolle.

Die Großmutter aber sagte: „Ehemals ist das doch nicht so gewesen, da wußte man, daß man an solchen Tagen zu rechter Zeit aufzustehen habe und der Herr niemandem warte."

Endlich stürzte der Bub in die Küche mit der Nachricht, die Gotte komme.

Sie kam, schweißbedeckt und beladen wie das Neujahrkindlein. In der einen Hand hatte sie die schwarzen Schnüre eines großen blumenreichen Wartsäckleins, in welchem, in ein feines weißes Handtuch gewickelt, eine große Züpfe stak, ein Geschenk

für die Kindbetterin. In der andern Hand trug sie ein zweites Säcklein, und in demselben war eine Kleidung für das Kind nebst etwelchen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich schöne weiße Strümpfe, und unter dem einen Arme hatte sie noch eine Drucke mit dem Kränzchen und der Spitzenkappe mit den prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren. Freudig tönten ihr die „Gottwilche" entgegen von allen Seiten und kaum hatte sie Zeit, von ihren Bürden eine abzustellen, um den entgegengestreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten langten dienstbare Hände nach ihren Lasten und unter der Thüre stand die junge Frau und da gieng ein neues Grüßen an, bis die Hebamme in die Stube mahnte, sie könnten ja drinnen einander sagen, was der Brauch sei.

Und mit handlichen Manieren setzte die Hebamme die Gotte hinter den Tisch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, wie sehr auch die Gotte sich weigerte und vorgab, sie habe schon gehabt. Des Vaters Schwester thäte es nicht, daß sie ungegessen aus dem Hause gienge, das schade jungen Mädchen gar übel, sage sie. Aber sie sei schon alt und die Jungfrauen möchten auch nicht zu rechter Zeit auf, deswegen sei sie so spät; wenn es an ihr allein gelegen hätte, sie wäre längstens da. In den Kaffee wurde die dicke Nidel gegossen, und wie sehr die Gotte sich wehrte und sagte, sie liebe es gar nicht, warf ihr doch die Frau ein Stück Zucker in denselben. Lange wollte es die Gotte nicht zulassen, daß ihretwegen die Züpfe angehauen werde, indessen mußte sie sich doch ein tüchtiges Stück vorlegen lassen und essen. Käse wollte sie gar nicht, es habe dessen nicht nöthig. Sie werde meinen, es sei nur halbmagerer und deshalb schätze sie ihn nicht, sagte die Frau, und die Gotte mußte sich ergeben. Aber Küchli wollte sie durchaus nicht, die wüßte sie gar nicht wohin thun, sagte sie. Sie glaube nur, sie seien nicht sauber und werde an bessere gewöhnt sein,

erhielt sie zur Antwort. Was sollte sie anders machen als Küchli essen? Während dem Nöthen aller Art hatte sie abgemessen in kleinen Schlücken das erste

Kacheli ausgetrunken und nun erhob sich ein eigentlicher Streit. Die Gotte kehrte das Kacheli um, wollte gar keinen Platz mehr haben für fernere Gutthaten und sagte, man solle sie doch in Ruhe lassen, sonst müßte sie sich noch verschwören. Da sagte die Frau, es sei ihr doch so leid, daß sie ihn so schlecht finde, sie habe doch der Hebamme dringlichst befohlen, ihn so gut als möglich zu machen, sie vermöchte sich dessen wahrhaftig nicht, daß er so schlecht sei, daß ihn niemand trinken möge, und an der Nidle sollte es doch auch nicht fehlen, sie habe dieselbe abgenommen, wie sie es sonst nicht alle Tage im Brauch habe. Was sollte die arme Gotte anders machen, als noch ein Kacheli sich einschenken lassen?

Ungeduldig war schon lange die Hebamme herumgetrippelt und endlich bändigte sie das Wort nicht länger, sondern sagte: „Wenn ich dir etwas helfen kann, so sage es nur, ich habe wohl Zeit dazu."

„He, pressire doch nicht," sagte die Frau.

Die arme Gotte aber, die rauchte wie ein Dampfkessel, verstand den Wink, versorgte den heißen Kaffee so schnell als möglich und sagte zwischen den Absätzen, zu denen der glühende Trank sie zwang: „Ich wäre schon lange z'weg, wenn ich nicht mehr hätte nehmen müssen, als ich hinunter bringen kann, aber ich komme jetzt."

Sie stund auf, packte die Säcklein aus, übergab Züpfe, Kleidung, Einbund, einen blanken Neuthaler eingewickelt in den schön gemalten Taufspruch, und machte manche Entschuldigung, daß alles nicht besser sei. Darein aber redete die Hausmutter mit manchem Ausruf, wie das keine Art habe, sich so zu verköstigen, wie man es fast nicht nehmen dürfe, und wenn man das gewußt hätte, so hätte man sie gar nicht ansprechen dürfen.

Nun gieng auch das Mädchen an sein Werk, verbeiständet von der Hebamme und der Hausfrau, und wendete das Möglichste an, eine schöne Gotte zu sein von Schuh und Strümpfen an bis hinauf zum Kränzchen auf der kostbaren Spitzenkappe. Die Sache gieng umständlich zu, trotz der Ungeduld der Hebamme, und immer war der Gotte die Sache nicht gut genug und bald dies bald das nicht am rechten Ort. Da kam die Großmutter herein und sagte: „Ich muß doch auch kommen und sehen, wie schön unsere Gotte ist."

Nebenbei ließ sie fallen, daß es schon das zweite Zeichen geläutet habe und beide Götteni draußen in der äußern Stube seien. Draußen saßen allerdings die zwei männlichen Pathen, ein alter und ein junger, den neumodischen Kaffee, den sie alle Tage haben konnten, verschmähend, hinter dem dampfenden Weinwarm, dieser alterthümlichen aber guten Bernersuppe, bestehend aus Wein, geröstetem Brod, Eiern, Zucker, Zimmet und Safran, diesem eben so alterthümlichen Gewürze, das an einem Kindstaufschmaus in der Suppe, im Voressen, im süßen Thee vorkommen muß. Sie

ließen es sich wohlschmecken, und der alte Götti, den man Vetter nannte, hatte allerlei Späße mit dem Kindbettimann und sagte ihm, daß sie ihm heute nicht schonen wollten und nach dem Weinwarm zu schließen gönne er es ihnen, daran sei nichts gespart, man merke, daß er seinen zwölfmäßigen Sack letzten Dienstag dem Boten mit nach Bern gegeben, um ihm Safran zu bringen. Als sie nicht wußten, was der Vetter damit meine, sagte er, letzthin habe sein Nachbar Kindbetti haben müssen; da habe er dem Boten einen großen Sack mitgegeben und sechs Kreuzer mit dem Auftrage, er solle ihm doch in diesem Sacke für sechs Kreuzer von dem gelben Pulver bringen, ein Mäß oder anderthalbes, von dem man an den Kindstaufen in allem haben müsse, seine Weiber wollten es einmal so haben.

Da kam die Gotte herein wie eine junge Morgensonne und wurde von den Mitgevattern Gottwilchen geheißen und zum Tisch gezogen und ein großer Teller voll Weinwarm vor sie gestellt und den sollte sie essen, sie habe wohl noch Zeit, während man das Kind zurecht mache. Die arme Gotte wehrte sich mit Händen und Füßen, behauptete, sie habe gegessen für manchen Tag und könne nicht mehr schnaufen. Aber da half alles nichts. Alt und jung war mit Spott und Ernst hinter ihr, bis sie zum Löffel griff, und seltsam, ein Löffel nach dem andern fand noch sein Plätzchen.

Doch da kam schon wieder die Hebamme mit dem schön eingewickelten Kinde, zog ihm das gestickte Käppchen mit dem rosenrothen Seidenbande an, legte dasselbe in das schöne Deckbettlein, steckte ihm das süße Lulli in's Mäulchen und sagte, sie begehre niemand zu versäumen und habe gedacht, sie wolle alles zurecht machen, man könne dann immer gehen, wann man wolle.

Man umstand das Kind und rühmte es wie billig, und es war auch ein wunderappetitlich Bübchen. Die Mutter freute sich des Lobes und sagte: „Ich wäre auch so gerne mit zur Kirche gekommen und hätte es Gott empfehlen helfen, und wenn man selbst dabei ist, wenn das Kind getauft wird, so sinnet man um so besser daran, was man versprochen hat. Zudem ist es mir so unbequem, wenn ich noch eine ganze Woche lang nicht vor das Dachtrauf darf, jetzt wo man alle Hände voll zu thun hat mit dem Anpflanzen." Aber die Großmutter sagte, so weit sei es doch noch nicht, daß ihre Sohnsfrau wie eine arme Frau in den ersten acht Tagen ihren Kirchgang thun müsse, und die Hebamme setzte hinzu, sie habe es gar nicht gerne, wenn junge Weiber mit den Kindern zur Kirche giengen. Sie hätten immer Angst, es gehe daheim etwas Krummes, hätten doch nicht die rechte Andacht in der Kirche und auf dem Heimweg pressirten sie zu stark, damit ja nichts versäumt werde, erhitzten sich, und gar manche sei übel krank geworden und gar gestorben.

Da nahm die Gotte das Kind im Deckbette auf die Arme, die Hebamme legte

das schöne weiße Tauftuch mit den schwarzen Quasten in den Ecken über das Kind, sorgfältig den schönen Blumenstrauß an der Gotte Brust schonend, und sagte: „So geht jetzt in Gottes heiligem Namen.“ Und die Großmutter legte die Hände in einander und betete still einen inbrünstigen Segen. Die Mutter aber gieng mit dem Zuge hinaus bis unter die Thüre und sagte: „Mein Bübli, mein Bübli, jetzt sehe ich dich drei ganze Stunden nicht, wie halte ich das aus!“ Und alsobald schoß es ihr in die Augen, schnell fuhr sie mit dem Fürtuch darüber und gieng in's Haus.

Rasch schritt die Gotte die Halde ab den Kirchweg entlang, auf ihren starken Armen das muntere Kind, hintendrein die zwei Götteni, Vater und Großvater, deren keinem in Sinn kam, die Gotte ihrer Last zu entledigen, obgleich der jüngere Götti in einem stattlichen Meyen auf dem Hute das Zeichen der Ledigkeit trug und in seinem Auge etwas leuchtete wie großes Wohlgefallen an der Gotte, freilich alles hinter der Blende großer Gelassenheit verborgen.

Der Großvater berichtete, welch schrecklich Wetter es gewesen sei, als man ihn zur Kirche getragen, vor Hagel und Blitz hätten die Kirchgänger kaum geglaubt mit dem Leben davon zu kommen. Hinterher hätten die Leute ihm allerlei geweissaget dieses Wetters wegen, die einen einen schrecklichen Tod, die andern großes Glück im Kriege; nun sei es ihm gegangen in aller Stille wie den andern auch, und im fünfundsiebenzigsten Jahre werde er weder frühe sterben noch großes Glück im Kriege machen.

Mehr als halben Weges waren sie gegangen, als ihnen die Jungfrau nachgesprungen kam, welche das Kind nach Hause zu tragen hatte, sobald es getauft war, während Eltern und Gevatterleute nach alter schöner Sitte noch der Predigt beiwohnten. Die Jungfrau hatte anwenden wollen nach Kräften, um auch schön zu sein; ob dieser handlichen Arbeit hatte sie sich verspätet und wollte jetzt der Gotte

das Kind abnehmen; aber diese ließ es nicht, wie man ihr auch zuredete. Das war eine gar zu gute Gelegenheit, dem schönen ledigen Götti zu zeigen, wie stark ihre Arme seien und wie viel sie erleiden möchten. Starke Arme an einer Frau sind einem rechten Bauer viel anständiger als zarte, als so liederliche Stäbchen, die jeder Bysluft, wenn er ernstlich will, aus einander wehen kann; starke Arme an einer Mutter sind schon vielen Kindern zum Heil gewesen, wenn der Vater starb und die Mutter die Ruthe allein führen, alleine den Haushaltungswagen aus allen Löchern heben mußte, in die er gerathen wollte.

Aber auf einmal ist's, als ob jemand die starke Gotte an den Zöpfen halte oder sie vor den Kopf schlage; sie prallt ordentlich zurück, giebt der Jungfrau das Kind, bleibt dann zurück und stellt sich, als ob sie mit dem Strumpfband zu thun habe. Dann kömmt sie nach, gesellt sich den Männern bei, mischt sich in die Gespräche, will den Großvater unterbrechen, ihn bald mit diesem bald mit jenem ablenken von dem Gegenstand, den er gefaßt hat. Der aber hält, wie alte Leute meist gewohnt sind, seinen Gegenstand fest und knüpft unverdrossen den abgerissenen Faden immer neu wieder an. Nun macht sie sich an des Kindes Vater und versucht diesen durch allerlei Fragen zu Privatgesprächen zu verführen, allein der ist einsilbig und läßt den angesponnenen Faden immer wieder fallen. Vielleicht hat er seine eigenen Gedanken, wie jeder Vater sie haben sollte, wenn man ihm ein Kind zur Taufe trägt und namentlich das erste Bübchen.

Je näher man der Kirche kam, desto mehr Leute schloßen dem Zuge sich an, die einen warteten schon mit den Psalmenbüchern in der Hand am Wege, andere sprangen eiliger die engen Fußwege hinunter, und einer großen Prozession ähnlich rückten sie in's Dorf.

Zunächst der Kirche stand das Wirthshaus, zwei Häuser, die so oft in naher Beziehung stehen und Freud und Leid mit einander theilen, und zwar in allen Ehren. Dort stellte man ab, machte das Bübchen trocken und der Kindbettimann bestellte eine Maß, wie sehr auch alle einredeten, er solle das doch nicht machen, sie hätten ja erst gehabt, was das Herz verlange und möchten weder Dickes noch Dünnes. Indessen als der Wein einmal da war, tranken doch alle, vornehmlich die Jungfrau; die wird gedacht haben, sie müsse Wein trinken, wenn jemand ihr Wein geben wolle und das geschehe durch ein langes Jahr durch nicht manchmal. Nur die Gotte war zu keinem Tropfen zu bewegen, trotz allem Zureden, das kein Ende nehmen wollte, bis die Wirthin sagte, man solle doch nachlassen mit dem Nöthigen, das Mädchen werde ja zusehends bläßer, und Hofmannstropfen thäten ihm nöther als Wein. Aber die Gotte wollte deren auch nicht, wollte kaum ein Glas bloßes Wasser, mußte sich endlich einige Tropfen aus einem Riechfläschchen auf's Nastuch schütten lassen,

zog unschuldigerweise manchen verdächtigen Blick sich zu und konnte sich nicht rechtfertigen, konnte sich nicht helfen lassen.

An gräßlicher Angst litt die Gotte und durfte sie nicht merken lassen. Es hatte ihr niemand gesagt, welchen Namen das Kind erhalten solle, und doch soll die Gotte den nach alter Uebung dem Pfarrer, wenn sie ihm das Kind übergiebt, einflüstern, da derselbe die eingeschriebenen Namen, wenn viele Kinder zu taufen sind, leicht verwechseln kann. In der Hast ob den vielen zu besorgenden Dingen und der Angst, zu spät zu kommen, hatte man die Mittheilung dieses Namens vergessen, und nach diesem Namen zu fragen, hatte ihr ihres Vaters Schwester, die Base, ein für alle Mal streng verboten, wenn sie ein Kind nicht unglücklich machen wolle; denn sobald eine Gotte nach des Kindes Namen frage, so werde dieses zeitlebens — neugierig.

Diesen Namen wußte sie also nicht, durfte nicht darnach fragen, und wenn ihn der Pfarrer auch vergessen hatte und laut und öffentlich darnach fragte oder im Verschuß den Buben Mädeli oder Bäbeli taufte, wie würden da die Leute lachen und welche Schande wäre dies ihr Leben lang! Das kam ihr immer schrecklicher vor; dem starken Mädchen zitterten die Beine wie Bohnenstauden im Winde, und vom blassen Gesichte rann ihm der Schweiß bachweise. Jetzt mahnte die Wirthin zum Aufbrechen, wenn sie vom Pfarrer nicht wollten angerebelt werden; aber zur Gotte sagte sie: „Du, Meitschi, stehst das nicht aus, du bist ja weiß wie ein frischgewaschenes Hemd.“ Das sei vom Laufen, meinte diese, es werde ihr wieder bessern, wenn sie an die frische Luft komme. Aber es wollte ihr nicht bessern, ganz schwarz schienen ihr alle Leute in der Kirche und nun fieng noch das Kind zu schreien an, mörderlich und immer mörderlicher. Die arme Gotte begann es zu wiegen in ihren Armen, heftiger und immer heftiger, je lauter es schrie, daß Blätter stoben von ihrem Meyen an der Brust. Auf dieser Brust ward es ihr enger und schwerer, laut hörte man ihr Athemfassen. Je höher ihre Brust sich hob, um so höher flog das Kind in ihren Armen, und je höher es flog, um so lauter schrie es, und je lauter es schrie, um so gewaltiger las der Pfarrer die Gebete. Die Stimmen prasselten ordentlich an den Wänden und die Gotte wußte nicht mehr, wo sie war; es sauste und brauste um sie wie Meereswogen und die Kirche tanzte mit ihr in der Luft herum. Endlich sagte der Pfarrer Amen, und jetzt war der schreckliche Augenblick da, jetzt sollte es sich entscheiden, ob sie zum Spott werden solle für Kind und Kindeskinder; jetzt mußte sie das Tuch abheben, das Kind dem Pfarrer geben und den Namen ihm in's rechte Ohr flüstern. Sie deckte ab, aber zitternd und bebend, reichte das Kind dar, und der Pfarrer nahm es, sah sie nicht an, frug sie nicht mit scharfem Auge, tauchte die Hand in's Wasser, netzte des plötzlich schweigenden

Kindes Stirne und taufte kein Mädeli, kein Bäbeli, sondern einen Hans Uli, einen ehrlichen wirklichen Hans Uli.

Da war's der Gotte, als ob nicht nur sämmtliche Emmenthaler Berge ihr ab dem Herzen fielen, sondern Sonne, Mond und Sterne, und aus einem feurigen Ofen sie jemand trage in ein kühles Bad; aber die ganze Predigt durch bebten ihr die Glieder und wollten nicht wieder stille werden. Der Pfarrer predigte recht schön und eindringlich, wie eigentlich das Leben der Menschen nichts Anderes sein solle als eine Himmelfahrt, aber zu rechter Andacht brachte es die Gotte nicht, und als man aus der Predigt kam, hatte sie schon den Text vergessen. Sie mochte gar nicht warten, bis sie ihre geheime Angst offenbaren konnte und den Grund ihres blassen Gesichtes. Viel Lachens gab es und manchen Witz mußte sie hören über die Neugierde und wie sich die Weiber davor fürchteten und sie doch allen ihren Mädchen anhängten, während sie den Buben nichts thäte; da hätte sie nur getrost fragen können.

Schöne Haberäcker, niedliche Flachsplätze, herrliches Gedeihen auf Wiese und Acker zogen aber bald die Aufmerksamkeit auf sich und fesselten die Gemüther. Sie fanden manchen Grund langsam zu gehen, stille zu stehen, und doch hatte die schöne steigende Maisonne allen warm gemacht, als sie heimkamen, und ein Glas kühlen Weins that jedermann wohl, wie sehr man sich auch dagegen sträubte. Dann setzte man sich vor das Haus, während in der Küche die Hände emsig sich rührten, das Feuer gewaltig prasselte. Die Hebamme glühte wie einer der drei aus dem feurigen Ofen. Schon vor eilf rief man zum Essen, aber nur die Diensten, speiste die vorweg und zwar reichlich, aber man war doch froh, als sie, die Knechte namentlich, einem aus dem Wege kamen.

Etwas langsam floß den vor dem Hause Sitzenden das Gespräch, doch versiegte es nicht; vor dem Essen stören die Gedanken des Magens die Gedanken der Seele, indessen läßt man nicht gerne diesen innern Zustand inne werden, sondern bemäntelt ihn mit langsamen Worten über gleichgültige Gegenstände. Schon stand die Sonne über dem Mittag, als die Hebamme mit flammendem Gesicht, aber immer noch blanker Schürze unter der Thüre erschien und die allen willkommene Nachricht brachte, daß man essen könnte, wenn alle da wären. Aber die meisten der Geladenen fehlten noch und die schon früher nach ihnen gesandten Boten brachten wie die Knechte im Evangelium allerlei Bescheid, mit dem Unterschied jedoch, daß eigentlich alle kommen wollten, nur jetzt noch nicht: der eine hatte Werkleute, der andere Leute bestellt und der dritte mußte noch wohin, aber warten solle man nicht auf sie, sondern nur fürfahren in der Sache. Räthig war man bald, dieser Mahnung zu folgen, denn wenn man allen warten müßte, sagte man, so könnte das gehen, bis der Mond käme. Nebenbei freilich brummte die Hebamme, es sei doch nichts Dümmeres als

ein solches Wartenlassen, im Herzen wäre doch jeder gerne da und zwar je eher je lieber, aber es solle es niemand merken. So müsse man die Mühe haben, alles wieder an die Wärme zu stellen, wisse nie, ob man genug habe, und werde nie fertig.

War aber schon der Rath wegen den Abwesenden schnell gefaßt, so war man doch mit den Anwesenden noch nicht fertig, hatte bedenkliche Mühe, sie in die Stube, sie zum Sitzen zu bringen, denn keiner wollte der erste sein, bei diesem nicht, bei jenem nicht.

Als endlich alle saßen, kam die Suppe auf den Tisch, eine schöne Fleischsuppe mit Safran gefärbt und gewürzt und mit dem schönen weißen Brod, das die Großmutter eingeschnitten, so dick gesättigt, daß von der Brühe wenig sichtbar war. Nun entblößten sich alle Häupter, die Hände falteten sich, und lange und feierlich betete jedes für sich zu dem Geber jeder guten Gabe. Dann erst griff man langsam zum blechernen Löffel, wischte denselben am schönen weißen Tischtuch aus und ließ sich an die Suppe, und mancher Wunsch wurde laut, wenn man alle Tage eine solche hätte, so begehrte man nichts Anderes. Als man mit der Suppe fertig war, wischte man die Löffel am Tischtuch wieder aus, die Züpfen wurden herumgeboten, jedes schnitt sich sein Stück ab und sah zu, wie die Voressen an Safranbrühe aufgetragen wurden, Voressen von Hirn, von Schaffleisch, von saurer Leber. Als die erledigt waren in bedächtigem Zugreifen, kam in Schüsseln hoch aufgeschichtet das Rindfleisch, grünes und dürres, jedem nach Belieben, kamen dürre Bohnen und Kannenbirnenschnitze, breiter Speck dazu und prächtige Rückenstücke von dreizentnerigen Schweinen, so schön roth und weiß und saftig. Das folgte sich langsam alles, und wenn ein neuer Gast kam, so wurde von der Suppe her alles wieder aufgetragen und jeder mußte da anfangen, wo die andern auch, keinem wurde ein einziges Gericht geschenkt. Zwischendurch schenkte Benz, der Kindbettimann, aus den schönen weißen Flaschen, welche eine Maß enthielten und mit Wappen und Sprüchen reich geziert waren, fleißig ein. Wohin seine Arme nicht reichen mochten, trug er andern das Schenkamt auf, nöthete ernstlich zum Trinken, mahnte sehr oft: „Machet doch aus, er ist dafür da, daß man ihn trinkt," und wenn die Hebamme eine Schüssel hereintrug, so brachte er ihr sein Glas und andere brachten die ihren ihr auch, so daß, wenn sie allemal gehörig hätte Bescheid thun wollen, es in der Küche wunderlich hätte gehen können.

Der jüngere Götti mußte manche Spottrede hören, daß er die Gotte nicht besser zum Trinken zu halten wisse; wenn er das Gesundheitmachen nicht besser verstehe, so kriege er keine Frau.

O, Hans Uli werde keine begehren, sagte endlich die Gotte, die ledigen Bursche hätten heutzutage ganz andere Sachen im Kopf als das Heirathen, und die meisten vermöchten es nicht einmal mehr.

He, sagte Hans Uli, das dünke ihn nichts Anderes. Solche Schlärpli, wie heutzutage die meisten Mädchen seien, geben gar theure Frauen, die meisten meinten ja, um eine brave Frau zu werden, habe man nichts nöthig als ein blauseidenes Tüchlein um den Kopf, Händschli im Sommer und gestickte Pantöffeli im Winter. Wenn einem die Kühe fehlten im Stalle, so sei man freilich übel geschlagen, aber man könne doch ändern; wenn man aber eine Frau habe, die einem um Haus und Hof bringe, so sei es austubaket, die müsse man behalten. Es sei einem daher nützlicher, man sinne anderen Sachen nach als dem Heirathen und lasse Mädchen Mädchen sein.

„Ja, ja, du hast ganz recht," sagte der ältere Götti, ein kleines unscheinbares Männchen in geringen Kleidern, den man aber sehr in Ehren hielt und ihm Vetter sagte, denn er hatte keine Kinder, wohl aber einen bezahlten Hof und hunderttausend Schweizerfranken am Zins, „ja, du hast recht," sagte der, „mit dem Weibervolk ist gar nichts mehr. Ich will nicht sagen, daß nicht hie und da noch eine ist, die einem Hause wohl ansteht, aber die sind dünn gesäet. Sie haben nur Narrenwerk und Hoffahrt im Kopf, ziehen sich an wie Pfauen, ziehen auf wie sturme Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten soll, so hat sie drei Tage lang Kopfweh und liegt vier Tage im Bett, ehe sie wieder bei ihr selber ist. Als ich um meine Alte buhlte, da war es noch anders, da mußte man noch nicht so im Kummer sein, man kriege statt einer braven Hausmutter nur einen Hausnarr oder gar einen Hausteufel."

„He, he, Götti Uli," sagte die Gotte, die schon lange reden wollte, aber nicht dazu gekommen war, „es würde einer meinen, es seien nur zu deinen Zeiten rechte Bauerntöchter gewesen. Du kennst sie nur nicht und achtest dich der Mädchen nicht mehr, wie es so einem alten Manne auch wohl ansteht; aber es giebt sie noch immer so gut als zur Zeit, wo deine Alte noch jung gewesen ist. Ich will mich nicht rühmen, aber mein Vater hat schon manchmal gesagt, wenn ich so fortfahre, so thue ich noch die Mutter selig durch, und die ist doch eine berühmte Frau gewesen. So schwere Schweine wie voriges Jahr hat mein Vater noch nie auf den Markt geführt. Der Metzger hat ihm manchmal gesagt, er möchte das Meitschi sehen, welches die gemästet habe. Aber über die heutigen Buben hat man zu klagen. Was um der lieben Welt willen ist dann mit diesen? Tubaken, im Wirthshaus sitzen, die weißen Hüte auf der Seite tragen und die Augen aufsperren wie Stadtthore, allen Kegelten, allen Schießeten, allen schlechten Meitschene nachstreichen, das können sie; aber wenn einer eine Kuh melken oder einen Acker fahren soll, so ist er fertig, und wenn er ein Werkholz in die Finger nimmt, so thut er dumm wie ein Herr oder gar wie ein Schreiber. Ich habe mich schon manchmal hoch verredet, ich wolle keinen Mann oder ich wisse dann für gewiß, wie ich mit ihm fahren könne, und wenn schon hie

und da noch einer einen Bauer abgiebt, so weiß man doch noch lange nicht, was er für ein Mann wird."

Da lachten die andern gar sehr, trieben dem Mädchen das Blut in's Gesicht und das Gespött mit ihm, wie lange es wohl meine, daß man einen auf die Probe nehmen müsse, bis man für gewiß wisse, was er für ein Mann werde.

So unter Lachen und Scherz nahm man viel Fleisch zu sich, vergaß auch die Kannenbirnenschnitze nicht, bis endlich der ältere Götti sagte, es dünke ihn, man sollte einstweilen genug haben und etwas vom Tisch weg, die Beine würden unter dem Tisch ganz steif und eine Pfeife schmecke nie besser, als wenn man zuvor Fleisch gegessen habe."

Dieser Rath erhielt allgemeinen Beifall, wie auch die Kindbettileute einredeten, man solle doch nicht vom Tische weg; wenn man einmal davon sei, so bringe man die Menschen fast nicht mehr dazu.

„Habe doch nicht Kummer, Base," sagte der Vetter, „wenn du etwas Gutes auf den Tisch stellst, so hast du mit geringer Mühe uns wieder dabei, und wenn wir uns ein wenig strecken, so geht es um so handlicher wieder mit dem Essen."

Die Männer machten nun die Runde in den Ställen, thaten einen Blick auf die Bühne, ob noch altes Heu vorhanden sei, rühmten das schöne Gras und schauten in die Bäume hinauf, wie groß der Segen wohl sein möge, der von ihnen zu hoffen sei.

Unter einem der noch blühenden Bäume machte der Vetter Halt und sagte, da schicke es sich wohl am besten abzusitzen und ein Pfeifchen anzustecken, es sei gut kühl da, und wenn die Weiber wieder etwas Gutes angerichtet hätten, so sei man nahe bei der Hand.

Bald gesellte sich die Gotte zu ihnen, die mit den andern Weibern den Garten und die Pflanzplätze besehen hatte. Der Gotte kamen die andern Weiber nach, und eine nach der andern ließ sich nieder in's Gras, vorsichtig den schönen Kittel in Sicherheit bringend, dagegen ihre Unterröcke mit dem hellen rothen Rande der Gefahr aussetzend, ein Andenken zu erhalten vom grünen Grase.

Der Baum, um den die ganze Gesellschaft sich lagerte, stand oberhalb des Hauses am sanften Anfang der Halde. Zuerst in's Auge fiel das schöne neue Haus; über dasselbe weg konnten die Blicke schweifen an des jenseitigen Thales Rand, über manchen schönen reichen Hof und weiterhin über grüne Hügel und dunkle Thäler weg.

„Du hast da ein stattlich Haus, und alles ist gut angegeben dabei," sagte der Vetter, „jetzt könnt ihr auch sein darin und habt Platz für alles; ich konnte nie

begreifen, wie man sich in einem so schlechten Hause so lange leiden kann, wenn man Geld und Holz genug zum Bauen hat, wie ihr zum Exempel."

„Vexir nicht, Vetter," sagte der Großvater, „es hat von beidem nichts zu

rühmen; dann ist das Bauen eine wüste Sache, man weiß wohl wie man anfängt, aber nie wie man aufhört, und manchmal ist einem noch dies im Wege oder das, an jedem Orte etwas Anderes."

„Mir gefällt das Haus ganz ausnehmend wohl," sagte eine der Frauen. „Wir sollten auch schon lange ein neues haben, aber wir scheuen immer die Kosten. Sobald mein Mann aber kommt, muß er dieses recht besehen, es dünkt mich, wenn wir so eins haben könnten, ich wäre im Himmel. Aber fragen möchte ich doch, nehmt es nicht für ungut, warum da gleich neben dem ersten Fenster der wüste schwarze Bystel ist, der steht dem ganzen Hause übel an."

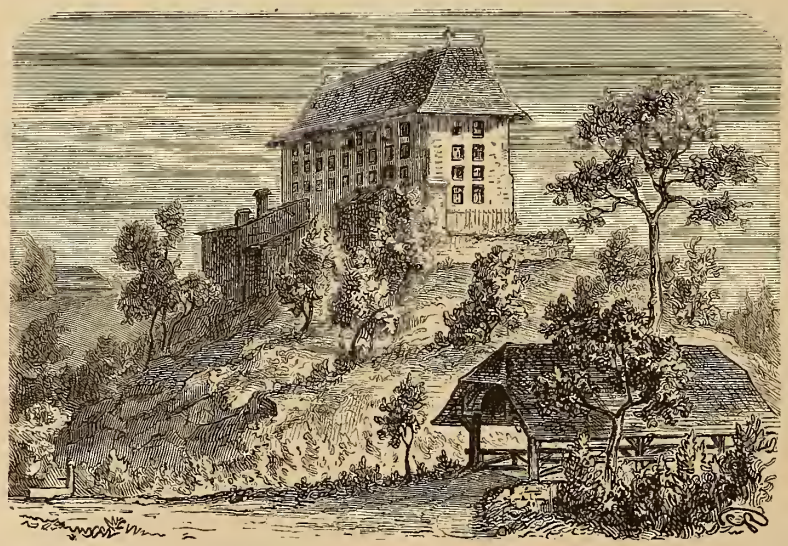
Der Großvater machte ein bedenkliches Gesicht, zog noch härter an seiner Pfeife und sagte endlich, es habe an Holz gefehlt beim Aufrichten, kein anderes sei gleich bei der Hand gewesen, da habe man in Noth und Eile einiges vom alten Hause genommen."

„Aber das schwarze Stück Holz war ja noch dazu zu kurz, oben und unten ist es angesetzt, und jeder Nachbar hätte euch von Herzen gerne ein ganz neues Stück gegeben."

„Ja, wir haben es halt nicht besser g'sinnet und durften unsere Nachbaren nicht immer von neuem plagen, sie hatten uns schon genug geholfen mit Holz und Fahren," antwortete der Alte.

„Hör, Aetti," sagte der Vetter, „mache nicht Schneckentänze, sondern gieb die Wahrheit an und aufrichtigen Bericht. Schon manches habe ich raunen hören, aber punktum das Wahre nie vernehmen können. Jetzt schickte es sich so wohl, bis die Weiber den Braten z'weg haben, du würdest uns damit so kurze Zeit machen, darum gieb aufrichtigen Bericht." Noch manchen Schneckentanz machte der Großvater, ehe er sich dazu verstund; aber der Vetter und die Weiber ließen nicht nach, bis er es endlich versprach, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihm dann lieber wäre, was er erzähle, bliebe unter ihnen und käme nicht weiter. So etwas scheuen gar viele Leute an einem Hause, und er möchte in seinen alten Tagen nicht gerne seinen Leuten böses Spiel machen.

„Allemal wenn ich dieses Holz betrachte," begann der ehrwürdige Alte, „so muß ich mich verwundern, wie das wohl zugieng, daß aus dem fernen Morgenlande, wo das Menschengeschlecht entstanden sein soll, Menschen bis hieher kamen und diesen Winkel in diesem engen Graben fanden, und muß denken, was die, welche bis hieher verschlagen oder gedrängt wurden, alles ausgestanden haben werden und



wer sie wohl mögen gewesen sein. Ich habe viel darüber nachgefragt, aber nichts erfahren können, als daß diese Gegend schon sehr früh bewohnt gewesen, ja Sumiswald, noch ehe unser Heiland auf der Welt war, eine Stadt gewesen sein soll; aber aufgeschrieben steht das nirgends. Doch das weiß man, daß es schon mehr als

sechshundert Jahre her ist, daß das Schloß steht, wo jetzt der Spital ist, und wahrscheinlich um dieselbe Zeit stund auch hier schon ein Haus und gehörte sammt einem großen Theil der Umgegend zu dem Schlosse, mußte dorthin Zehnten und Bodenzinse geben, Frohndienste leisten, ja die Menschen waren leibeigen und nicht eigenen Rechtes, wie jetzt jeder ist, sobald er zu Jahren kömmt. Gar ungleich hatten es damals die Menschen, und nahe bei einander wohnten Leibeigene, welche die besten Händel hatten, und solche, die schwer, fast unerträglich gedrückt wurden, ihres Lebens nicht sicher waren. Ihr Zustand hieng jeweilen von ihren Herren ab; die waren gar ungleich und doch fast unumschränkt Meister über ihre Leute, und diese fanden keinen, dem sie so leichtlich und wirksam klagen konnten. Die, welche zu diesem Schlosse gehörten, sollen es schlimmer gehabt haben zu Zeiten als die meisten, welche zu andern Schlössern gehörten. Die meisten andern Schlösser gehörten einer Familie, kamen von dem Vater auf den Sohn, da kannten der Herr und seine Leute sich von Jugend auf, und gar mancher war seinen Leuten wie ein Vater. Dieses Schloß dagegen kam frühe in die Hände von Rittern, die man die Teutschen nannte, und der welcher hier zu befehlen hatte, den nannte man den Komthur. Diese Obern wechselten nun, und bald war einer da aus dem Sachsenland und bald einer aus dem Schwabenland; da kam keine Anhänglichkeit auf und ein jeder brachte Brauch und Art mit aus seinem Lande.

Nun sollten sie eigentlich in Polen und im Preußenlande mit den Heiden streiten, und dort, obgleich sie eigentlich geistliche Ritter waren, gewöhnten sie sich fast an ein heidnisch Leben und giengen mit andern Menschen um, als ob kein Gott im Himmel wäre, und wenn sie dann heimkamen, so meinten sie noch immer, sie seien im Heidenland und trieben das gleiche Leben fort. Denn die, welche lieber im Schatten lustig lebten als im wüsten Lande blutig stritten, oder die, welche ihre Wunden heilen, ihren Leib stärken mußten, kamen auf die Güter, welche der Orden, so soll man die Gesellschaft der Ritter genannt haben, in Deutschland und in der Schweiz besaß, und thaten jeder nach seiner Art und was ihm wohlgefiel.

Einer der wüstesten soll der Hans von Stoffeln gewesen sein aus dem Schwabenlande, und unter ihm soll es sich zugetragen haben, was ihr von mir wissen wollt und was sich bei uns vom Vater auf den Sohn vererbt hat.

Diesem Hans von Stoffeln fiel es bei, dort hinten auf dem Bärhegenhubel ein großes Schloß zu bauen; dort, wo man noch jetzt, wenn es wild Wetter geben will, die Schloßgeister ihre Schätze sonnen sieht, stand das Schloß. Sonst bauten die Ritter ihre Schlösser über den Straßen, wie man jetzt die Wirthshäuser an die Straßen baut, beides um die Leute besser plündern zu können, auf verschiedene Weise freilich. Warum aber der Ritter dort oben auf dem wüsten Hubel in der

Einöde ein Schloß haben wollte, wissen wir nicht, genug er wollte es, und die Bauern, welche zum Schloß gehörten, mußten es bauen. Der Ritter fragte nach keinem von der Jahreszeit gebotenen Werk, nicht nach dem Heuet, nicht nach der Ernte, nicht nach dem Säet. So und so viel Züge mußten fahren, so und so viel Hände mußten arbeiten, zu der und der Zeit sollte der letzte Ziegel gedeckt, der letzte Nagel geschlagen sein. Dazu schenkte er keine Zehntgarbe, kein Mäß Bodenzins, kein Fastnachthuhn, ja nicht einmal ein Fastnachtei; Barmherzigkeit kannte er keine, die Bedürfnisse armer Leute kannte er nicht. Er ermunterte sie auf heidnische Weise mit Schlägen und Schimpfen, und wenn einer müde wurde, langsamer sich rührte oder gar ruhen wollte, so war der Vogt hinter ihm mit der Peitsche, und weder Alter noch Schwachheit ward verschont. Wenn die wilden Ritter oben waren, so hatten sie ihre Freude dran, wenn die Peitsche recht knallte, und sonst trieben sie noch manchen Schabernack mit den Arbeitern; wenn sie ihre Arbeit muthwillig verdoppeln konnten, so sparten sie es nicht und hatten dann große Freude an ihrer Angst, an ihrem Schweiß.

Endlich war das Schloß fertig, fünf Ellen dick die Mauern, niemand wußte, warum es da oben stand, aber die Bauern waren froh, daß es einmal stand, wenn es doch stehen mußte, der letzte Nagel geschlagen, der letzte Ziegel oben war.

Sie wischten sich den Schweiß von den Stirnen, sahen mit betrübtem Herzen sich um in ihrem Besitzthum, sahen seufzend, wie weit der unselige Bau sie zurückgebracht. Aber war doch ein langer Sommer vor ihnen und Gott über ihnen, darum faßten sie Muth und kräftig den Pflug und trösteten Weib und Kind, die schweren Hunger gelitten und denen Arbeit eine neue Pein schien.

Aber kaum hatten sie den Pflug in's Feld geführt, so kam Botschaft, daß alle Hofbauern eines Abends zur bestimmten Stunde im Schlosse zu Sumiswald sich einfinden sollten. Sie bangten und hofften. Freilich hatten sie von den gegenwärtigen Bewohnern des Schlosses noch nichts Gutes genossen, sondern lauter Muthwillen und Härte, aber es dünkte sie billig, daß die Herren ihnen etwas thäten für den unerhörten Frohndienst, und weil es sie so dünkte, so meinten viele, es dünke die Herren auch so, und sie werden an selbem Abend ihnen ein Geschenk machen oder einen Nachlaß verkünden wollen.

Sie fanden sich am bestimmten Abend zeitig und mit klopfendem Herzen ein, mußten aber lange warten im Schloßhofe, den Knechten zum Gespött. Die Knechte waren auch im Heidenlande gewesen. Zudem wird es gewesen sein wie jetzt, wo jedes halbbatzige Herrenknechtlein das Recht zu haben meint, gesessene Bauern verachten zu können und verhöhnen zu dürfen.

Endlich wurden sie in den Rittersaal entboten; vor ihnen öffnete sich die

schwere Thüre; drinnen saßen um den mächtigen Eichentisch die schwarzbraunen Ritter, wilde Hunde zu ihren Füßen, und obenan der von Stoffeln, ein wilder gewaltiger Mann, der einen Kopf hatte wie ein doppelt Bernmäß, Augen machte wie Pflugsräder und einen Bart hatte wie eine alte Löwenmähne. Keiner gieng gerne zuerst hinein, einer stieß den andern vor; da lachten die Ritter, daß der Wein über die Humpen spritzte, und wüthend stürzten die Hunde vor; denn wenn diese zitternde, zagende Glieder sehen, so meinen sie, dieselben gehören einem zu jagenden Wilde. Den Bauern aber ward nicht gut zu Muthe, es dünkte sie, wenn sie nur wieder daheim wären und einer drückte sich hinter den andern. Als endlich Hunde und Ritter schwiegen, erhob der von Stoffeln seine Stimme und sie tönte wie aus einer hundertjährigen Eiche. „Mein Schloß ist fertig, doch noch eins fehlt, der Sommer kömmt und droben ist kein Schattengang. In Zeit eines Monates sollt ihr mir einen pflanzen, sollt einhundert ausgewachsene Buchen nehmen aus dem Münneberg, mit Aesten und Wurzeln, und sollt sie mir pflanzen auf Bärhegen, und wenn eine einzige Buche fehlt, so büßt ihr mir es mit Gut und Blut. Drunten steht Trunk und Imbiß, aber morgen soll die erste Buche auf Bärhegen stehn."

Als von Trunk und Imbiß einer hörte, meinte er, der Ritter sei gnädig und gut gelaunt, und begann zu reden von ihrer nothwendigen Arbeit und dem Hunger von Weib und Kind und vom Winter, wo die Sache besser zu machen wäre. Da begann der Zorn des Ritters Kopf größer und größer zu schwellen und seine Stimme brach los wie der Donner aus einer Fluh und er sagte ihnen: „Wenn ich gnädig bin, so seid ihr übermüthig. Wenn im Polenlande einer das nackte Leben hat, so küßt er einem die Füße, hier habt ihr Kind und Rind, Dach und Fach und seid doch nicht satt. Aber gehorsamer und genügsamer mache ich euch, so wahr ich Hans von Stoffeln bin, und wenn in Monatsfrist die hundert Buchen nicht oben stehen, so lasse ich euch peitschen, bis kein Fingerlang mehr ganz an euch ist, und Weiber und Kinder werfe ich den Hunden vor."

Da wagte keiner mehr eine Einrede, aber auch keiner begehrte von dem Trunk und Imbiß; sie drängten sich, als der zornige Befehl gegeben war, zur Thüre hinaus, und jeder wäre gerne der erste gewesen, und weithin folgte ihnen des Ritters donnernde Stimme nach, der andern Ritter Gelächter, der Knechte Spott, der Rüden Geheul.

Als der Weg sich beugte, vom Schlosse sie nicht mehr konnten gesehen werden, setzten sie sich an des Weges Rand und weinten bitterlich; keiner hatte einen Trost für den andern, und keiner hatte den Muth zu rechtem Zorn, denn Noth und Plage hatten den Muth ihnen ausgelöscht, so daß sie keine Kraft mehr zum Zorne hatten, sondern nur noch zum Jammer. Ueber drei Stunden weit sollten sie durch wilde

Wege die Buchen führen mit Aesten und Wurzeln den steilen Berg hinauf, und neben diesem Berge wuchsen viele und schöne Buchen, und die mußten sie stehen lassen. In Monatsfrist sollte das Werk geschehen sein, zwei Tage drei, den dritten

vier Bäume sollten sie schleppen durch das lange Thal, den steilen Berg auf, mit ihrem ermatteten Vieh. Und über alles dieses war es der Maimond, wo der Bauer sich rühren muß auf seinem Acker, fast Tag und Nacht ihn nicht verlassen darf, wenn er Brod will und Speise für den Winter.

Wie sie da so rathlos weinten, keiner den andern ansehen, in den Jammer des andern sehen durfte, weil der seinige schon über ihm zusammen schlug, und keiner heim durfte mit der Botschaft, keiner den Jammer heimtragen mochte zu Weib und Kind, stund plötzlich vor ihnen, sie wußten nicht woher, lang und dürr ein grüner Jägersmann. Auf dem kecken Barett schwankte eine rothe Feder, im schwarzen Gesicht flammte ein rothes Bärtchen, und zwischen der gebogenen Nase und dem zugespitzten Kinn, fast unsichtbar wie eine Höhle unter überhangendem Gestein, öffnete sich ein Mund und frug: „Was giebt es, ihr guten Leute, daß ihr da sitzet und heulet, daß es Steine aus dem Boden sprengt und Aeste ab den Bäumen?" Zweimal frug er also, und zweimal erhielt er keine Antwort.

Da ward noch schwärzer des Grünen schwarz Gesicht, noch röther das rothe

Bärtchen, es schien darin zu knistern und zu sprezeln wie Feuer im Tannenholz; wie ein Pfeil spitzte sich der Mund, dann that er sich aus einander und frug ganz holdselig und mild: „Aber ihr guten Leute, was hilft es euch, daß ihr da sitzet und heulet? Ihr könnet da heulen, bis es eine neue Sündfluth giebt oder euer Geschrei die Sterne aus dem Himmel sprengt; aber damit wird euch wahrscheinlich wenig geholfen sein. Wenn euch aber Leute fragen, was ihr habet, Leute, die es gut mit euch meinen, euch vielleicht helfen könnten, so solltet ihr statt zu heulen antworten und ein vernünftig Wort reden, das hülfe euch viel mehr."

Da hob ein alter Mann das weiße Haupt und sprach: „Haltet es nicht für ungut, aber das, worüber wir weinen, nimmt kein Jägersmann uns ab, und wenn das Herz einmal im Jammer verschwollen ist, so kommen keine Worte mehr heraus."

Da schüttelte sein spitziges Haupt der Grüne und sprach: „Vater, ihr redet nicht dumm, aber so ist es doch nicht. Man mag schlagen was man will, Stein oder Baum, so giebt es einen Ton von sich: es klaget. So soll auch der Mensch klagen, soll alles klagen, soll dem ersten besten klagen, vielleicht hilft ihm der erste beste. Ich bin nur ein Jägersmann, wer weiß, ob ich nicht daheim ein tüchtiges Gespann habe, Holz und Steine oder Buchen und Tannen zu führen?"

Als die armen Bauern das Wort Gespann hörten, fiel es ihnen allen in's Herz, ward da zu einem Hoffnungsfunken, und alle Augen sahen auf ihn und dem Alten gieng der Mund noch weiter auf; er sprach: Es sei nicht immer richtig, dem ersten besten zu sagen, was man auf dem Herzen habe; da man ihm aber anhöre, daß er es gut meine, daß er vielleicht helfen könne, so wolle man kein Hehl vor ihm haben. Mehr als zwei Jahre hätten sie schwer gelitten unter dem neuen Schloßbau, kein Hauswesen sei in der ganzen Herrschaft, welches nicht bitterlich im Mangel sei. Jetzt hätten sie frisch aufgeathmet, in der Meinung, endlich freie Hände zu haben zur eigenen Arbeit, hätten mit neuem Muth den Pflug in's Feld geführt, und soeben habe der Komthur ihnen befohlen, aus im Münneholz gewachsenen Buchen in Monatsfrist beim neuen Schloß einen neuen Schattengang zu pflanzen. Sie wüßten nicht wie das vollbringen in dieser Frist mit ihrem abgekarrten Vieh, und wenn sie es vollbrächten, was hülfe es ihnen? Anpflanzen könnten sie nicht und müßten nachher Hungers sterben, im Fall die harte Arbeit sie nicht früher tödtete. Diese Botschaft dürften sie nicht heimtragen, möchten nicht zum alten Elend noch den neuen Jammer schütten.

Dazu machte der Grüne ein gar mitleidiges Gesicht, hob drohend die lange, magere, schwarze Hand gegen das Schloß empor und vermaß sich zu schwerer Strafe gegen solche Tirannei. Ihnen aber wolle er helfen. Sein Gespann, wie keines sei

im Lande, solle vom Kilchstalden an diesseits Sumiswald ihnen alle Buchen, so viele sie dorthin zu bringen vermöchten, auf Bärhegen führen, ihnen zu lieb, den Rittern zum Trotz und um geringen Lohn.

Bei diesem unerwarteten Anerbieten horchten die Männer hoch auf. Konnten sie um den Lohn einig werden, so waren sie gerettet, denn bis an den Kilchstalden konnten sie die Buchen führen, ohne daß ihre Landarbeit darüber versäumt wurde und sie zu Grunde giengen. Darum sagte der Alte: „So sag an, was du verlangst, auf daß wir mit dir des Handels einig werden mögen."

Da machte der Grüne ein pfiffig Gesicht; es knisterte in seinem Bärtchen, wie Schlangenaugen funkelten sie seine Augen an, und ein greulich Lachen stand in beiden Mundwinkeln, als er ihn von einander that und sagte: „Wie ich gesagt, ich begehre nicht viel, nicht mehr als ein ungetauftes Kind."

Das Wort zuckte durch die Männer wie ein Blitz, wie eine Decke fiel es von ihren Augen, und wie Spreu im Wirbelwinde stoben sie aus einander.

Da lachte hell auf der Grüne, daß die Fische im Bache sich bargen, die Vögel das Dickicht suchten, und grausig schwankte die Feder am Hute und auf und nieder gieng das Bärtchen.

„Besinnet euch oder suchet bei euren Weibern Rath, in der dritten Nacht findet ihr hier mich wieder!" so rief er den Fliehenden mit scharf tönender Stimme nach, daß die Worte in ihren Ohren hängen blieben wie Pfeile mit Widerhaken hängen bleiben im Fleische.

Blaß und zitternd an der Seele und an allen Gliedern stäubten die Männer nach Hause; keiner sah nach dem andern sich um, keiner hätte den Hals gedreht, nicht um alle Güter der Welt. Als so verstört die Männer daher gestoben kamen, wie Tauben vom Vogel gejagt zum Taubenschlag, da drang mit ihnen der Schrecken in alle Häuser, und alle bebten vor der Kunde, welche den Männern die Glieder also durch einander warf.

In zitternder Neugierde schlichen die Weiber den Männern nach, bis sie dieselben an dem Ort hatten, wo man im Stillen ein vertraut Wort reden konnte.

Da mußte jeder Mann seinem Weibe erzählen, was sie im Schloß vernommen. Das hörten sie mit Wuth und Fluch. Sie mußten erzählen, wer ihnen begegnet, was er ihnen angetragen. Da ergriff namenlose Angst die Weiber, ein Wehgeschrei ertönte über Berg und Thal, einer jeden ward, als hätte ihr eigen Kind der Ruchlose begehrt. Ein einziges Weib schrie nicht den andern gleich. Das war ein grusam handlich Weib, eine Lindauerin soll es gewesen sein, und hier auf dem Hofe hat sie gewohnt. Sie hatte wilde schwarze Augen und fürchtete sich nicht viel vor Gott und Menschen. Böse war sie schon geworden, daß die Männer dem Ritter nicht rundweg das Begehren abgeschlagen; wenn sie dabei gewesen, sie hätte es ihm sagen wollen, sagte sie. Als sie vom Grünen hörte und seinem Antrage und wie die Männer davon gestoben, da ward sie erst recht böse und schalt die Männer über ihre Feigheit und daß sie dem Grünen nicht kecker in's Gesicht gesehen, vielleicht hätte er mit einem andern Lohne sich auch begnügt, und da die Arbeit für das Schloß sei, würde es ihren Seelen nichts schaden, wenn der Teufel sie mache. Sie ergrimmte in der Seele, daß sie nicht dabei gewesen, und wäre es nur, damit sie einmal den Teufel gesehen und auch wüßte, was er für ein Aussehen habe. Darum weinte dieses Weib nicht, sondern redete in seinem Grimme harte Worte gegen den eigenen Mann und gegen alle andern Männer.

Des folgenden Tages, als in stilles Gewimmer das Wehgeschrei verglommen war, saßen die Männer zusammen, suchten Rath und fanden keinen. Anfangs war die Rede von neuem Bitten bei dem Ritter, aber niemand wollte bitten gehen, keinem schien Leib und Leben feil. Einer wollte Weiber und Kinder schicken mit Geheul und Jammer, der aber verstummete schnell, als die Weiber zu reden begannen, denn schon damals waren die Weiber in der Nähe, wenn die Männer im Rathe saßen. Sie wußten keinen Rath, als in Gottes Namen Gehorsam zu versuchen, sie wollten Messen lesen lassen, um Gottes Beistand zu gewinnen, wollten Nachbaren um nächtliche geheime Hülfe ansprechen, denn eine offenbare hätten ihnen ihre Herren nicht erlaubt, wollten sich theilen, die Hälfte sollte bei den Buchen schaffen, die andere Hälfte Haber säen und des Viehes warten. Sie hofften auf diese Weise und mit Gottes Hülfe täglich wenigstens drei Buchen auf Bärhegen hinauf zu schaffen; vom Grünen redete niemand; ob niemand an ihn dachte, ist nicht verzeichnet worden.

Sie theilten sich ein, rüsteten die Werkzeuge, und als der erste Maitag über seine Schwelle kam, sammelten die Männer sich am Münneberg und begannen mit gefaßtem Muthe die Arbeit. In weitem Ringe mußten die Buchen umgraben, sorgfältig die Wurzeln geschont, sorgfältig die Bäume, damit sie sich nicht verletzten, zur Erde gelassen werden. Noch war der Morgen nicht hoch am Himmel, als drei Buchen zur Abfahrt bereit lagen, denn immer drei sollten zusammen geführt werden,

damit man auf dem schweren Weg mit Hand und Vieh sich gegenseitig helfen könne. Aber schon stund die Soune im Mittag und noch waren sie mit den drei Buchen nicht zum Walde hinaus, schon stund sie hinter den Bergen und noch waren die Züge nicht über Sumiswald hinaus; erst der neue Morgen fand sie am Fuße des Berges, auf dem das Schloß stand und die Buchen sollten gepflanzet werden. Es war, als ob ein eigener Unstern Macht habe über sie. Ein Mißgeschick nach dem andern traf sie: die Geschirre zerrissen, die Wagen brachen, Pferde und Ochsen fielen oder weigerten den Gehorsam. Noch ärger gieng es am zweiten Tage. Neue Noth brachte immerfort neue Mühe, unter rastloser Arbeit keuchten die Armen und keine Buche war noch oben, keine vierte Buche über Sumiswald hinausgeschafft.

Der von Stoffeln schalt und fluchte; je mehr er schalt und fluchte, um so größer ward der Unstern, um so stettiger das Vieh. Die andern Ritter lachten und höhnten und freuten sich gar sehr über das Zappeln der Bauern, den Zorn des von Stoffeln. Sie hatten gelacht über des von Stoffeln neues Schloß auf dem nackten Gipfel. Da hatte der geschworen: in Monatsfrist müßte ein schöner Laubgang droben sein. Darum fluchte er, darum lachten die Ritter, und weinen thaten die Bauern.

Eine fürchterliche Muthlosigkeit erfaßte diese, keinen Wagen hatten sie mehr ganz, keinen Zug unbeschädigt, in zwei Tagen nicht drei Buchen zur Stelle gebracht, und alle Kraft war erschöpft.

Nacht war es geworden, schwarze Wolken stiegen auf, es blitzte zum ersten Male in diesem Jahre. An den Weg hatten sich Männer gesetzt. Es war die gleiche Beugung des Weges, in welcher sie vor drei Tagen gesessen waren; sie wußten es aber nicht. Da saß der Hornbachbauer, der Lindauerin Mann, mit zwei Knechten und andere mehr saßen auch bei ihnen. Sie wollten da auf Buchen warten, die nach Sumiswald kommen sollten, wollten ungestört sinnen über ihr Elend, wollten ruhen lassen ihre zerschlagenen Glieder.

Da kam rasch, daß es fast pfiff wie der Wind pfeift, wenn er aus den Kammern entronnen ist, ein Weib daher, einen großen Korb auf dem Kopfe. Es war Christine, die Lindauerin, des Hornbachbauern Eheweib, zu dem derselbe gekommen, als er einmal mit seinem Herrn zu Felde gezogen war. Sie war nicht von den Weibern, die froh sind, daheim zu sein, in der Stille ihre Geschäfte zu beschicken, und die sich um nichts kümmern als um Haus und Kind. Christine wollte wissen was gieng, und wo sie ihren Rath nicht dazu geben konnte, da gienge es schlecht, so meinte sie.

Mit der Speise hatte sie daher keine Magd gesandt, sondern den schweren Korb auf den eigenen Kopf genommen und die Männer lange gesucht umsonst;

bittere Worte ließ sie fallen darüber, sobald sie dieselben gefunden. Unterdessen war sie aber nicht müßig, die konnte noch reden und schaffen zu gleicher Zeit. Sie stellte den Korb ab, deckte den Kübel ab, in welchem das Hafermus war, legte das Brod und den Käse zurecht und steckte jedem gegenüber für Mann und Knecht die Löffel in's Mus und hieß auch die andern zugreifen, die noch speislos waren. Dann frug sie nach der Männer Tagewerk und wie viel geschafft worden in den zwei Tagen. Aber Hunger und Worte waren den Männern ausgegangen und keiner griff zum Löffel und keiner hatte eine Antwort. Nur ein leichtfertig Knechtlein, dem es gleichgültig war, regne oder sonnenscheine es in der Ernte, wenn nur das Jahr umgieng und der Lohn kam und zu jeder Essenszeit das Essen auf den Tisch, griff zum Löffel und berichtete Christine, daß noch keine Buche gepflanzet sei und alles gehe, als ob sie verhext wären.

Da schalt die Lindauerin, daß das eitel Einbildung sei und die Männer nichts als Kindbetterinnen; mit Schaffen und Weinen, mit Hocken und Heulen werde man keine Buchen auf Bärhegen bringen. Ihnen würde nur ihr Recht widerfahren, wenn die Ritter ihren Muthwillen an ihnen ausließen, aber um Weib und Kinder willen müsse die Sache anders zur Hand genommen werden. Da kam plötzlich über die Achsel des Weibes eine lange schwarze Hand und eine gellende Stimme rief: „Ja, die hat recht." Und mitten unter ihnen stand mit grinsendem Gesicht der Grüne, und lustig schwankte die rothe Feder auf seinem Hute. Da hob der Schreck die Männer von dannen, sie stoben die Halde auf wie Spreu im Wirbelwinde.

Nur Christine, die Lindauerin, konnte nicht fliehen, sie erfuhr es, wie man den Teufel leibhaftig zu sehen kriegt, wenn man ihn an die Wand malt. Sie blieb stehen wie gebannt, mußte schauen die rothe Feder am Barett und wie das rothe Bärtchen lustig auf- und niedergieng im schwarzen Gesichte. Gellend lachte der Grüne den Männern nach, aber gegen Christine machte er ein zärtlich Gesicht und faßte mit höflicher Geberde ihre Hand. Christine wollte sie wegziehen, aber sie entrann dem Grünen nicht mehr, es war ihr, als zische Fleisch zwischen glühenden Zangen. Und schöne Worte begann er zu reden und zu den Worten zwitzerte lüstern sein roth Bärtchen auf und ab. So ein schön Weibchen habe er lange nicht gesehen, sagte er, das Herz lache ihm im Leibe; zudem habe er sie gerne muthig, und gerade die seien ihm die liebsten, welche stehen bleiben dürften, wenn die Männer davon liefen.

Wie er so redete, kam Christinen der Grüne immer weniger schreckhaft vor. Mit dem sei doch noch zu reden, dachte sie, und sie wüßte nicht warum davon laufen, sie habe schon viel wüstere gesehen. Der Gedanke kam ihr immer mehr, mit dem

ließe sich etwas machen, und wenn man recht mit ihm zu reden wüßte, so thäte er einem wohl einen Gefallen, oder am Ende könnte man ihn übertölpeln wie die andern Männer auch. Er wüßte gar nicht, fuhr der Grüne fort, warum man sich vor ihm scheue, er meine es doch so gut mit allen Menschen, und wenn man so grob gegen ihn sei, so müsse man sich nicht wundern, wenn er den Leuten nicht immer thue, was ihnen am liebsten sei. Da faßte Christine ein Herz und antwortete, er erschrecke aber die Leute auch, daß es schrecklich sei. Warum habe er ein ungetauft Kind verlangt, er habe doch von einem andern Lohn reden können, das komme den Leuten gar verdächtig vor, ein Kind sei immer ein Mensch und ungetauft eins aus den Händen geben, das werde kein Christ thun.

„Das ist mein Lohn, an den ich gewohnt bin, und um anderen fahre ich nicht, und was frägt man doch so einem Kinde nach, das noch niemand kennt. So jung giebt man sie am liebsten weg, hat man doch noch keine Freude an ihnen gehabt und keine Mühe mit ihnen. Ich aber habe sie je jünger desto lieber, je früher ich ein Kind erziehen kann auf meine Manier, um so weiter bringe ich es, dazu habe ich aber das Taufen gar nicht nöthig und will es nicht."

Da sah Christine wohl, daß er mit keinem andern Lohne sich werde begnügen wollen, aber es wuchs in ihr immer mehr der Gedanke, das wäre doch der einzige, der nicht zu betrügen wäre. Darum sagte sie: wenn aber einer etwas verdienen wolle, so müßte er sich mit dem Lohne begnügen, den man ihm geben könne, sie aber hätten gegenwärtig in keinem Hause ein ungetauft Kind und in Monatsfrist gäbe es keins und in dieser Zeit müßten die Buchen geliefert sein.

Da schwänzelte gar höflich der Grüne und sagte: „Ich begehre das Kind gar nicht zum voraus. Sobald man mir verspricht, das erste zu liefern ungetauft, welches geboren wird, so bin ich schon zufrieden."

Das gefiel Christine gar wohl. Sie wußte, daß es in geraumer Zeit kein Kind geben werde in ihrer Herren Gebiet. Wenn nur einmal der Grüne sein Versprechen gehalten und die Buchen gepflanzet seien, so brauche man ihm gar nichts mehr zu geben, weder ein Kind noch etwas Anderes; man lasse Messen lesen zu Schutz und Trutz und lache tapfer den Grünen aus, so dachte Christine. Sie dankte daher schon ganz herzhaft für das gute Anerbieten und sagte, es sei zu bedenken und sie wolle mit den Männern darüber reden.

„Ja," sagte der Grüne, „da ist gar nichts mehr weder zu denken noch zu reden. Für heute habe ich euch bestellt, und jetzt will ich den Bescheid; ich habe noch an gar vielen Orten zu thun und bin nicht bloß wegen euch da. Du mußt mir zu- oder absagen, nachher will ich von dem ganzen Handel nichts mehr wissen."

Christine wollte die Sache verdrehen, denn sie nahm sie nicht gerne auf sich,

sie wäre sogar gerne zärtlich geworden, um Stündigung zu erhalten, allein der Grüne war nicht aufgelegt, wankte nicht; jetzt oder nie, sagte er. Sobald aber der Handel geschlossen sei um ein einzig Kind, so wolle er in jeder Nacht so viel Buchen auf Bärhegen führen, als man ihm vor Mitternacht unten an den Kilchstalden liefere, dort wolle er sie in Empfang nehmen. „Nun, schöne Frau, bedenke dich nicht," sagte der Grüne und klopfte Christine holdselig auf die Wange.

Da klopfte doch ihr Herz, sie hätte lieber die Männer hineingestoßen, um hintendrein sie schuld geben zu können. Aber die Zeit drängte, kein Mann war da als Sündenbock, und der Glaube verließ sie nicht, daß sie listiger als der Grüne sei und wohl ein Einfall kommen werde, ihn mit langer Nase abzuspeisen. Darum sagte Christine, sie für ihre Person wolle zugesagt haben, wenn aber dann später die Männer nicht wollten, so vermöchte sie sich dessen nicht und er solle es sie nicht entgelten lassen. Mit dem Versprechen, zu thun was sie könne, sei er hinlänglich zufrieden, sagte der Grüne.

Jetzt schauderte es Christine doch an Leib und Seele, jetzt meinte sie, komme der schreckliche Augenblick, wo sie mit Blut von ihrem Blute dem Grünen den Akkord unterschreiben müsse. Aber der Grüne machte es viel leichtlicher und sagte, von hübschen Weibern begehre er nie eine Unterschrift, mit einem Kuß sei er zufrieden. Somit spitzte er seinen Mund gegen Christinens Gesicht und Christine konnte nicht fliehen, war wiederum wie gebannt, steif und starr. Da berührte der spitzige Mund Christinens Gesicht, und ihr war, als ob von spitzigem Eisen das Feuer durch Mark und Bein fahre, durch Leib und Seele, und ein gelber Blitz fuhr zwischen ihnen durch und zeigte Christinen freudig verzerrt des Grünen teuflisch Gesicht, und ein Donner fuhr über sie, als ob der Himmel zersprungen wäre.

Verschwunden war der Grüne und Christine stand wie versteinert, als ob tief in den Boden hinunter ihre Füße Wurzeln getrieben hätten in jenem schrecklichen Augenblick. Endlich war sie ihrer Glieder wieder mächtig, aber im Gemüthe brauste und sauste es ihr, als ob ein mächtiges Wasser seine Fluthen wälze über thurmhohe Felsen hinunter in schwarzen Schlund. Wie man im Donner der Wasser die eigene Stimme nicht hört, so ward Christine der eigenen Gedanken sich nicht bewußt im Tosen, das donnerte in ihrem Gemüthe. Unwillkürlich floh sie den Berg hinan, und immer glühender fühlte sie ein Brennen an ihrer Wange, da wo des Grünen Mund sie berührt; sie rieb, sie wusch, aber der Brand nahm nicht ab.

Es ward eine wilde Nacht. In Lüften und Klüften heulte und toste es, als ob die Geister der Nacht Hochzeit hielten in den schwarzen Wolken, die Winde die wilden Reigen spielten zu ihrem grausen Tanze, die Blitze die Hochzeitfackeln wären

und der Donner der Hochzeitsegen. In dieser Jahreszeit hatte man eine solche Nacht noch nie erlebt.

In finsterem Bergesthale regte es sich um ein großes Haus und viele drängten

sich um sein schirmend Obdach. Sonst treibt im Gewittersturm die Angst um den eigenen Heerd den Landmann unter das eigene Dach, und sorgsam wachend, so lange das Gewitter am Himmel steht, wahret und hütet er das eigene Haus. Aber jetzt war die gemeinsame Noth größer als die Angst vor dem Gewitter. Diese trieb sie in diesem Hause zusammen, an welchem vorbeigehen mußten die, welche der Sturm aus dem Münneberg trieb, und die, welche von Bärhegen sich geflüchtet. Den Graus der Nacht ob dem eigenen Elend vergessend, hörte man sie klagen und grollen über ihr Mißgeschick. Zu allem Unglück war noch das Toben der Natur gekommen. Pferde und Ochsen waren scheu geworden, betäubt, hatten Wagen zertrümmert, sich über Felsen gestürzt, und schwer verwundet stöhnte mancher im tiefen Schmerze, laut auf schrie mancher, dem man zerrissene Glieder einzog und zusammenband.

In das Elend hinein flüchteten sich auch in schauerlicher Angst die, welche den Grünen gesehen, und erzählten bebend die neue Erscheinung. Bebend

hörte die Menge, was die Männer erzählten, drängte sich aus dem weiten dunkeln Raume dem Feuer zu, um welches die Männer saßen, und wenn der Wind durch die Sparren fuhr oder Donner über dem Hause rollte, so schrie laut auf die Menge und meinte, es breche durch's Dach der Grüne, sich zu zeigen in ihrer Mitte. Als er aber nicht kam, als der Schreck vor ihm verging, als das alte Elend blieb und der Jammer der Leidenden lauter wurde, da stiegen allmählig die Gedanken auf, die den Menschen, der in der Noth ist, so gerne um seine Seele bringen. Sie begannen zu rechnen, wie viel mehr werth sie alle seien als ein einzig ungetauft Kind, sie vergaßen immer mehr, daß die Schuld an einer Seele tausendmal schwerer wiege als die Rettung von tausend und abermal tausend Menschenleben.

Diese Gedanken wurden allmählig laut und begannen sich zu mischen als verständliche Worte in das Schmerzensgestöhn der Leidenden. Man fragte näher nach dem Grünen, grollte, daß man ihm nicht besser Rede gestanden; genommen hätte er niemand, und je weniger man ihn fürchte, um so weniger thue er den Menschen. Dem ganzen Thale hätten sie vielleicht helfen können, wenn sie das Herz am rechten Orte gehabt hätten. Da begannen die Männer sich zu entschuldigen. Sie sagten nicht, daß es sich mit dem Teufel nicht spaßen lasse, daß, wer ihm ein Ohr leihe, bald den ganzen Kopf ihm geben müsse, sondern sie redeten von des Grünen schrecklicher Gestalt, seinem Flammenbarte, der feurigen Feder auf seinem Hute, einem Schloßthurm gleich, und dem schrecklichen Schwefelgeruch, den sie nicht hätten ertragen mögen. Christinens Mann aber, der gewöhnt worden war, daß sein Wort erst durch die Zustimmung seiner Frau Kraft erhielt, sagte, sie sollten nur seine Frau fragen, die könne ihnen sagen, ob es jemand habe aushalten mögen, und daß die ein kuraschirtes Weib sei, wüßten alle.

Da sahen alle nach Christine sich um, aber keiner sah sie. Es hatte jeder nur an seine Rettung gedacht und an andere nicht, und wie jetzt jeder am Trockenen saß, so meinte er, die andern säßen ebenso. Jetzt erst fiel allen bei, daß sie Christine seit jenem schrecklichen Augenblicke nicht mehr gesehen, und in's Haus war sie nicht gekommen. Da begann der Mann zu jammern und alle andern mit ihm, denn es ward ihnen allen, als ob Christine allein zu helfen wüßte. Plötzlich gieng die Thüre auf und Christine stand mitten unter ihnen, ihre Haare trieften, roth waren ihre Wangen und ihre Augen brannten noch dunkler als sonst in unheimlichem Feuer. Eine Theilnahme, deren Christine sonst nicht gewohnt war, empfieng sie, und jeder wollte ihr erzählen, was man gedacht und gesagt und wie man Kummer um sie gehabt. Christine sah bald, was alles zu bedeuten hatte, und verbarg ihre innere Gluth hinter spöttische Worte, warf den Männern ihre übereilte Flucht vor und wie keiner um ein arm Weib sich bekümmert und keiner sich umgesehen, was der

Grüne mit ihr beginne. Da brach der Sturm der Neugierde aus und jeder wollte zuerst wissen, was nun der Grüne mit ihr angefangen, und die hintersten hoben sich hoch auf, um besser zu hören und die Frau näher zu sehen, die dem Grünen so nahe gestanden. Sie sollte nichts sagen, meinte Christine zuerst, man habe es nicht um sie verdient, als Fremde sie übel geplaget im Thale, die Weiber ihr einen übeln Namen angehängt, die Männer sie allenthalben im Stiche gelassen, und wenn sie nicht besser gesinnet wäre als alle und wenn sie nicht mehr Muth als alle hätte, so wäre noch jetzt weder Trost noch Ausweg da. So redete Christine noch lange, warf harte Worte gegen die Weiber, die ihr nie hätten glauben wollen, daß der Bodensee größer sei als der Schloßteich, und je mehr man ihr anhielt, um so härter schien sie zu werden und stützte sich besonders darauf, daß, was sie zu sagen habe, man ihr übel auslegen, und wenn die Sache gut komme, ihr keinen Dank haben werde, komme sie aber übel, so lade man ihr alle Schuld auf und die ganze Verantwortung.

Als endlich die ganze Versammlung vor Christine wie auf den Knieen lag mit Bitten und Flehen und die Verwundeten laut aufschrien und anhielten, da schien Christine zu erweichen und begann zu erzählen, wie sie Stand gehalten und mit dem Grünen Abrede getroffen; aber von dem Kusse sagte sie nichts, nichts davon, wie er sie auf der Wange gebrannt und wie es ihr getoset im Gemüthe. Aber sie erzählte, was sie seither gesinnet im verschlagenen Gemüthe. Das Wichtigste sei, daß die Buchen nach Bärhegen geschafft würden; seien die einmal oben, so könne man immer noch sagen, was man machen wolle, die Hauptsache sei, daß bis dahin, so viel ihr bekannt, unter ihnen kein Kind werde geboren werden.

Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel allen wohl.

Nur ein junges Weibchen weinte gar bitterlich, daß man unter seinen Augen die Hände hätte waschen können, aber sagen that es nichts. Ein alt ehrwürdig Weib dagegen, hochgestaltet und mit einem Gesichte, vor dem man sonst sich beugen oder vor ihm fliehen mußte, trat in die Mitte und sprach: Gottvergessen sei es gehandelt, auf das Ungewisse das Gewisse zu stellen und zu spielen mit dem ewigen Leben. Wer mit dem Bösen sich einlasse, komme vom Bösen nimmer los, und wer ihm den Finger gebe, den behalte er mit Leib und Seele. Aus diesem Elende könne niemand helfen als Gott, wer ihn aber verlasse in der Noth, der versinke in der Noth. Aber diesmal verachtete man der Alten Rede und schweigen hieß man das junge Weibchen, mit Weinen und Heulen sei einem diesmal nicht geholfen, da bedürfe man Hülfe anderer Art, hieß es.

Räthig wurde man, bald die Sache zu versuchen. Bös könne das kaum

gehen im böseſten Falle; aber nicht das erſte Mal ſei es, daß Menſchen die ſchlimmſten Geiſter betrogen, und wenn ſie ſelbſt nichts wüßten, ſo fände wohl ein Prieſter Rath und Ausweg. Aber im finſtern Gemüthe ſoll mancher gedacht haben, wie er ſpäter bekannte, gar viel Geld und Umtriebe wage er nicht eines ungetauften Kindes wegen.

Als der Rath nach Chriſtinens Sinn gefaßt wurde, da war es, als ob alle Wirbelwinde über dem Hauſe zuſammenſtießen, die Heere der wilden Jäger vorüberſausten: die Pfoſten des Hauſes wankten, die Balken bogen ſich, Bäume ſplitterten am Hauſe wie Speere auf einer Ritterbruſt. Blaß wurden drinnen die Menſchen, Grauen überfiel ſie, aber den Rath lösten ſie nicht; bei grauendem Morgen begannen ſie ſeine Ausführung.

Schön und hell war der Morgen, Gewitter und Hexenwerk verſchwunden, die Aexte hieben noch einmal ſo ſcharf als ſonſt, der Boden war locker und jede Buche fiel gerade wie man ſie haben wollte, kein Wagen brach mehr, das Vieh war willig und ſtark und die Menſchen geſchützt vor jedem Unfall wie durch unſichtbare Hand.

Nur eines war ſonderbar. Unterhalb Sumiswald führte damals noch kein Weg in's hintere Thal; dort war noch Sumpf, den die zügelloſe Grüne bewäſſerte, man mußte den Stalden auf durch's Dorf fahren, an der Kirche vorbei. Sie fuhren wie an den frühern Tagen immer drei Züge auf einmal, um einander helfen zu können mit Rath, Kraft und Vieh, und hatten nun nur durch Sumiswald zu fahren, außerhalb des Dorfes den Kirchſtalden ab, an dem eine kleine Kapelle ſtand; unterhalb desſelben auf ebenem Wege hatten ſie die Buchen abzulegen. Sobald ſie den Stalden auf waren und auf ebenem Wege gegen die Kirche kamen, ſo ward das Gewicht der Wagen nicht leichter, ſondern ſchwerer und ſchwerer, ſie mußten Thiere vorſpannen, ſo viele ſie deren hatten, mußten unmenſchlich auf ſie ſchlagen, mußten ſelbſt Hand an die Speichen legen, dazu ſcheuten die ſanfteſten Roſſe, als ob etwas Unſichtbares vom Kirchhofe her ihnen im Wege ſtehe, und ein dumpfer Glockenton, faſt wie der verirrte Schall einer fernen Todtenglocke, kam von der Kirche her, daß ein eigenthümlich Grauen die ſtärkſten Männer ergriff und jedesmal Menſchen und Thiere bebten, wenn man gegen die Kirche kam. War man einmal vorbei, ſo konnte man ruhig fahren, ruhig abladen, ruhig zu friſcher Ladung wieder gehen.

Sechs Buchen lud man ſelbigen Tages neben einander ab an die abgeredete Stelle, ſechs Buchen waren am folgenden Morgen zu Bärhegen oben gepflanzet, und durch's ganze Thal hin hatte niemand eine Achſe gehört, die ſich umgedreht um ihre Spule, niemand der Fuhrleute üblich Geſchrei, der Pferde Wiehern, der Ochſen einförmig Gebrüll. Aber ſechs Buchen ſtanden oben, die konnte ſehen wer wollte,

und es waren die sechs Buchen, die man unten an dem Stalden hingelegt hatte, und nicht andere.

Da war das Staunen groß im ganzen Thale und die Neugierde regte sich bei männiglich. Absonderlich die Ritter nahm es wunder, welchen Pakt die Bauern geschlossen und auf welche Weise die Buchen zur Stelle geschafft würden. Sie hätten gerne auf heidnische Weise den Bauern das Geheimniß ausgepreßt. Allein sie sahen bald, daß die Bauern auch nicht alles wüßten, da sie selbst halb erschrocken waren. Zudem wehrte der von Stoffeln. Dem war es nicht nur gleichgültig, wie die Buchen nach Bärhegen kamen, im Gegentheil, wenn sie nur heraufkamen, so sah er gerne, daß die Bauern dabei geschont wurden. Er hatte wohl gesehen, daß der Spott der Ritter ihn zu einer Unbesonnenheit verleitet hatte, denn wenn die Bauern zu Grunde giengen, die Felder unbestellt blieben, so hatte die Herrschaft den größten Schaden dabei; allein was der von Stoffeln einmal gesagt hatte, dabei blieb es. Die Erleichterung, welche die Bauern sich verschafft, war ihm daher ganz recht, und es war ihm auch ganz gleichgültig, ob sie dafür ihre Seelen verschrieben; denn was giengen ihn der Bauern Seelen an, wenn einmal der Tod ihre Leiber genommen? Er lachte jetzt über seine Ritter und schützte die Bauern vor ihrem Muthwillen.

Diese wollten den Handel doch ergründen und sandten Knappen zur Wache; die fand man des Morgens halb todt in Gräben, wohin eine unsichtbare Hand sie geschleudert. Da zogen zwei Ritter hin nach Bärhegen: es waren kühne Degen, und wo ein Wagniß zu bestehen gewesen im Heidenland, da hatten sie es bestanden. Am Morgen fand man sie erstarrt am Boden, und als sie der Rede wieder mächtig waren, sagten sie, ein rother Ritter mit feuriger Lanze habe sie niedergerannt. Hie und da konnte eine neugierige Weibsseele sich nicht enthalten, wenn es Mitternacht war, durch eine Spalte oder Lucke nach dem Wege im Thale zu sehen. Alsbald wehete ein giftiger Wind sie an; das Gesicht schwoll auf; wochenlang konnte man weder Nase noch Augen sehen, den Mund mit Mühe finden. Da vergieng den Leuten das Spähen, und kein Auge sah mehr zu Thale, wenn Mitternacht über demselben lag.

Einmal aber kam plötzlich einen Mann das Sterben an; er bedurfte des letzten Trostes, aber niemand durfte den Priester holen, denn Mitternacht war nahe und der Weg führte am Kirchstalden vorbei. Da lief ein unschuldig Bübchen, Gott und Menschen lieb, aus Angst um den Vater ungeheißen Sumiswald zu. Als es gegen den Kirchstalden kam, sah es von dort die Buchen auffahren vom Boden, jede von zwei feurigen Eichhörnchen gezogen und nebenbei sah es reiten auf schwarzem Bocke einen grünen Mann, eine feurige Geisel hatte er in der Hand, einen feurigen Bart im Gesichte, und auf dem Hute schwankte glutroth eine Feder. So sei der

Zug gefahren hoch durch die Lüfte über alle Egg weg und schnell wie ein Augenblick. Solches sah der Knabe, und niemand that ihm was.

Noch waren nicht drei Wochen vergangen, so stunden neunzig Buchen auf Bärhegen, machten einen schönen Schattengang, denn alle schlugen üppig aus, keine einzige verdorrte. Aber die Ritter und auch der von Stoffeln ergiengen sich nicht oft darin, es wehte sie allemal ein heimlich Grauen an; sie hätten von der Sache lieber nichts mehr gewußt, aber keiner machte ihr ein Ende, es tröstete ein jeder sich: fehle es, so trage der andere die Schuld.

Den Bauern aber wohlete es mit jeder Buche, welche oben war, denn mit jeder Buche wuchs die Hoffnung, dem Herrn zu genügen, den Grünen zu betrügen; er hatte ja kein Unterpfand, und war die hundertste einmal oben, was frugen sie dann dem Grünen nach? Indessen waren sie der Sache noch nicht sicher; alle Tage fürchteten sie, er spiele ihnen einen Schabernack und lasse sie im Stiche. Am Ur-

bannstage brachten sie ihm die letzten Buchen an den Kilchstalden und alt und jung schlief wenig in selber Nacht; man konnte fast nicht glauben, daß er ohne Umstände und ohne Kind oder Pfand die Arbeit vollende.

Am folgenden Morgen, lange vor der Sonne, waren alt und jung auf den Beinen, in allen regte sich die gleiche neugierige Angst; aber lange wagte sich keiner auf den Platz, wo die Buchen lagen; man wußte nicht, lag dort eine Beize für die, welche den Grünen betrügen wollten.

Ein wilder Küherbub, der Zieger von der Alp gebracht, wagte es endlich, sprang voran und fand keine Buchen mehr, und keine Hinterlist that auf dem Platze sich kund. Noch trauten sie dem Spiele nicht; ihnen vorauf mußte der Küherbub nach Bärhegen. Dort war alles in der Ordnung, hundert Buchen standen in Reih und Glied, keine war verdorret, keinem aus ihnen lief das Gesicht auf, keinem that ein Glied weh. Da stieg der Jubel hoch in ihren Herzen und viel Spott gegen den Grünen und gegen die Ritter floß. Zum dritten Mal sandten sie aus den wilden Küherbub und ließen dem von Stoffeln sagen, es sei auf Bärhegen nun alles in der Ordnung, er möge kommen und die Buchen zählen. Dem aber ward es graulich und er ließ ihnen sagen, sie sollten machen, daß sie heimkämen. Gerne hätte er ihnen sagen lassen, sie sollten den ganzen Schattengang wieder wegschaffen, aber er that es nicht, seiner Ritter wegen, es sollte nicht heißen, er fürchte sich; aber er wußte nicht um der Bauern Pakt und wer sich in den Handel mischen könnte.

Als der Küherbub den Bescheid brachte, da schwollen die Herzen noch trotziger auf; die wilde Jugend tanzte im Schattengange, wildes Jodeln hallte von Kluft zu Kluft, von Berg zu Berg, hallte an den Mauern des Schlosses Sumiswald wieder. Bedächtige Alte warnten und baten, aber trotzige Herzen achten bedächtiger Alten Warnung nicht; wenn dann das Unglück da ist, so sollen es die Alten mit ihrem Zagen und Warnen herbeigezogen haben. Die Zeit ist noch nicht da, wo man es erkennt, daß der Trotz das Unglück aus dem Boden stampft. Der Jubel zog sich über Berg und Thal in alle Häuser, und wo noch eines Fingers lang Fleisch im Rauche hieng, da ward es gekocht, und wo noch eine Hand groß Butter im Hafen war, da wurde geküchelt.

Das Fleisch ward gegessen, die Küchli schwanden, der Tag war verronnen, und ein anderer Tag stieg am Himmel auf. Immer näher kam der Tag, an welchem ein Weib ein Kind gebären sollte, und je näher der Tag kam, um so dringlicher ward die Angst wieder, der Grüne werde sich wieder künden, fordern was ihm gehöre oder ihnen eine Beize legen.

Den Jammer jenes jungen Weibes, welches das Kind gebären sollte, wer

will ihn ermessen? Im ganzen Hause tönte er wieder, ergriff nach und nach alle Glieder des Hauses, und Rath wußte niemand, wohl aber, daß dem, mit dem man sich eingelassen, nicht zu trauen sei. Je näher die verhängnißvolle Stunde kam, um so näher drängte das arme Weibchen sich zu Gott, umklammerte nicht mit den Armen allein, sondern mit dem Leibe und der Seele und aus ganzem Gemüthe die heilige Mutter, bittend um Schutz um ihres gebenedeiten Sohnes willen. Und ihr ward immer klarer, daß im Leben und Sterben in jeder Noth der größte Trost bei Gott sei, denn wo der sei, da dürfe der Böse nicht sein und habe keine Macht.

Immer deutlicher trat der Glaube vor ihre Seele, daß wenn ein Priester des Herrn mit dem Allerheiligsten, dem heiligen Leibe des Erlösers, bei der Geburt zugegen wäre und bewaffnet mit kräftigen Bannsprüchen, so dürfte kein böser Geist sich nahen, und alsobald könnte der Priester das neugeborne Kind mit dem Sakramente der Taufe versehen, was die damalige Sitte erlaubte; dann wäre das arme Kind der Gefahr für immer entrissen, welche die Vermessenheit der Väter über dasselbe gebracht. Dieser Glaube stieg auch bei den andern auf, und der Jammer des jungen Weibes gieng ihnen zu Herzen, aber sie scheuten sich, dem Priester ihren Pakt mit dem Satan zu bekennen, und niemand war seither zur Beichte gegangen und niemand hatte ihm Rede gestanden. Er war ein gar sehr frommer Mann, selbst die Ritter des Schlosses trieben keinen Kurzweil mit ihm, denn er sagte ihnen die Wahrheit. Wenn einmal die Sache gethan sei, so könne er sie nicht mehr hindern, hatten die Bauern gedacht; aber jetzt war doch niemand gern der erste, der es ihm berichtete, das Gewissen sagte ihnen wohl warum.

Endlich drang einem Weibe der Jammer zu Herzen; es lief hin und offenbarte dem Priester den Handel und des armen Weibes Wunsch. Gewaltig entsetzte sich der fromme Mann, aber mit leeren Worten verlor er die Zeit nicht; kühn trat er für eine arme Seele in den Kampf mit dem gewaltigen Widersacher. Er war einer von denen, die den härtesten Kampf nicht scheuen, weil sie gekrönt werden wollen mit der Krone des Lebens und weil sie wohl wissen, es werde keiner gekrönt, er kämpfe denn recht.

Um's Haus, in welchem das Weib ihrer Stunde harrte, zog er den heiligen Bann mit geweihtem Wasser, den böse Geister nicht überschreiten dürfen, segnete die Schwelle ein, die ganze Stube, und ruhig gebar das Weib, und ungestört taufte der Priester das Kind. Ruhig blieb es auch draußen, am klaren Himmel flimmerten die hellen Sterne, leise Lüfte spielten in den Bäumen. Ein wiehernd Gelächter wollten die einen gehört haben von ferne her; die andern aber meinten, es seien nur die Käuzlein gewesen an des Waldes Saum.

Alle, die da waren, aber freuten sich höchlich, und alle Angst war verschwunden,

auf immer wie sie meinten; hätten sie den Grünen einmal angeführt, so könnten sie es immer thun mit dem gleichen Mittel.

Ein großes Mahl ward zugerichtet, weit her wurden die Gäste entboten. Umsonst mahnte der Priester des Herrn von Schmaus und Jubel ab, mahnte zu zagen und zu beten, denn noch sei der Feind nicht besiegt, Gott nicht gesühnt. Es sei ihm im Geiste, als dürfe er ihnen keine Buße zur Sühnung auferlegen, als nahe sich eine Buße gewaltig und schwer aus Gottes selbsteigner Hand. Aber sie hörten ihn nicht, wollten ihn befriedigen mit Speise und Trank. Er aber gieng betrübt weg, bat für die, welche nicht wüßten, was sie thäten, und rüstete sich mit Beten und Fasten zu kämpfen als ein getreuer Hirt für die anvertraute Herde.

Mitten unter den Jubilirenden ist auch Christine gesessen, aber sonderbar stille, mit glühenden Wangen, düstern Augen, seltsam sah man es zucken in ihrem Gesichte. Christine war bei der Geburt zugegen gewesen als erfahrene Wehmutter, war bei der plötzlichen Taufe zu Gevatter gestanden mit frechem Herzen ohne Furcht, aber wie der Priester das Wasser sprengte über das Kind und es taufte in den drei höchsten Namen, da war es ihr, als drücke man ihr plötzlich ein feurig Eisen auf die Stelle, wo sie des Grünen Kuß empfangen. In jähem Schrecken war sie zusammen gezuckt, das Kind fast zur Erde gefallen, und seither hatte der Schmerz nicht abgenommen, sondern ward glühender von Stunde zu Stunde. Anfangs war sie stille gesessen, hatte den Schmerz erdrückt und heimlich die schweren Gedanken gewälzet in ihrer erwachten Seele, aber immer häufiger fuhr sie mit der Hand nach dem brennenden Fleck, auf dem ihr eine giftige Wespe zu sitzen schien, die ihr einen glühenden Stachel bohre bis in's Mark hinein. Als keine Wespe zu verjagen war, die Stiche immer heißer wurden, die Gedanken immer schrecklicher, da begann Christine ihre Wange zu zeigen und zu fragen, was darauf zu sehen sei, und immer von neuem frug Christine, aber niemand sah etwas, und bald mochte niemand mehr mit dem Spähen auf den Wangen die Lust sich kürzen. Endlich konnte sie noch ein altes Weib erbitten; eben krähte der Hahn, der Morgen graute, da sah die Alte auf Christinens Wange einen fast unsichtbaren Fleck. Es sei nichts, das werde schon vergehen, sagte die Alte, und gieng weiter.

Und Christine wollte sich trösten, es sei nichts und werde bald vergehen; aber die Pein nahm nicht ab und unmerklich wuchs der kleine Punkt und alle sahen ihn und frugen sie, was es da Schwarzes gebe in ihrem Gesichte? Sie dachten nichts Besonderes, aber die Reden fuhren ihr wie Stiche in's Herz, weckten die schweren Gedanken wieder auf, und immer und immer mußte sie denken, daß auf den gleichen Fleck der Grüne sie geküßt, und daß die gleiche Glut, die damals wie ein Blitz durch ihr Gebein gefahren, jetzt bleibend in demselben brenne und zehre. So wich der

Schlaf von ihr, das Essen schmeckte ihr wie Feuerbrand, unstät lief sie hiehin, dorthin, suchte Trost und fand keinen, denn der Schmerz wuchs immer noch, und der schwarze Punkt ward größer und schwärzer; einzelne dunkle Streifen liefen von ihm aus, und nach dem Munde hin schien sich auf dem runden Flecke ein Höcker zu pflanzen.

So litt und lief Christine manchen langen Tag und manche lange Nacht und hatte keinem Menschen die Angst ihres Herzens geoffenbaret und was sie vom Grünen auf diese Stelle erhalten; aber wenn sie gewußt hätte, auf welche Weise sie dieser Pein los werden könnte, sie hätte alles im Himmel und auf Erden geopfert. Sie war von Natur ein vermessen Weib, jetzt aber ganz erwildet in wüthendem Schmerze.

Da geschah es, daß wiederum ein Weib ein Kind erwartete. Diesmal war die Angst nicht groß, die Leute wohlgemuth; sobald sie zu rechter Zeit für den Priester sorgten, meinten sie, des Grünen spotten zu können. Nur Christine war es nicht so. Je näher der Tag der Geburt kam, desto schrecklicher ward der Brand auf ihrer Wange, desto mächtiger dehnte der schwarze Punkt sich aus; deutliche Beine streckte er von sich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erschienen auf seinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig blitzte es aus demselben wie aus zwei Augen hervor. Laut auf schrien alle, wenn sie die giftige Kreuzspinne sahen auf Christinens Gesicht, und voll Angst und Grauen flohen sie, wenn sie sahen, wie sie fest saß im Gesichte, aus demselben herausgewachsen. Allerlei redeten die Leute, der eine rieth dies, der andere ein anderes, aber alle mochten Christine gönnen, was es auch sein mochte, und alle wichen ihr aus und flohen sie, wo es nur möglich war. Je mehr die Leute flohen, desto mehr trieb es Christine ihnen nach; sie fuhr von Haus zu Haus; sie fühlte wohl, der Teufel mahne sie an das verheißene Kind, und um das Opfer den Leuten einzureden mit mummumdenen Worten, fuhr sie ihnen nach in Höllenangst. Aber das kümmerte die andern wenig; was Christine peinigte, that ihnen nicht weh; was sie litt, hatte nach ihrer Meinung sie verschuldet, und wenn sie ihr nicht mehr entrinnen konnten, so sagten sie zu ihr: „Da siehe du zu. Keiner hat ein Kind verheißen, darum giebt auch keiner eins.“ Mit wüthender Rede setzte sie dem eigenen Manne zu. Dieser floh wie die andern, und wenn er nicht mehr fliehen konnte, so sprach er Christine kaltblütig zu, das werde schon bessern, das sei ein Malzeichen, wie gar viele deren hätten, wenn es einmal ausgewachsen sei, so höre der Schmerz auf und leicht sei es dann abzubinden.

Unterdessen aber hörte der Schmerz nicht auf, jedes Bein ward ein Höllenbrand, der Spinne Leib die Hölle selbst, und als des Weibes erwartete Stunde kam, da war es Christine, als umwalle sie ein Feuermeer, als wühlten feurige Messer in

ihrem Mark, als führen feurige Wirbelwinde durch ihr Gehirn. Die Spinne aber schwoll an, bäumte sich auf, und zwischen den kurzen Borsten hervor quollen giftig ihre Augen. Als Christine in ihrer glühenden Pein nirgends Theilnahme, die Kreisende wohl bewacht fand, da stürzte sie einer Wirbelsinnigen gleich den Weg entlang, den der Priester kommen mußte.

Raschen Schrittes kam derselbe der Halde entlang, begleitet vom handfesten Sigrist; die heiße Sonne und der steile Weg hemmten die Schritte nicht, denn es galt eine Seele zu retten, ein unendlich Unglück zu wenden, und von entferntem Kranken kommend, bangte dem Priester vor schrecklicher Säumniß. Verzweifelnd warf Christine sich ihm in den Weg, umfaßte seine Knie, bat um Lösung aus ihrer Hölle, um das Opfer des Kindes, das noch kein Leben kenne, und die Spinne schwoll noch höher auf, funkelte schrecklich schwarz in Christinens roth angelaufenem Gesichte, und mit gräßlichen Blicken glotzten sie nach des Priesters heiligen Geräthen und Zeichen. Dieser aber schob Christine rasch zur Seite und schlug das heilige Zeichen: er sah da den Feind wohl, aber er ließ den Kampf, um eine Seele zu retten. Christine aber fuhr auf, stürmte ihm nach und versuchte das Aeußerste; doch des Sigristen starke Hand hielt das Weib vom Priester ab und zur Zeit noch konnte er das Haus schützen, in geweihte Hände das Kind empfangen und in die Hände dessen legen, den die Hölle nie überwältigt. Draußen hatte unterdessen Christine einen schrecklichen Kampf gekämpfet. Sie wollte das Kind ungetauft in ihre Hände, wollte hin in's Haus, aber starke Männer wehrten es.

Windstöße stießen an das Haus, der fahle Blitz umzüngelte es, aber die Hand des Herrn war über ihm; es wurde das Kind getauft und Christine umkreiste vergeblich und machtlos das Haus. Von immer wilderer Höllenqual ergriffen stieß sie Töne aus, die nicht Tönen glichen einer Menschenbrust; das Vieh schlotterte in den Ställen und riß von den Stricken; die Eichen im Walde rauschten auf, sich entsetzend.

Im Hause begann der Jubel über den neuen Sieg, des Grünen Ohnmacht, seiner Helfershelferin vergeblich Ringen; draußen aber lag Christine von entsetzlicher Pein zu Boden geworfen, und in ihrem feurigen Gesichte begannen Wehen zu kreisen, wie sie noch keine Wöchnerin erfahren auf Erden, und die Spinne im Gesichte schwoll immer höher auf und brannte immer glühender durch ihr Gebein.

Da war es Christine, als ob plötzlich das Gesicht ihr platze, als ob glühende Kohlen geboren würden, ihr gramselten über das Gesicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihr lebendig würde und glühend gramsle über den ganzen Leib weg. Da sah sie in der Blitze fahlem Scheine langbeinig giftig, unzählbare schwarze Spinnen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den ent-

schwundenen liefen langbeinig giftig unzählbare andere nach. Endlich sah sie keine mehr den frühern folgen, der Brand im Gesichte legte sich, die Spinne ließ sich nieder, ward zum fast unsichtbaren Punkte wieder, schaute mit erlöschenden Augen

ihrer Höllenbrut nach, die sie geboren hatte und ausgesandt zum Zeichen, wie der Grüne mit sich spaßen lasse.

Matt, einer Wöchnerin gleich, schlich Christine nach Hause; wenn schon die Glut so heiß nicht mehr brannte auf dem Gesichte, die Glut im Herzen hatte nicht abgenommen; wenn schon die matten Glieder nach Ruhe sich sehnten, der Grüne ließ ihr keine Ruhe mehr; wen er einmal hat, dem macht er es so.

Drinnen im Hause da jubelten sie und freuten sich und hörten lange nicht, wie das Vieh brüllte und tobte im Stalle. Endlich fuhren sie doch auf, man gieng nachzusehen, schreckensblaß kamen die wieder, die gegangen waren, und brachten die Kunde, die schönste Kuh liege todt, die übrigen tobten und wütheten, wie sie es nie gesehen. Da sei es nicht richtig, etwas Absonderliches walte da. Da verstummte der Jubel, alles lief nach dem Vieh, dessen Gebrüll erscholl über Berg und Thal, aber keiner hatte Rath. Gegen den Zauber versuchte man weltliche und geistliche Künste, aber alle umsonst; ehe noch der Tag graute, hatte der Tod das sämmtliche Vieh gestreckt. Wie es aber hier stumm wurde, so begann es da zu brüllen und dort zu brüllen; die da waren, hörten wie in ihre Ställe die Noth gebrochen, wehlich das Vieh seine Meister zu Hülfe rief in seiner grausen Angst.

Als ob die Flamme aus ihrem Dache schlüge, eilten sie heim, aber Hülfe brachten sie keine; hier wie dort streckte der Tod das Vieh; Wehgeschrei von Menschen

und Thieren erfüllten Berge und Thäler, und die Sonne, welche das Thal so fröhlich verlassen, sah in entsetzlichen Jammer hinein. Als die Sonne schien, sahen endlich die Menschen, wie es in den Ställen, in denen das Vieh gefallen war, wimmle von zahllosen schwarzen Spinnen. Diese krochen über das Vieh, das Futter, und was sie berührten, war vergiftet, und was lebendig war, begann zu toben, ward bald vom Tode gestreckt. Von diesen Spinnen konnte man keinen Stall, in dem sie waren, säubern, es war als wüchsen sie aus dem Boden herauf; konnte keinen Stall, in dem sie nicht waren, vor ihnen behüten, unversehens krochen sie aus allen Wänden, fielen haufenweise von der Diele. Man trieb das Vieh auf die Weiden, man trieb es nur dem Tode in den Rachen. Denn wie eine Kuh auf eine Weide den Fuß setzte, so begann es lebendig zu werden am Boden, schwarze lange Spinnen sproßten auf, schreckliche Alpenblumen, krochen auf am Vieh, und ein fürchterlich wehlich Geschrei erschallte von den Bergen nieder zu Thale. Und alle diese Spinnen sahen der Spinne auf Christinens Gesicht ähnlich wie Kinder der Mutter, und solche hatte man noch keine gesehen.

Das Geschrei der armen Thiere war auch zum Schlosse gedrungen, und bald kamen ihm auch Hirten nach, verkündend, daß ihr Vieh gefallen von den giftigen Thieren, und in immer höherm Zorne vernahm der von Stoffeln, wie Herde um Herde verloren gegangen, vernahm, welchen Pakt man mit dem Grünen gehabt, wie man ihn zum zweiten Male betrogen und daß die Spinnen so ähnlich seien wie Kinder der Mutter der Spinne in der Lindauerin Gesicht, die mit dem Grünen den Bund gemacht alleine und nie rechten Bericht darüber gegeben. Da ritt der von Stoffeln in grimmem Zorn den Berg hinauf und donnerte die Armen an, daß er nicht um ihretwillen Herde um Herde verlieren wolle, um was er geschädigt worden, müßen sie ersetzen, und was sie versprochen, das müßten sie halten, was sie freiwillig gethan, das müßten sie tragen. Schaden leiden ihretwegen wolle er nicht, oder leide er, so müßten sie ihn büßen tausendfältig. Sie könnten sich vorsehen. So redete er zu ihnen, unbekümmert um das, was er ihnen zumuthete, und daß er sie dazu getrieben, fiel ihm nicht bei, und was sie gethan, rechnete er ihnen zu.

Den meisten schon war es aufgedämmert, daß die Spinnen eine Plage des Bösen seien, eine Mahnung, den Pakt zu halten, und daß Christine Näheres darum wissen müsse, ihnen nicht alles gesagt habe, was sie mit dem Grünen verhandelt. Nun zitterten sie wieder vor dem Grünen, lachten seiner nicht mehr, zitterten vor ihrem weltlichen Herrn; und wenn sie jenen befriedigten, was sagte der geistliche Herr dazu, erlaubte er es und hätte dann der keine Buße für sie? So in der Angst versammelten sich die angesehensten in einsamer Scheuer, und Christine mußte kommen und klaren Bescheid geben, was sie eigentlich verhandelt.

Christine kam verwildert, rachedurstig, auf's neue von der wachsenden Spinne gefoltert.

Als sie das Zagen der Männer sah und keine Weiber, da erzählte sie punktum, was ihr begegnet, wie der Grüne sie schnell beim Worte genommen und ihr zum Pfande einen Kuß gegeben, den sie nicht mehr geachtet als andere. Wie ihr jetzt auf selbigem Fleck die Spinne gewachsen sei unter Höllenpein vom Augenblicke an, als man das erste Kind getauft. Wie die Spinne, eben als man das zweite Kind getauft und den Grünen genarrt, unter Höllenpein die Spinnen geboren in ungemessener Zahl; denn narren lasse er sich nicht ungestraft, wie sie es fühle in tausendfachen Todesschmerzen. Jetzt wachse die Spinne wieder, die Pein mehre sich, und wenn das nächste Kind nicht des Grünen werde, so wisse niemand, wie gräßlich die einbrechende Plage sei, wie gräßlich des Ritters Rache.

So erzählte Christine und die Herzen der Männer bebten, und lange wollte keiner reden. Nach und nach kamen aus den angstgepreßten Kehlen abgebrochene Laute hervor, und wenn man sie zusammensetzte, so meinten sie gerade was Christine meinte, aber kein einzelner hatte seine Einwilligung gegeben in ihren Rath. Nur einer stand auf und redete kurz und deutlich, das Beste scheine ihm, Christine todt zu schlagen, sei einmal die todt, so könne der Grüne an der Todten sich halten, habe keine Handhabe mehr an den Lebendigen. Da lachte Christine wild auf, trat ihm unter das Gesicht und sagte, er solle zuschlagen, ihr sei es recht, aber der Grüne wolle nicht sie, sondern ein ungetauft Kind, und wie er sie gezeichnet, eben so gut könne er die Hand zeichnen, die an ihr sich vergreife. Da zuckte es in des Mannes Hand, der allein geredet, er setzte sich und hörte schweigend dem Rathe der andern. Und abgebrochen, wo keiner alles sagte, sondern jeder nur etwas, das wenig bedeuten sollte, kam man überein, das nächste Kind zu opfern, aber keiner wollte seine Hand bieten dazu, niemand das Kind an den Kilchstalden tragen, wo man die Buchen hingelegt hatte. Zum allgemeinen Besten, wie sie meinten, den Teufel zu brauchen, hatte keiner sich gescheut, aber persönliche Bekanntschaft mit ihm zu machen begehrte keiner. Da erbot sich Christine willig dazu; denn hat man einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, so kann es das zweite Mal wenig mehr schaden. Man wußte wohl, wer das nächste Kind gebären sollte, aber man redete nichts davon und der Vater desselben war nicht zugegen.

Verständigt mit und ohne Worte gieng man aus einander.

Das junge Weib, welches in jener grauenvollen Nacht, wo Christine Bericht vom Grünen brachte, gezaget und geweinet hatte, sie wußte damals nicht warum, erwartete nun das nächste Kind. Die frühern Vorgänge machten sie nicht getrost und zuversichtlich; eine unnennbare Angst lag auf ihrem Herzen, sie konnte sie weder

mit Beten noch Beichten wegbringen. Ein verdächtiges Schweigen schien ihr sie zu umringen; niemand sprach von der Spinne mehr; verdächtig schienen ihr alle Augen, die auf ihr ruhten, schienen ihr zu berechnen die Stunde, in welcher sie ihres Kindes habhaft werden, den Teufel versöhnen könnten.

So einsam und verlassen fühlte sie sich gegen die unheimliche Macht um sich; keinen Beistand hatte sie als ihre Schwiegermutter, eine fromme Frau, die zu ihr stund, aber was vermag eine alte Frau gegen eine wilde Menge? Sie hatte ihren Mann; der hatte alles Gute wohl versprochen, aber wie jammerte der um sein Vieh und gedachte so wenig des armen Weibes Angst! Es hatte der Priester verheißen zu kommen, so schnell und so früh zu kommen, als man ihn verlange, aber was konnte begegnen vom Augenblicke an, da man gesandt, bis daß er kam, und das arme Weib hatte keinen zuverlässigern Boten als den eigenen Mann, der ihm Schutz und Wache sein sollte, und sie wohnte dazu noch mit Christine in einem Hause und ihre Männer waren Brüder und keine eigenen Verwandten hatte sie; als Waise war sie in's Haus gekommen! Man kann sich des armen Weibes Herzensangst denken. Nur im Beten mit der frommen Mutter fand sie einiges Vertrauen, das alsobald wieder schwand, sobald sie in die bösen Augen sah.

Unterdessen war die Krankheit noch immer da; sie unterhielt den Schrecken. Freilich nur hie und da fiel ein Stück, nur selten zeigten sich die Spinnen. Aber sobald bei jemand der Schreck nachließ, sobald irgend einer dachte oder sagte, das Uebel lasse von selbsten nach und man sollte sich wohl bedenken, ehe man an einem Kinde sich versündige, so nahm Christinens Höllenpein zu, die Spinne blähte sich hoch auf, und dem, der so gedacht oder geredet, kehrte mit neuer Wuth der Tod in seine Heerde ein. Je näher die erwartete Stunde kam, um so mehr schien die Noth wieder zuzunehmen, und sie erkannten, daß sie bestimmte Abrede treffen müßten, wie sie des Kindes sicher und sonder Fehl sich bemächtigen könnten. Den Mann fürchteten sie am meisten, und Gewalt gegen ihn zu brauchen, war ihnen zuwider. Da übernahm Christine, ihn zu gewinnen, und sie gewann ihn. Er wollte um die Sache nicht wissen, seinem Weibe zu Willen sein, den Priester holen, aber nicht eilen, und was in seiner Abwesenheit vorgehe, darnach wolle er nicht fragen. So fand er sich mit seinem Gewissen ab. Mit Gott wolle er sich durch Messen abfinden, und für des armen Kindes Seele sei vielleicht auch noch etwas zu thun, dachte er, vielleicht gewinne der fromme Priester es dem Teufel wieder ab, dann seien sie aus dem Handel, hätten das Ihre gethan und den Bösen doch geprellt. So dachte der Mann, und jedenfalls, es möge nun gehen, wie es wolle, so habe er an der ganzen Sache keine Schuld, sobald er nicht mit selbsteigenen Händen dabei thätig sei.

So war das arme Weibchen verkauft und wußte es nicht, hoffte mit Bangen

nach Rettung, und beschlossen im Rathe der Menschen war der Stoß in sein Herz — aber was der droben beschlossen hatte, das deckten noch die Wolken, die vor der Zukunft liegen.

Das Jahr war gewitterhaft und die Ernte gekommen; alle Kräfte wurden angespannt, um in den heitern Stunden das Korn unter das sichere Dach zu bringen. Es war ein heißer Nachmittag, schwarze Häupter streckten die Wolken über die dunkeln Berge empor, ängstlich um's Dach flatterten die Schwalben, und dem armen Weibchen ward so eng und bang allein im Hause, denn selbst die Großmutter war draußen auf dem Acker zu helfen, mit dem Willen mehr als mit der That. Da zuckte zweischneidend der Schmerz ihr durch Mark und Bein, es dunkelte vor ihren Augen, sie fühlte das Nahen ihrer Stunde und war allein. Die Angst trieb sie aus dem Hause; schwerfällig schritt sie dem Acker zu, aber bald mußte sie sich niedersetzen; sie wollte in die Ferne die Stimme schicken, aber diese wollte nicht aus der beklemmten Brust. Bei ihr war ein klein Bübchen, das erst seine Beinchen brauchen lernte, das nie noch auf eignen Beinen auf dem Acker gewesen war, sondern nur auf der Mutter Arm. Dieses Bübchen mußte das arme Weib als ihren Boten brauchen, wußte nicht, ob es den Acker finden, ob seine Beinchen dahin es tragen würden. Aber das treue Bübchen sah, in welcher Angst die Mutter war, und lief und fiel und stand wieder auf, und die Katze jagte seine Kaninchen, Tauben und Hühner liefen ihm um die Füße, stoßend und spielend sprang sein Lamm ihm nach; aber das Bübchen sah alles nicht, ließ sich nicht säumen und richtete treulich seine Botschaft aus.

Athemlos erschien die Großmutter, aber der Mann sämmte; nur das Fuder solle er noch aufladen, hieß es. Eine Ewigkeit verstrich, endlich kam er, und wiederum verstrich eine Ewigkeit, endlich gieng er langsam auf den langen Weg, und in Todesangst fühlte das arme Weib, wie ihre Stunde schneller und schneller nahte.

Frohlockend hatte Christine draußen auf dem Acker allem zugesehen. Heiß brannte wohl die Sonne zu der schweren Arbeit, aber die Spinne brannte fast gar nicht mehr, und leicht schien ihr der Gang in den nächsten Stunden. Sie trieb fröhlich die Arbeit und eilte mit dem Heimgehen nicht, wußte sie doch, wie langsam der Bote war. Erst als die letzte Garbe geladen war und Windstöße das nahe Gewitter verkündeten, eilte Christine ihrer Beute zu, die ihr gesichert war. So meinte sie. Und als sie heimgieng, da winkte sie bedeutungsvoll manchem Begegnenden; sie nickten ihr zu, trugen rasch die Botschaft heim; da schlotterte manches Knie und manche Seele wollte beten in unwillkürlicher Angst, aber sie konnte nicht.

Drinnen im Stübchen wimmerte das arme Weib und zu Ewigkeiten wurden die Minuten, und die Großmutter vermochte den Jammer nicht zu stillen mit Beten

und Trösten. Sie hatte das Stübchen wohl verschlossen und schweres Geräthe vor die Thüre gestellt. So lange sie allein im Hause waren, war es noch dabei zu sein, aber als sie Christine heimkommen sahen, als sie schleichende Tritte an der Thüre hörten, als sie draußen noch manch andern Tritt hörten und heimliches Flüstern, kein Priester sich zeigte, kein anderer treuer Mensch, und näher und näher der sonst so ersehnte Augenblick trat, da kann man sich denken, in welcher Angst die armen Weiber schwammen, wie in siedendem Oele, ohne Hülfe und ohne Hoffnung. Sie hörten, wie Christine nicht von der Thüre wich; es fühlte das arme Weib ihrer wilden Schwägerin feurige Augen durch die Thüre hindurch, und sie brannten sie durch Leib und Seele. Da wimmerte das erste Lebenszeichen eines Kindes durch die Thüre, unterdrückt so schnell als möglich, aber zu spät. Die Thüre flog auf von wüthendem, vorbereitetem Stoße, und wie auf seinen Raub der Tiger stürzt, stürzt Christine auf die arme Wöchnerin. Die alte Frau, die dem Sturm sich entgegenwirft, fällt nieder; in heiliger Mutterangst rafft die Wöchnerin sich auf, aber der schwache Leib bricht zusammen, in Christinens Händen ist das Kind; ein gräßlicher Schrei bricht aus dem Herzen der Mutter, dann hüllt sie in schwarzen Schatten die Ohnmacht.

Zagen und Grauen ergriff die Männer, als Christine mit dem geraubten Kinde herauskam. Das Ahnen einer grausen Zukunft gieng ihnen auf, aber keiner hatte Muth, die That zu hemmen, und die Furcht vor des Teufels Plagen war stärker, als die Furcht vor Gott. Nur Christine zagte nicht; glühend leuchtete ihr Gesicht, wie es dem Sieger leuchtet nach überstandenem Kampfe; es war ihr, als ob die Spinne in sanftem Jucken ihr liebkose; die Blitze, die auf ihrem Wege zum Kilchstalden sie umzüngelten, schienen ihr fröhliche Lichter, der Donner ein zärtlich Grollen, ein lieblich Säuseln der racheschnaubende Sturm.

Hans, des armen Weibes Mann, hatte sein Versprechen nur zu gut gehalten. Langsam war er seines Weges gegangen, hatte bedächtig jeden Acker beschaut, jedem Vogel nachgesehen, den Fischen im Bache abgewartet, wie sie sprangen und Mücken fiengen vor dem eintretenden Gewitter. Dann juckte er vorwärts, rasche Schritte that er, einen Ansatz zum Springen nahm er; es war etwas in ihm, das ihn jagte, das ihm die Haare auf dem Kopfe emportrieb, es war das Gewissen, das ihm sagte, was ein Vater verdiene, der Weib und Kind verrathe, es war die Liebe, die er doch noch hatte zu seinem Weibe und seiner Leibesfrucht. Aber dann hielt ihn wieder ein Anderes, und das war stärker als das erste, es war die Furcht vor den Menschen, die Furcht vor dem Teufel und die Liebe zu dem, was dieser ihm nehmen konnte. Dann gieng er wieder langsamer, langsam wie ein Mensch, der seinen letzten Gang thut, der zu seiner Richtstätte geht. Vielleicht war es auch so; weiß doch gar mancher

Mensch nicht, daß er den letzten Gang thut; wenn er es wüßte, er thäte ihn nicht oder anders.

So war es spät geworden, ehe er auf Sumiswald kam. Schwarze Wolken jagten über den Münneberg her; schwere Tropfen fielen, versengten im Staube, und dumpf begann das Glöcklein im Thurme die Menschen zu mahnen, daß sie denken möchten an Gott und ihn bitten, daß er sein Gewitter nicht zum Gerichte werden lasse über sie. Vor seinem Hause stand der Priester, zu jeglichem Gange gerüstet, damit er bereit sei, wenn sein Herr, der über seinem Haupte daher fuhr, zu einem Sterbenden, zu einem brennenden Hause oder sonst wohin ihn rufe. Als er Hans kommen sah, erkannte er den Ruf zum schweren Gange, schürzte sein Gewand und sandte Botschaft seinem läutenden Sigrist, daß er sich ablösen lasse am Glockenstrang und sich einfinde zu seinem Begleit. Unterdessen stellte er Hans einen Labetrunk vor, so wohlthätig nach raschem Laufe in schwüler Luft, dessen Hans nicht bedürftig war; der Priester ahnte die Tücke des Menschen nicht. Bedächtig labte sich Hans. Zögernd fand der Sigrist sich ein und nahm gerne Theil an dem Trunke, den Hans ihm bot. Gerüstet stand vor ihnen der Priester, verschmähend jeden Trank, den er zu solchem Gang und Kampf nicht bedurfte. Er hieß ungerne von der Kanne weggehen, die er aufgestellt, ungerne verletzte er die Rechte des Gastes, aber er kannte ein Recht, das höher war als das Gastrecht, das säumige Trinken fuhr ihm zornig durch die Glieder.

Er sei fertig, sagte er endlich, ein bekümmert Weib harre, und über ihm sei eine grauenvolle Unthat, und zwischen das Weib und die Unthat müsse er stehen mit heiligen Waffen, darum sollten sie nicht säumen, sondern kommen, droben werde wohl noch etwas sein für den, der den Durst hier unten nicht gelöscht. Da sprach Hans, des harrenden Weibes Mann, es eile nicht so sehr, bei seinem Weibe gehe jede Sache schwer. Und alsobald flammte ein Blitz in die Stube, daß alle geblendet waren, und ein Donner brach los über dem Hause, daß jeder Pfosten am Hause, jedes Glied im Hause bebte. Da sprach der Sigrist, als er seinen Segensspruch vollendet: „Hört, wie es macht draußen, und der Himmel hat selbst bestätigt, was Hans gesagt, daß wir warten sollen, und was nützte es, wenn wir giengen, lebendig kämen wir doch nimmer hinauf, und er selbst hat ja gesagt, daß es bei seinem Weibe keine solche Eile habe."

Und allerdings stürmte ein Gewitter daher, wie man in Menschengedenken nicht oft erlebt. Aus allen Schlünden und Gründen stürmte es heran, stürmte von allen Seiten, von allen Winden getrieben über Sumiswald zusammen, und jede Wolke ward zum Kriegsheer und eine Wolke stürmte an die andere, jede Wolke wollte der andern ihr Leben, und eine Wolkenschlacht begann und das Gewitter stund und Blitz

auf Blitz ward entbunden und Blitz auf Blitz schlug zur Erde nieder, als ob sie sich einen Durchgang bahnen wollten durch der Erde Mitte auf der Erde andere Seite. Ohne Unterlaß brüllte der Donner, zornesvoll heulte der Sturm, geborsten war der Wolken Schoos, Fluthen stürzten nieder, aber seiner Gefährten wegen zauderte er. Aber als plötzlich und gewaltig die Wolkenschlacht losbrach, da hatte der Priester dem Sigristen nicht geantwortet, aber sich nicht niedergesetzt, und ein immer steigendes Bangen ergriff ihn, ein Drang kam ihn an, sich hinauszustürzen in der Elemente Toben; da ward ihm, als höre er durch des Donners schreckliche Stimme eines Weibes markdurchschneidenden Wehruf, der Donner ward ihm plötzlich zu Gottes schrecklichem Scheltwort seiner Säumniß, er machte sich auf, was auch die beiden andern sagen mochten. Er schritt, gefaßt auf alles, hinaus in die feurigen Wetter, in des Sturmes Wuth, der Wolken Fluth; langsam, unwillig kamen die beiden ihm nach.

Es sauste und brauste und tosete, als sollten die Töne zusammen schmelzen zur letzten Posaune, die der Welten Untergang verkündet, und feurige Garben fielen über das Dorf, als sollte jede Hütte aufflammen; aber der Diener dessen, der dem Donner seine Stimme giebt und den Blitz zu seinem Knechte hat, hat sich vor diesen Mitknechten des gleichen Herrn nicht zu fürchten, und wer auf Gottes Wegen geht, kann getrost Gottes Wettern das Seine überlassen. Darum schritt der Priester unerschrocken durch die Wetter dem Kilchstalden zu. Aber nicht in gleichem Muthe folgten ihm die andern, denn nicht am gleichen Orte war ihr Herz; sie wollten nicht den Kilchstalden ab, nicht in solchem Wetter, nicht in später Nacht, und Hans hatte noch einen besondern Grund, warum er nicht wollte. Sie baten den Priester umzukehren, auf andern Wegen zu gehen, Hans wußte nähere, der Sigrist bessere, beide warnten vor den Wassern im Thale, der aufgeschwollenen Grüne. Aber der Priester hörte nicht, achtete ihrer Rede nicht; von einem wunderbaren Drange getrieben, eilte er auf den Flügeln des Gebetes dem Kilchstalden zu, sein Fuß stieß an keinen Stein, sein Auge ward durch keinen Blitz geblendet; bebend und weit hinter ihm, gedeckt, wie sie meinten, durch das Heiligste, das der Priester selbsten trug, folgten Hans und der Sigrist ihm nach.

Als sie aber hinauskamen vor das Dorf, wo in's Thal hinunter der Stalden sich senkt, da steht der Priester plötzlich still und schirmt mit der Hand die Augen. Unterhalb der Kapelle schimmert in des Blitzes Schein eine rothe Feder, und des Priesters scharfes Auge sieht aus grünem Hage hervorragen ein schwarzes Haupt, und auf diesem schwankt die rothe Feder. Und wie er noch länger schaut, sieht er am jenseitigen Abhange in schnellstem Laufe, wie gejagt von des Windes wildestem

Stoße, daher fliegen eine wilde Gestalt dem dunkeln Haupte zu, auf dem einer Fahne gleich die rothe Feder schwankt.

Da loderte im Priester auf der heilige Kampfesdrang, der, den Bösen ahnend,

über die kömmt, die gottgeweihten Herzens sind, wie der Trieb über das Samenkorn kömmt, wenn das Leben in dasselbe dringt, wie er in die Blume dringt, wenn sie sich entfalten soll, wie er über den Helden kömmt, wenn sein Feind das Schwert erhebt. Und wie der Lechzende in des Stromes kühle Fluth, wie der Held zur Schlacht, stürzt der Priester den Stalden nieder, stürzt zum kühnsten Kampf, dringt zwischen den Grünen und Christine, die eben das Kindlein in des andern Arme legen will, mitten hinein, schmettert zwischen sie die drei höchsten heiligen Namen, hält das Heiligste dem Grünen an's Gesicht, sprengt heiliges Wasser über das Kind und trifft Christine zugleich. Da fährt mit fürchterlichem Wehegeheul der Grüne von dannen, wie ein glutrother Streifen zuckt er dahin, bis die Erde ihn verschlingt; vom geweihten Wasser berührt, schrumpft mit entsetzlichem Zischen Christine zusammen wie Wolle im Feuer, wie Kalk im Wasser, schrumpft zischend, Flammen sprühend zusammen bis auf die schwarze, hochaufgeschwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Gesichte, schrumpft mit dieser zusammen, zischt in diese hinein, und diese sitzt nun giftstrotzend trotzig mitten auf dem Kinde, und sprüht aus ihren Augen zornige Blicke dem Priester entgegen. Dieser sprengt ihr Weihwasser entgegen, es zischt wie auf heißem Steine gewöhnliches Wasser; immer größer wird die Spinne, streckt immer

weiter ihre schwarzen Beine aus über das Kind, glotzt immer giftiger den Priester an. Da faßt dieser in feurigem Glaubenszorn nach ihr mit kühner Hand. Es ist als wenn er griffe in glühende Stacheln hinein, aber unerschüttert greift er fest, schleudert das Ungeziefer weg, faßt das Kind und eilt mit ihm sonder Weile der Mutter zu.

Und wie sein Kampf zu Ende war, stillte sich auch der Kampf der Wolken, sie eilten wieder in ihre dunkeln Kammern; bald flimmerte in stillem Sternenlicht das Thal, in dem kurz vorher die wildeste Schlacht getobet, und fast athemlos ereilte der Priester das Haus, in welchem an Mutter und Kind die Frevelthat begangen worden.

Dort war die Mutter noch ohnmächtig, mit dem gellenden Schrei hatte sie ihr Leben fortgesendet; neben ihr saß betend die Alte, sie baute noch auf Gott, daß er mächtiger sei als der Teufel böse. Mit dem Kinde brachte der Priester der Mutter auch das Leben zurück. Als sie erwachend das Kindlein wieder sah, durchfloß sie eine Wonne, wie sie nur die Engel im Himmel kennen, und auf der Mutter Armen taufte der Priester das Kind im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Und jetzt war es entrissen des Teufels Gewalt auf immer, bis es sich ihm freiwillig übergeben wollte, aber vor dem hütete es Gott, in dessen Gewalt jetzt seine Seele übergeben worden, während der Leib von der Spinne vergiftet blieb.

Bald schied seine Seele wieder, und wie mit Brandflecken war das Leibchen gezeichnet. Die arme Mutter weinte wohl, aber wo jeder Theil wieder dahin gehet, wo er hingehöret, zu Gott die Seele, zur Erde der Leib, da findet sich der Trost ein, früher dem, später jenem.

Sobald der Priester sein heilig Amt verrichtet hatte, begann er ein seltsam Jucken zu fühlen in Hand und Arm, womit er die Spinne weggeschleudert. Kleine schwarze Flecken sah er auf der Hand, sichtbarlich wurden sie größer und schwollen auf; Todesschauer rieselte ihm durch's Herz. Er segnete die Weiber und eilte heim; die heiligen Waffen wollte er als getreuer Streiter wieder dahin bringen, wo sie hin gehörten, damit sie einem andern nach ihm zur Hand seien. Hochauf schwoll der Arm, schwarze Beulen quollen immer höher auf; er kämpfte mit des Todes Mattigkeit, aber er erlag ihr nicht.

Als er an den Kilchstalden kam, da sah er Hans, den gottvergeßnen Vater, von dem man nicht wußte, wo er geblieben, mitten im Wege auf dem Rücken liegen. Hochgeschwollen und brandschwarz war sein Gesicht, und mitten auf demselben saß groß und schwarz und grausig die Spinne. Als der Pfarrer kam, blähte sie sich auf, giftig bäumten sich die Haare auf ihrem Rücken, giftig und sprühend glotzten ihre

Augen ihn an, sie that wie die Katze, wenn sie sich rüstet zu einem Sprunge in ihres Todfeindes Gesicht. Da begann der Priester einen guten Spruch und hob die heiligen Waffen und die Spinne schrak zusammen, kroch langbeinig vom schwarzen

Gesichte, verlor sich zischend im Grase. Darauf gieng der Pfarrer vollends heim, stellte das Allerheiligste an seinen Ort, und während wilde Schmerzen den Leib zum Tode rissen, harrte in süßem Frieden seine Seele ihres Gottes, für den sie recht gestritten in kühnem Gotteskampfe, und lange ließ Gott sie nicht harren.

Aber solch süßer Friede, der still des Herren harret, war hinten im Thale, war oben auf den Bergen nicht.

Von dem Augenblicke an, als Christine mit dem geraubten Kinde den Berg hinunter gefahren war dem Teufel zu, war heilloser Schreck in alle Herzen gefahren. Während dem fürchterlichen Ungewitter bebten die Menschen in den Schrecken des Todes, denn ihre Herzen wußten wohl, wenn Gottes Hand vernichtend über sie komme, so sei es mehr als wohlverdient. Als das Gewitter vorüber war, lief die Kunde von Haus zu Haus, wie der Pfarrer das Kindlein zurückgebracht und getauft, aber kein Hans, keine Christine gesehen worden.

Der grauende Morgen fand lauter bleiche Gesichter, und die schöne Sonne

färbte sie nicht, denn alle wußten wohl, daß nun erst das Schreckliche kommen werde. Da hörte man, daß mit schwarzen Beulen der Pfarrer gestorben, man fand Hans mit schrecklichem Gesichte, und von der gräßlichen Spinne, in die Christine verwandelt worden, hörte man seltsam verwirrte Worte.

Es war ein schöner Erntetag, aber keine Hand rührte sich zur Arbeit; die Leute liefen zusammen, wie man pflegt am Tage nach dem Tage, an welchem ein großes Unglück begegnet ist. Sie fühlten erst jetzt in ihren bebenden Seelen so recht was es heiße, von irdischer Noth und Plage mit einer unsterblichen Seele sich loskaufen zu wollen, fühlten, daß ein Gott im Himmel sei, der alles Unrecht, das armen Kindern, die sich nicht wehren können, angethan wird, fürchterlich räche. So stunden sie bebend zusammen und jammerten, und wer bei den andern war, der durfte nicht mehr heim, und doch war Zank und Streit unter ihnen, und einer gab den andern Schuld, und jeder wollte abgemahnt und gewarnt haben, und jeder hatte nichts dawider, daß Strafe die Schuldigen treffe, sich und sein Haus wollte aber jeder ohne Strafe. Und wenn sie in diesem schrecklichen Harren und Streiten ein neu unschuldig Opfer gewußt hätten, es wäre keiner gewesen, der nicht an demselben gefrevelt, in der Hoffnung, sich selbst zu retten.

Da schrie mitten im Haufen einer entsetzlich auf, es war ihm, als sei er in einen glühenden Dorn getreten, als nagle man ihm mit glühendem Nagel den Fuß an den Boden, als ströme Feuer durch das Mark seiner Gebeine. Der Haufe fuhr aus einander, und alle Augen sahen nach dem Fuße, gegen den die Hand des Schreienden fuhr. Auf dem Fuße aber saß schwarz und groß die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh in die Runde. Da starrte allen das Blut in den Adern, der Athem in der Brust, der Blick im Auge, und ruhig und schadenfroh glotzte die Spinne umher, und der Fuß ward schwarz und im Leibe war's, als kämpfe zischend und wüthend Feuer mit Wasser. Endlich sprengte die Angst die Fesseln des Schreckens, der Haufe stob aus einander. Aber in wunderbarer Schnelle hatte die Spinne ihren ersten Sitz verlassen und kroch diesem über den Fuß und jenem an die Ferse, und Glut fuhr durch ihren Leib und ihr gräßlich Geschrei jagte die Fliehenden noch heftiger. In Windeseile, in Todesschrecken, wie das gespenstige Wild vor der wilden Jagd, stoben sie ihren Hütten zu, und jeder meinte hinter sich die Spinne, verrammelte die Thüre und hörte doch nicht auf zu beben in unsäglicher Angst.

Und einen Tag war die Spinne verschwunden, kein neues Todesgeschrei hörte man, die Leute mußten die verrammelten Häuser verlassen, mußten Speise suchen für's Vieh und für sich, sie thaten es mit Todesangst. Denn wo war jetzt die Spinne und konnte sie nicht hier sein und unversehens auf den Fuß sich setzen? Und wer am vorsichtigsten niedertrat und mit den Augen am schärfsten spähte, der

sah die Spinne plötzlich sitzend auf Hand oder Fuß, sie lief ihm über's Gesicht, saß schwarz und groß ihm auf der Nase und glotzte ihm in die Augen, feurige Stacheln wühlten sich in sein Gebein, der Brand der Hölle schlug über ihn zusammen, bis der Tod ihn streckte.

So war die Spinne bald nirgends, bald hier, bald dort, bald im Thale unten, bald auf den Bergen oben; sie zischte durch's Gras, sie fiel von der Decke, sie tauchte aus dem Boden auf. Am hellen Mittage, wenn die Leute um das Habermus saßen,

erschien sie glotzend unten am Tisch, und ehe die Menschen vom Schrecken aus einander gesprengt, war sie allen über die Hände gelaufen, saß oben am Tisch auf des Hausvaters Haupte und glotzte über den Tisch, über die schwarz werdenden Hände weg. Sie fiel des Nachts den Leuten in's Gesicht, begegnete ihnen im Walde, suchte sie heim im Stalle. Die Menschen konnten sie nicht meiden, sie war nirgends und allenthalben, konnten im Wachen vor ihr sich nicht schützen, waren schlafend vor ihr nicht sicher. Wenn sie am sichersten sich wähnten unter'm freien Himmel, auf eines Baumes Gipfel, so kroch Feuer ihnen den Rücken auf, der Spinne feurige Füße fühlten sie im Nacken, sie glotzte ihnen über die Achsel. Das Kind in der Wiege, den Greis auf dem Sterbebette schonte sie nicht; es war ein Sterben, wie man noch von keinem wußte, und das Sterben daran war schrecklicher, als man es je erfahren; und schrecklicher noch als das Sterben war die namenlose Angst vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends, die, wenn man am sichersten sich wähnte, einem todbringend plötzlich in die Augen glotzte.

Die Kunde von diesem Schrecken war natürlich alsobald in's Schloß gedrungen und hatte auch dorthin Schreck und Streit gebracht, so weit er bei den Regeln des Ordens stattfinden konnte. Dem von Stoffeln machte es bange, daß auch sie ebenso heimgesucht werden möchten wie früher ihr Vieh, und der verstorbene Priester hatte manches geäußert, welches ihm jetzt die Seele aufrührte. Er hatte ihm manchmal gesagt, daß alles Leid, welches er den Bauern anthue, auf ihn zurück fahre; aber er hatte es nie geglaubt, weil er meinte, Gott werde einen Unterschied zu machen wissen zwischen einem Ritter und einem Bauer, hätte er sie doch sonst nicht so verschieden erschaffen. Aber jetzt war ihm doch angst, es gehe nach des Priesters Wort, gab harte Worte seinen Rittern und meinte, es käme jetzt schwere Strafe ihrer leichtfertigen Worte wegen. Die Ritter aber wollten auch nicht schuld sein, und einer schob es dem andern zu, und wenn es auch keiner sagte, so meinten doch alle, das

gehe eigentlich nur den von Stoffeln an, denn wenn man es recht nehme, so sei der an allem schuld. Und neben diesem sahen sie einen jungen Polenritter an, der hatte eigentlich die meisten leichtfertigen Worte über das Schloß gesprochen und den von Stoffeln am stärksten zum neuen Bau und vermessenen Schattengange gereizt. Der war noch sehr jung, aber der wildeste von allen, und wenn es eine vermessene That galt, so war er voran; er war wie ein Heide und fürchtete weder Gott noch Teufel. Der merkte wohl, was die andern meinten, aber ihm nicht sagen durften, merkte auch ihre heimliche Angst. Darum höhnte er sie und sagte, wenn sie vor einer Spinne sich fürchteten, was sie dann gegen Drachen machen wollten? Dann wappnete er sich gut und ritt in's Thal hinauf, sich vermessend, nicht zurückkehren zu wollen, bis sein Stoß die Spinne hingestreckt, seine Faust sie zerdrückt. Wilde Hunde sprangen um ihn her, der Falke saß ihm auf der Faust, am Sattel hieng die Lanze, lustig

bäumte sich das Pferd. Halbschadenfroh, halb ängstlich sah man ihn aus dem Schlosse reiten und gedachte der nächtlichen Wache auf Bärhegen, wo die Kraft der weltlichen Waffen gegen diesen Feind so schlecht sich bewährt hatte.

Er ritt am Saume eines Tannenwaldes dem nächsten Gehöfte zu, scharfen

Auges spähend um und über sich. Als er das Haus erblickte, Leute darum, rief er den Hunden, machte das Haupt des Falken frei, lose klirrte in der Scheide der Dolch. Wie der Falke die geblendeten Augen zum Ritter kehrte, seines Winkes gewärtig, prallte er ab der Faust und schoß in die Luft, die hergesprungenen Hunde heulten auf und suchten mit dem Schweife zwischen den Beinen das Weite. Vergebens ritt und rief der Ritter, seine Thiere sah er nicht wieder. Da ritt er den Menschen zu, wollte Kunde einziehen, sie stunden ihm, bis er nahe kam. Da schrien sie gräßlich auf und flohen in Wald und Schlucht, denn auf des Ritters Helm saß schwarz, in übernatürlicher Größe die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh in's Land. Was er suchte, das trug der Ritter und wußte es nicht; in glühendem Zorne rief und ritt er den Menschen nach, rief immer wüthender, ritt immer toller, brüllte immer entsetzlicher, bis er und sein Roß über eine Fluh hinab zu Thale stürzten. Dort fand man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch hatten die Füße der Spinne sich gebrannt, dem Ritter bis in's Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden.

Da kehrte der Schreck erst recht ein in's Schloß; sie schloßen sich ein und fühlten sich doch nicht sicher; sie suchten nach geistigen Waffen, fanden aber lange niemanden, der sie zu führen wußte und zu führen wagte. Endlich ließ sich ein ferner Pfaffe locken mit Geld und Worten; er kam und wollte ausziehen mit heiligem Wasser und heiligen Sprüchen gegen den bösen Feind. Dazu aber stärkte er sich nicht mit Gebet und Fasten, sondern er tafelte des Morgens früh mit den Rittern und zählte die Becher nicht und lebte wohl an Hirsch und Bär. Dazwischen redete er viel von seinen geistigen Heldenthaten und die Ritter von ihren weltlichen, und die Becher zählte man sich nicht nach und die Spinne vergaß man. Da erlosch auf einmal alles Leben, die Hände hielten erstarrt Becher oder Gabel, der Mund blieb offen, stier waren alle Augen auf einen Punkt gerichtet; nur der von Stoffeln trank den Becher leer und erzählte an einer Heldenthat im Heidenlande. Aber auf seinem Kopfe saß groß die Spinne und glotzte um den Rittertisch, und der Ritter fühlte sie nicht. Da begann die Glut zu strömen durch Gehirn und Blut, gräßlich schrie er auf, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, aber die Spinne war nicht mehr dort, war in ihrer schrecklichen Schnelle den Rittern allen über ihre Gesichter gelaufen, keiner konnte es wehren; einer nach dem andern schrie auf, von Glut verzehrt, und von des Pfaffen Glatze nieder glotzte sie in den Greuel hinein, und mit dem Becher, der nicht aus seiner Hand wollte, wollte der Pfaffe den Brand löschen, welcher loderte vom Kopfe herab durch Mark und Bein. Aber dieser Waffe trotzte die Spinne und glotzte von ihrem Throne herab in den Greuel, bis der letzte Ritter den letzten Schrei ausgestoßen, am letzten Athemzuge geendet.

Im Schlosse blieben nur wenige Diener verschont, die nie Hohn mit den Bauern getrieben; sie erzählten wie schrecklich es gegangen. Das Gefühl, daß den Rittern ihr Recht geschehen, tröstete aber die Bauern nicht, der Schreck ward immer größer, gräßlicher. Mancher suchte zu fliehen. Die einen wollten das Thal verlassen, aber gerade die fielen der Spinne zu. Auf dem Wege fand man ihre Leichname. Andere flohen auf die hohen Berge, aber droben vor ihnen war die Spinne, und wenn sie sich gerettet glaubten, so saß ihnen die Spinne im Nacken oder im Gesicht. Das Unthier ward immer boshafter, immer teuflischer. Es überraschte nicht mehr unerwartet, brannte nicht mehr unversehens den Tod ein; es saß vor dem Menschen im Grase, hieng über ihm am Baume, glotzte ihn giftig an. Dann floh der Mensch, so weit seine Füße ihn trugen, und stund er athemlos stille, so saß die Spinne vor ihm und glotzte giftig ihn an. Floh er abermal und mußte er abermals die Schritte hemmen, so saß sie wieder vor ihm, und konnte er nicht mehr fliehen, dann erst kroch sie langsam an ihn heran und gab ihm den Tod. Da versuchte wohl mancher in der Verzweiflung Widerstand und ob die Spinne nicht zu tödten sei, warf zentnerige Steine auf sie und schlug, wenn sie vor ihm im Grase saß, mit Keulen, mit Beilen nach ihr; aber alles war umsonst, der schwerste Stein erdrückte sie nicht, das schärfste Beil verletzte sie nicht, unversehens saß sie dem Menschen im Gesicht, unversehrt kroch sie an ihn heran. Flucht, Widerstand, alles war eitel. Da gieng alles Hoffen aus, und Verzweiflung füllte das Thal, saß auf den Bergen.

Ein einziges Haus hatte das Unthier bis dahin verschont und war nie in demselben erschienen: es war das Haus, in welchem Christine gewohnt, aus welchem sie das Kindlein geraubt. Ihren eigenen Mann hatte sie auf einsamer Weide angefallen; dort fand man seinen Leichnam fürchterlich zugerichtet wie keinen andern, seine Züge zerrissen in unaussprechlichem Schmerze; an ihm hatte sie ihren gräßlichsten Zorn ausgelassen, das gräßlichste Wiedersehen dem Ehemanne bereitet. Aber wie es zugieng, hatte niemand gesehen.

Zum Hause war sie noch nicht gekommen; ob sie es bis zuletzt sparen wollte oder ob sie sich scheute davor, das errieth man nicht.

Aber nicht weniger als an andern Orten war die Angst dort eingekehrt.

Das fromme Weibchen war genesen, und es zagte nicht für sich, aber fast sehr um sein treues Bübchen und dessen Schwesterchen und wachte über sie Tag und Nacht, und die treue Großmutter theilte ihre Sorgen und Wachen. Und gemeinsam beteten sie zu Gott, daß er ihnen ihre Augen offen halten möchte zur Wache, daß er sie erleuchten und stärken möchte zur Rettung der unschuldigen Kindlein.

Oft war es ihnen, wenn sie lange Nächte durch wachten, als sähen sie die

Spinne glimmen und glitzern im dunkeln Winkel, als glotze sie zum Fenster herein; dann ward ihre Angst groß, denn sie wußten keinen Rath, wie vor der Spinne die Kindlein schützen, und um so brünstiger baten sie Gott um seinen Rath und Beistand. Sie hatten allerlei Waffen zur Hand gelegt, aber wie sie hörten, daß der Stein seine Schwere, das Beil seine Schärfe verliere, sie wieder bei Seite gelegt. Da kam es der Mutter immer deutlicher vor, immer lebendiger in den Sinn: wenn jemand es wagen würde, die Spinne mit der Hand zu fassen, so vermöchte man sie zu überwältigen. Sie hörte auch von Leuten, die, als der Stein nichts half, mit der Hand sie zu erdrücken versuchten, allein vergeblich. Ein gräßlicher Glutstrom, der durch Hand und Arm zuckte, tilgte jede Kraft und brachte den Tod in's Herz. Es kam ihr auch vor, zu erdrücken vermöchte sie die Spinne nicht, aber sie erfassen dürfte sie wohl, und so viel Kraft würde ihr Gott verleihen, dieselbe irgend wohin zu thun, sie unschädlich zu machen. Sie hatte schon oft gehört, wie kundige Männer Geister eingesperrt hätten in ein Loch in Felsen oder Holz, welches sie mit einem Nagel zugeschlagen, und so lange den Nagel niemand ausziehe, müsse der Geist gebannt im Loche sein.

Gleiches zu versuchen drängte der Geist sie immer mehr. Sie bohrte ein Loch in den Bystel, der ihr am nächsten lag zur rechten Hand, wenn sie bei der Wiege saß, rüstete einen Zapfen, der scharf in's Loch paßte, weihte ihn mit geheiligtem Wasser, legte einen Hammer zurecht und betete nun Tag und Nacht zu Gott um Kraft zur That. Aber manchmal war das Fleisch stärker als der Geist, und schwerer Schlaf drückte ihr die Augen zu, dann sah sie im Traume die Spinne, glotzend auf ihres Bübchens goldenen Locken, dann fuhr sie aus dem Traume, fuhr nach des Bübchens Locken. Dort aber war keine Spinne, ein Lächeln saß auf seinem Gesichtchen, wie Kindlein lächeln, wenn sie ihren Engel im Traume sehen; der Mutter aber glitzerten in allen Ecken der Spinne giftige Augen entgegen, und auf lange wich der Schlaf von ihr.

So hatte sie auch einmal nach strengem Wachen der Schlaf überwältigt, und dicht umnachtete er sie. Da war es ihr, als stürze der fromme Priester, der in der Rettung ihres Kindleins gestorben, herbei aus weiten Räumen und rufe aus der Ferne her: „Weib, wache auf, der Feind ist da!" Dreimal rief er so, und erst beim dritten Mal rang sie sich aus des Schlafes engen Banden, aber wie sie die schweren Augenlieder mühsam hob, sah sie langsam, giftgeschwollen die Spinne schreiten über's Bettlein hinauf, dem Gesichte ihres Bübchens zu. Da dachte sie an Gott und ergriff mit rascher Hand die Spinne. Da fuhren Feuerströme von derselben aus, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis in's Herz hinein; aber Muttertreue und Mutterliebe drückten die Hand ihr zu, und zum Aushalten gab Gott die Kraft.

Unter tausendfachen Todesschmerzen drückte sie mit der einen Hand die Spinne in's bereitete Loch, mit der andern den Zapfen davor und schlug mit dem Hammer ihn fest.

Drinnen sauste und brauste es, wie wenn mit dem Meere die Wirbelwinde streiten, das Haus wankte in seinen Grundfesten, aber fest saß der Zapfen, gefangen blieb die Spinne.

Die treue Mutter aber freute sich noch, daß ihr Kindlein gerettet, dankte Gott für seine Gnade, dann starb sie auch den gleichen Tod wie alle, aber ihre

Muttertreue löschte die Schmerzen aus, und die Engel geleiteten ihre Seele zu Gottes Thron, wo alle Helden sind, die ihr Leben eingesetzt für andere, die für Gott und die Ihren alles gewagt. Nun war der schwarze Tod zu Ende. Ruhe und Leben kehrten in's Thal zurück. Die schwarze Spinne ward nicht mehr gesehen zur selben Zeit, denn sie saß in jenem Loche gefangen, wo sie jetzt noch sitzt."

„Was, dort im schwarzen Holz?" schrie die Gotte und fuhr eines Satzes vom Boden auf, als ob sie in einem Ameisenhaufen gesessen wäre. An jenem Holze hatte sie gesessen in der Stube. Und jetzt brannte sie der Rücken, sie drehte sich, sie schaute hinter sich, fuhr mit der Hand auf und ab und kam nicht aus der Angst, die schwarze Spinne sitze ihr im Nacken.

Auch den andern waren die Herzen zugeklemmt, aber der Großvater schwieg. Es war ein banges Schweigen über sie gekommen. Spott mochte niemand wagen, der Sache beistimmen auch nicht gerne; es hörte jeder lieber auf das erste Wort des andern, um darnach die eigene Rede richten zu können, so verfehlte man sich am wenigsten. Da kam die Hebamme, die schon mehrere Male gerufen hatte, ohne Antwort zu bekommen, hergelaufen, ihr Gesicht brannte hochroth, es war, als ob die Spinne auf demselben herumgekrochen sei. Sie begann zu schmälen, daß niemand kommen wollte, wie laut sie auch rufe. Das sei ihr doch auch eine wunderliche Sache; wenn man gekochet habe, so wolle niemand zum Tisch, und wenn dann alles nicht mehr gut sei, so solle sie schuld sein an allem, sie wisse wohl wie es gehe. So fettes Fleisch wie drinnen stehe, könne niemand mehr essen, wenn es kalt geworden; dazu sei es noch gar ungesund.

Nun kamen die Leute wohl, aber gar langsam, und keiner wollte der erste bei der Thüre sein, der Großvater mußte voran. Es war diesmal nicht sowohl die übliche Sitte, nicht den Schein haben zu wollen, als möge man nicht warten, bis man zum Essen komme, es war das Zögern, das alle befällt, wenn sie am Eingang stehen eines schauerlichen Ortes, und doch war drinnen nichts Schauerliches. Hell glänzten auf dem Tische, frisch gefüllt, die schönen Weinflaschen, zwei glänzende Schinken prangten, gewaltige Kalbs- und Schafbraten dampften, frische Züpfen lagen dazwischen, Teller mit Dateren, Teller mit dreierlei Küchlene waren dazwischen gezwängt, und auch die Kännchen mit dem süßen Thee fehlten nicht. So war's ein schönes Schauen, und doch achteten sich alle desselben wenig, aber alle sahen sich um mit ängstlichen Augen, ob nicht die Spinne aus irgend einer Ecke glitzere oder gar vom prangenden Schinken herab sie anglotze mit ihren giftigen Augen. Man sah sie nirgends, und doch machte niemand die üblichen Komplimente: was man doch sinne, noch so viel aufzustellen; wer das doch essen solle, man habe bereits mehr als zu viel, sondern alle drängten sich an die untern Ecken des Tisches, niemand wollte hinauf.

Umsonst mahnte man die Gäste nach oben und zeigte auf die leeren Plätze, sie stunden unten wie angenagelt; vergebens schenkte der Kindbettimann ein und rief,

sie sollten doch kommen und Gesundheit machen, es sei eingeschenkt. Da nahm derselbe die Gotte beim Arme und sagte: „Sei du das witzigeste und gieb das Exempel."

Aber mit aller Kraft, und die war nicht klein, sperrte sich die Gotte und rief: „Nicht um tausend Pfund sitze ich mehr da oben. Es gramselt mir den Rücken auf und nieder, als führe man mit Nesseln daran herum. Und säße ich dort vor dem Bystel, so fühlte ich die schreckliche Spinne sonder Unterlaß im Nacken."

„Daran bist du schuld, Großvater", sagte die Großmutter, „warum bringst du solche Dinge auf's Tapet. So etwas trägt heutzutage nichts mehr ab und kann dem ganzen Hause schaden. Und wenn einst die Kinder aus der Schule kommen und weinen und klagen, die andern Kinder hielten ihnen vor, ihre Großmutter sei eine Hexe gewesen und in's Bystel gebannt, so hast du es dann."

„Sei ruhig, Großmutter", sagte der Großvater, „man hat heutzutage alles bald wieder vergessen und behält nichts mehr lange im Gedächtniß wie ehedem. Man hat die Sache von mir haben wollen und es ist besser, die Leute vernehmen punktum die Wahrheit, als das sie selbst etwas ersinnen; die Wahrheit bringt unserm Hause

keine Unehre. Aber kommt und sitzet, seht, vor den Zapfen will ich selbsten sitzen. Bin ich doch schon viel tausend Tage da gesessen ohne Furcht und ohne Zagen und darum auch ohne Gefährde. Nur wenn böse Gedanken in mir aufstiegen, die dem Teufel zur Handhabe werden konnten, so war es mir, als schnurre es hinter mir, wie eine Katze schnurret, wenn man sich mit ihr anläßt, ihr den Balg streicht, ihr behaglich wird, und mir fuhr es den Rücken auf seltsam und absonderlich. Sonst aber hält sie sich mäuschenstill da innen, und so lange man hier außen Gott nicht vergißt, muß sie warten da innen."

Da faßten die Gäste Muth und setzten sich, aber ganz nahe zum Großvater rückte niemand. Jetzt endlich konnte der Kindbettimann vorlegen, legte ein mächtiges Stück Braten seiner Nachbarin auf den Teller, diese schnitt ein Stückchen davon ab und legte den Rest auf des Nachbars Teller, ihn mit dem Daumen von der Gabel streifend. So gieng das Stück um, bis einer sagte, er denke, er behalte es, es sei noch mehr, wo das gewesen sei. Ein neues Stück begann die Runde. Während der Kindbettimann einschenkte und vorlegte und die Gäste ihm sagten, er habe heute einen strengen Tag, gieng die Hebamme herum mit dem süßen Thee, stark gewürzt mit Safran und Zimmet, bot allen an und meinte, wer ihn liebe, solle es nur sagen, es sei für alle da. Und wer sagte, er sei Liebhaber, dem schenkte sie Thee in den Wein und sagte, sie liebe ihn auch, man möge den Wein viel besser ertragen, er mache einem nicht Kopfweh. Man aß und trank. Aber kaum war der Lärm vorbei, der allemal entsteht, wenn man hinter neue Gerichte geht, so ward man wieder stille, und ernst wurden die Gesichter, man merkte wohl, alle Gedanken waren bei der Spinne. Scheu und verstohlen blickten die Augen nach dem Zapfen hinter des Großvaters Rücken, und doch schente jeder sich, wieder davon anzufangen.

Da schrie laut auf die Gotte und wäre fast vom Stuhle gefallen. Eine Fliege war über den Zapfen gelaufen, sie hatte geglaubt, der Spinne schwarze Beine gramselten zum Loche heraus, und zitterte vor Schreck am ganzen Leibe. Kaum ward sie ausgelacht; ihr Schreck war willkommener Anlaß, von neuem von der Spinne anzufangen, denn, wenn einmal eine Sache unsere Seele recht berührt hat, so kommt dieselbe nicht so schnell davon los.

„Aber hör mal Vetter," sagte der ältere Götti, „ist die Spinne seither nie aus dem Loche gekommen, sondern immer darin geblieben, seit so vielen hundert Jahren?"

„Eh," sagte die Großmutter, „es wäre besser, man schwiege von der ganzen Sache, man hat ja den ganzen Nachmittag davon geredet."

„Eh, Mutter," sagte der Vetter, „laß deinen Alten reden, er hat uns recht kurze Zeit gemacht, und vorhalten wird euch das Ding niemand, stammet ihr ja nicht von

Christine ab. Und du bringst unsere Gedanken doch nicht von der Sache ab, und wenn wir nicht von ihr reden dürfen, so reden wir von nichts Anderem, dann giebt's keine kurze Zeit mehr. Nun, Großvater, rede, deine Alte wird es uns nicht vergönnen."

„He, wenn ihr es zwingen wollet, so zwinget es meinethalben, aber gescheider wäre es gewesen, man hätte jetzt von etwas Anderem angefangen und besonders jetzt auf die Nacht hin," sagte die Großmutter.

Da begann der Großvater, und alle Gesichter spannten sich wieder:

„Was ich weiß, ist nicht mehr viel, aber was ich weiß, will ich sagen, es kann sich vielleicht in der heutigen Zeit jemand ein Exempel daran nehmen, schaden wird es wahrhaftig vielen nichts.

Als die Leute die Spinne eingesperrt wußten, sie ihres Lebens wieder sicher waren, da soll es ihnen gewesen sein, als seien sie im Himmel und der liebe Gott mit seiner Seligkeit mitten unter ihnen, und lange gieng es gut. Sie hielten sich zu Gott und flohen den Teufel, und auch die Ritter, die frisch eingezogen waren in's Schloß, hatten Respekt vor Gottes Hand und hielten milde die Menschen und halfen ihnen auf.

Dieses Haus aber betrachteten alle mit Ehrfurcht fast wie eine Kirche. Anfangs schauderte es sie freilich, wenn sie es anschauten, den Kerker der schrecklichen Spinne sahen und dachten, wie leicht sie da losbrechen und das Elend von vornen anfangen könnte mit des Teufels Gewalt. Aber sie sahen bald, daß da Gottes Gewalt stärker sei als die des Teufels, und aus Dank gegen die Mutter, die für alle gestorben, halfen sie den Kindern und bauten ihnen unentgeltlich den Hof, bis sie ihn selbsten arbeiten konnten. Die Ritter wollten ihnen bewilligen, ein neues Haus zu bauen, damit sie vor der Spinne sich nicht zu fürchten hätten oder diese durch Zufall im bewohnten Hause loskomme, und viele Nachbarn wollten ihnen helfen, die der Scheu vor dem Unthier, vor dem sie schrecklich gezittert, nicht los werden konnten. Aber die alte Großmutter wollte es nicht thun. Sie lehrte ihre Enkel, hier sei die Spinne gebannt durch Gott Vater, Sohn und heiligen Geist; so lange diese drei heiligen Namen gelten in diesem Hause, so lange in diesen drei heiligen Namen an diesem Tische gegessen und getrunken werde, so lange seien sie vor der Spinne sicher und diese fest im Loche, und kein Zufall mache etwas an der Sache. Hier an diesem Tische, hinter ihnen die Spinne, werden sie nie vergessen, wie nöthig ihnen Gott und wie mächtig er sei; so mahne sie die Spinne an Gott und müsse dem Teufel zum Trotz ihnen zum Heil werden. Ließen sie aber von Gott und wäre es hundert Stunden von da, so könnte die Spinne sie finden oder der Teufel selbst. Das faßten die Kinder, blieben im Hause, wuchsen gottesfürchtig auf, und über dem Hause war der Segen Gottes.

Das Bübchen, welches so treu an der Mutter gewesen, so treu die Mutter an ihm, wuchs auf zu einem stattlichen Manne, der lieb war Gott und Menschen und Gnade bei den Rittern fand. Darum ward er auch gesegnet mit zeitlichem Gut und vergaß Gott nie darob, ward nie geizig damit; er half andern in ihren Nöthen, wie er wünschte, daß ihm geholfen werde in der letzten Noth, und wo er zu schwach zu eigener Hülfe war, da ward er ein um so kräftigerer Fürsprecher bei Gott und Menschen. Er ward gesegnet mit einem weisen Weibe, und zwischen ihnen war ein unergründlicher Friede, darum blühten fromm ihre Kinder auf, und beide fanden spät einen sanften Tod. Seine Familie blühte fort in Gottesfurcht und Rechtthun.

Ja über dem ganzen Thale lag der Segen Gottes, und Glück war in Feld und Stall und Friede unter den Menschen. Die schreckliche Lehre war den Menschen zu Herzen gegangen, sie hielten fest an Gott; was sie thaten, thaten sie in seinem Namen, und wo einer dem andern helfen konnte, da säumte er nicht. Vom Schlosse her ward ihnen kein Uebel, aber viel Gutes. Immer weniger Ritter wohnten dort, denn immer härter ward der Streit im Heidenlande und immer nöther jede Hand, die fechten konnte; die aber, welche im Schlosse waren, mahnte täglich die große Todtenhalle, in der die Spinne an Rittern wie an den Bauern ihre Macht geübt, daß Gott mit gleicher Kraft über jedem sei, der von ihm abfalle, sei er Bauer oder Ritter.

So schwanden viele Jahre in Glück und Segen, und das Thal ward berühmt vor allen andern. Stattlich waren ihre Häuser, groß ihre Vorräthe, manch Geldstück ruhte im Kasten, ihr Vieh war das schönste zu Berg und Thal, und ihre Töchter waren berühmt landauf landab und ihre Söhne gerne gesehen überall. Und dieser Ruhm welkte nicht über Nacht, wie dem Jonas' seine Schattenstaude, sondern er dauerte von Geschlecht zu Geschlecht; denn in der gleichen Gottesfurcht und Ehrbarkeit wie die Väter lebten auch die Söhne von Geschlecht zu Geschlecht.

Aber wie gerade in den Birnbaum, der am flüssigsten genähret wird, am stärksten treibt, der Wurm sich bohrt, ihn umfrißt, welken läßt und tödtet, so geschieht es, daß wo Gottes Segenstrom am reichsten über die Menschen fließt, der Wurm in den Segen kömmt, die Menschen bläht und blind macht, daß sie ob dem Segen Gott vergessen, ob dem Reichthum den, der ihn gegeben hat, daß sie werden wie die Israeliten, die, wenn Gott ihnen geholfen, ob goldenen Kälbern ihn vergaßen.

So wurden, nachdem viele Geschlechter dahingegangen, Hochmuth und Hoffahrt heimisch im Thale, fremde Weiber brachten und mehrten beides. Die Kleider wurden hoffährtiger, Kleinode sah man glänzen, ja selbst an die heiligen Zeichen wagte die Hoffahrt sich, und statt daß ihre Herzen während dem Beten inbrünstig

bei Gott gewesen wären, hiengen ihre Augen wohlgefällig an den goldenen Kugeln ihres Rosenkranzes. So ward ihr Gottesdienst Pracht und Hoffahrt, ihre Herzen aber hart gegen Gott und Menschen. Um Gottes Gebote bekümmerte man sich nicht; seines Dienstes, seiner Diener spottete man; denn wo viel Hoffahrt ist oder viel Geld, da kömmt gerne der Wahn, daß man seine Gelüste für Weisheit hält und diese Weisheit für höher als Gottes Weisheit. Wie sie früher von den Rittern geplagt worden waren, so wurden sie jetzt hart gegen das Gesinde und plagten dieses, und je weniger sie selbst arbeiteten, um so mehr mutheten sie diesem zu, und je mehr sie Arbeit von Knechten und Mägden forderten, um so mehr behandelten sie dieselben wie unvernünftiges Vieh, und daß diese auch Seelen hätten, die zu wahren seien, dachten sie nicht. Wo viel Geld oder viel Hoffahrt ist, da fängt das Bauen an, einer schöner als der andere, und wie früher die Ritter bauten, so bauten jetzt sie, und wie früher die Ritter sie plagten, so schonten sie jetzt weder Gesinde noch Vieh, wenn der Bauteufel über sie kam.

Dieser Wandel war auch über dieses Haus gekommen, während der alte Reichthum geblieben war.

Fast zweihundert Jahre waren verflossen, seit die Spinne im Loche gefangen saß; da war ein schlau und kräftig Weib hier Meister; sie war keine Lindauerin, aber doch glich sie Christine in vielen Stücken. Sie war auch aus der Fremde, der Hoffahrt, dem Hochmuthe ergeben und hatte einen einzigen Sohn; der Mann war unter ihrer Meisterschaft gestorben. Dieser Sohn war ein schöner Knabe, hatte ein gutes Gemüth und war freundlich mit Mensch und Vieh; sie hatte ihn auch gar lieb, aber sie ließ es ihn nicht merken. Sie meisterte ihn jeden Schritt und Tritt und keiner war ihr recht, den sie ihm nicht erlaubt, und längst war er erwachsen und durfte nicht zur Kameradschaft und an keine Kilbi ohne der Mutter Begleit. Als sie ihn endlich alt genug glaubte, gab sie ihm ein Weib aus ihrer Verwandtschaft, eins nach ihrem Sinn. Jetzt hatte er zwei Meister statt nur einen und beide waren gleich hoffährtig und gleich hochmüthig, und weil sie es waren, so sollte auch Christen es sein, und wenn er freundlich war und demüthig, wie es ihm so wohl anstund, so erfuhr er, wer Meister sei.

Schon lange war das alte Haus ihnen ein Dorn im Auge, und sie schämten sich seiner, da die Nachbarn neue Häuser hatten und doch kaum so reich als sie waren. Die Sage von der Spinne und was die Großmutter gesagt, war damals noch in jedermanns Gedächtniß, sonst wäre das alte Haus längst schon eingerissen worden, aber alle wehrten es ihnen. Sie nahmen aber dieses Wehren immer mehr für Neid, der ihnen kein neues Haus gönne. Zudem ward es ihnen immer unheimlicher im alten Hause. Wenn sie hier am Tische saßen, so war es ihnen, ent-

weder als schnurre hinter ihnen behaglich die Katze oder als gienge leise das Loch auf und die Spinne ziele nach ihrem Nacken. Ihnen fehlte der Sinn, der das Loch vermachte, darum fürchteten sie sich immer mehr, das Loch möchte sich öffnen. Darum fanden sie einen guten Grund, ein neues Haus zu bauen, in welchem sie die Spinne nicht zu fürchten hätten, wie sie meinten. Das alte wollten sie dem Gesinde überlassen, das ihrer Hoffahrt so oft im Wege war; so wurden sie räthig.

Christen that es sehr ungern, er wußte, was die alte Großmutter gesagt, und glaubte, daß der Familiensegen an das Familienhaus geknüpfet sei, und vor der Spinne fürchtete er sich nicht, und wenn er hier oben am Tische saß, so schien es ihm, er könne am andächtigsten beten. Er sagte, wie er es meinte, aber seine Weiber hießen ihn schweigen, und weil er ihr Knecht war, so schwieg er auch, weinte aber oft bitterlich, wenn sie es nicht sahen.

Dort oberhalb des Baumes, unter welchem wir gesessen, sollte ein Haus gebaut werden, wie keiner eines hätte in der ganzen Gegend.

In hoffährtiger Ungeduld, weil sie keinen Verstand vom Bauen hatten und nicht warten mochten, bis sie mit dem neuen Hause hochmüthig thun konnten, plagten sie beim Bauen Gesinde und Vieh übel, schonten selbst die heiligen Feiertage nicht und gönnten auch des Nachts keine Ruhe, und kein Nachbar war, der ihnen helfen konnte, daß sie zufrieden waren, dem sie nicht Böses nachgewünscht, wenn er nach unentgeltlicher Hülfe, wie man sie schon damals einander leistete, wieder heimgieng, um auch zu seiner Sache zu sehen.

Als man aufrichtete und den ersten Zapfen in die Schwelle schlug, so rauchte es aus dem Loche herauf wie nasses Stroh, wenn man es anbrennen will. Da schüttelten die Werkleute bedenklich die Köpfe und sagten es heimlich und laut, daß der neue Bau nicht werde alt werden, aber die Weiber lachten darüber und achteten des Zeichens sich nicht. Als endlich das Haus erbaut war, zogen sie hinüber, richteten sich ein mit unerhörter Pracht und gaben als sogenannte Hausräuchi eine Kilbi, die drei Tage lang dauerte und davon noch Kind und Kindeskinder erzählten im ganzen Emmenthal.

Aber während allen dreien Tagen soll man im ganzen Hause ein seltsam Surren gehört haben, wie das einer Katze, welcher es behaglich wird, weil man ihr den Balg streicht. Doch die Katze, von welcher es kam, konnte man trotz alles Suchens nicht finden; da ward manchem unheimlich, und trotz aller Herrlichkeit lief er mitten aus dem Feste. Nur die Weiber hörten nichts oder achteten sich dessen nicht, mit dem neuen Hause meinten sie alles gewonnen.

Ja, wer blind ist, sieht auch die Sonne nicht, und wer taub ist, hört auch den Donner nicht. Darum freuten die Weiber des neuen Hauses sich, wurden alle

Tage hoffährtiger, dachten an die Spinne nicht, sondern führten im neuen Hause ein üppiges, arbeitsloses Leben mit Putzen und Essen; kein Mensch konnte es ihnen treffen, und an Gott dachten sie nicht.

Im alten Hause blieb das Gesinde alleine, lebte wie es wollte, und wenn Christen dasselbe auch unter seiner Aufsicht haben wollte, so duldeten die Weiber es nicht und schalten ihn, die Mutter aus Hochmuth hauptsächlich, das Weib aus Eifersucht zumeist. Daher war drunten keine Ordnung und bald auch keine Gottesfurcht, und wo kein Meister ist, geht es so durchweg. Wenn kein Meister oben am Tische sitzt, kein Meister draußen und drinnen die Zügel hält, so meint sich bald der der größte, welcher am wüstesten thut, und der der beste, welcher die ruchlosesten Reden führt.

So gieng es zu im Hause drunten, und das sämmtliche Gesinde glich bald einem Rudel Katzen, wenn sie am ärgsten thun. Von Beten wußte man nichts mehr, hatte darum weder vor Gottes Willen, noch vor seinen Gaben Respekt. Wie die Hoffahrt der Meisterweiber keine Gränzen mehr kannte, so hatte der thierische Uebermuth des Gesindes keine Schranken mehr. Man schändete ungescheut das Brod, trieb das Habermus über den Tisch weg mit den Löffeln sich an die Köpfe, ja verunreinigte viehisch die Speise, um boshaft den andern die Lust am Essen zu vertreiben. Sie neckten die Nachbarn, quälten das Vieh, höhnten jeden Gottesdienst, läugneten alle höhere Gewalt und plagten auf alle Weise den Priester, der strafend zu ihnen geredet hatte; kurz sie hatten keine Furcht mehr vor Gott und Menschen und thaten alle Tage wüster. Das wüsteste Leben führten Knechte und Mägde, und doch plagten sie einander wie nur möglich, und als die Knechte nicht mehr wußten, wie sie auf neue Art die Mägde quälen konnten, da fiel es einem ein, mit der Spinne im Loche die Mägde zu schrecken oder zahm zu machen. Er schmiß Löffel voll Habermus oder Milch an den Zapfen und schrie, die drinnen werde wohl hungerig sein, weil sie so viele hundert Jahre nichts gehabt. Da schrien die Mägde gräßlich auf und versprachen alles was sie konnten, und selbst den andern Knechten graute es. Da das Spiel sich ungestraft wiederholte, so wirkte es nicht mehr, die Mägde schrien nicht mehr, versprachen nichts mehr, und die andern Knechte begannen es auch zu treiben.

Nun fieng der an mit dem Messer gegen das Loch zu fahren, mit den gräßlichsten Flüchen sich zu vermessen, er mache den Zapfen los und wolle sehen was drinnen sei, und sie müßten einmal auch was Neues sehen. Das weckte neues Entsetzen, und der Bursche, der das that, ward allen Meister und konnte zwingen was er wollte, besonders bei den Mägden.

Das soll aber auch ein seltsamer Mensch gewesen sein, man wußte nicht, woher er kam. Er konnte sanft thun wie ein Lamm und reißend wie ein Wolf;

war er alleine bei einem Weibsbilde, so war er ein sanftes Lamm, vor der Gesellschaft aber war er wie ein reißender Wolf und that als ob er alle haßte, als ob er über alles aus wolle mit wüsten Thaten und Worten; solche sollen den Weibsbildern aber gerade die liebsten sein. Darum entsetzten sich die Mägde öffentlich vor ihm, sollen ihn aber doch, wenn sie alleine waren, am liebsten von allen gehabt haben. Er hatte ungleiche Augen, aber man wußte nicht von welcher Farbe, und beide haßten einander, sahen nie den gleichen Weg, aber unter langem Augenhaar und demüthigem Niedersehen wußte er es zu verbergen. Sein Haar war schön gelockt, aber man wußte nicht, war es roth oder falb; im Schatten war es das schönste Flachshaar, schien aber die Sonne darauf, so hatte kein Eichhörnchen einen röthern Pelz. Er quälte wie keiner das Vieh. Dasselbe haßte ihn auch darnach. Von den Knechten meinte ein jeder, er sei sein Freund, und gegen jeden wies er die andern auf. Den Meisterweibern war er unter allen alleine recht; er alleine war oft im obern Hause, dann thaten unten die Mägde wüst; sobald er es merkte, steckte er sein Messer an den Zapfen und begann sein Drohen, bis die Mägde zum Kreuze krochen.

Doch behielt dieses Spiel auch nicht lange seine Wirkung. Die Mägde wurden dessen gewohnt und sagten endlich: „Thue es doch, wenn du darfst, aber du darfst nicht."

Es nahte Weihnacht, die heilige Nacht. An das, was dieselbe uns weihet, dachten sie nicht; ein lustiges Leben hatten sie abgerathen in derselben. Im Schlosse drunten hauste nur ein alter Ritter, und der bekümmerte sich wenig mehr um das Zeitliche; ein schelmischer Vogt verwaltete alles zu seinem Vortheil. Um ein Schelmenstück hatten sie diesem edlen Ungarwein abgehandelt, neben welchem Lande die Ritter in großem Streite lagen; des edlen Weines Kraft und Feuer kannten sie nicht. Ein fürchterliches Unwetter kam herauf mit Blitz und Sturm, wie selten sonst um diese Zeit, keinen Hund hätte man unter dem Ofen hervorgejagt. Zur Kirche zu gehen hielt sie das Unwetter nicht ab, sie wären bei schönem Wetter auch nicht gegangen, hätten den Meister alleine gehen lassen; sie blieben allein im alten Hause beim edlen Weine.

Sie begannen den heiligen Abend mit Fluchen und Tanzen, mit wüstern und ärgern Dingen; dann setzten sie sich zum Mahle, wozu die Mägde Fleisch gekocht hatten, weißen Brei und was sie sonst Gutes hatten stehlen können. Da ward die Roheit immer gräßlicher, sie schändeten alle Speisen, lästerten alles Heilige: der genannte Knecht spottete des Priesters, theilte Brod aus und trank seinen Wein, als ob er die heilige Messe verwalte, taufte den Hund unter'm Ofen, trieb es, bis es den andern angst und bange wurde, wie ruchlos sie sonst auch waren. Da stach er mit dem Messer in's Loch und fluchte, er wolle ihnen noch ganz andere Dinge zeigen.

Als sie darob nicht erschrecken wollten, weil er das gleiche schon manchmal getrieben und mit dem Messer gegen den Zapfen kaum viel abzubringen war, so griff er in halber Raserei nach einem Bohrer, vermaß sich auf's schrecklichste, sie sollten es erfahren, was er könne, büßen ihr Lachen, daß ihnen die Haare zu Berge stünden, und drehte mit wildem Stoße den Bohrer in den Zapfen hinein. Laut aufschreiend stürzten alle auf ihn zu; aber ehe jemand es hindern konnte, lachte er wie der Teufel selbst, that einen kräftigen Ruck am Bohrer.

Da bebte von ungeheurem Donnerschlag das ganze Haus, der Missethäter stürzte rücklings nieder; ein rother Glutstrom brach aus dem Loche hervor, und mitten drin saß groß und schwarz aufgeschwollen im Gifte von Jahrhunderten die Spinne und glotzte in giftiger Lust über die Frevler hin, die versteinert in tödtlicher Angst kein Glied bewegen konnten, dem schrecklichen Unthiere zu entrinnen, das langsam und schadenfroh ihnen über die Gesichter kroch, ihnen einimpfte den feurigen Tod. Da erbebte das Haus von schrecklichem Wehgeheul, wie hundert Wölfe es nicht auszustoßen vermögen, wenn der Hunger sie peinigt.

Und bald erscholl ein ähnliches Wehgeschrei aus dem neuen Hause, und Christen, der eben den Berg herauf kam von der heiligen Messe, meinte, es seien Räuber eingebrochen, und seinem starken Arme trauend stürzte er den Seinen zu Hülfe. Er fand keine Räuber, aber den Tod; mit diesem rangen Weib und Mutter und hatten

schon keine Stimme mehr in den hoch aufgelaufenen schwarzen Gesichtern; ruhig schlummerten seine Kinder und gesund und roth waren ihre muntern Gesichter. Es stieg in Christen die schreckliche Ahnung dessen auf, was geschehen war; er stürzte in's untere Haus, dort sah er die Diensten alle verendet, die Stube zur Todtenkammer geworden, geöffnet das schauerliche Loch im Bystel, in des scheußlich entstellten Knechtes Hand den Bohrer und auf des Bohrers Spitze den schrecklichen Zapfen. Jetzt wußte er, was da geschehen war, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und wenn die Erde ihn verschlungen hätte, so wäre es ihm recht gewesen. Da kroch etwas hinter dem Ofen hervor, schmiegte sich ihm an; entsetzt fuhr er zusammen, aber es war nicht die Spinne, es war ein armes Bübchen, das er um Gottes willen aufgenommen und unter dem ruchlosen Gesinde gelassen hatte, wie es ja auch jetzt viel geschieht, daß man Kinder um Gottes willen nimmt und sie dem Teufel in die Hände spielt. Das hatte keinen Theil genommen an den Greueln des Gesindes, war erschreckt hinter den Ofen geflohen; es allein blieb von der Spinne verschont und konnte nun den Hergang erzählen.

Aber noch während das Bübchen erzählte, scholl durch Wind und Wetter Angstgeschrei von andern Häusern her. Wie in hundertjähriger aufgeschwellter Luft flog die Spinne durch die Thalschaft, las zuerst die üppigsten Häuser sich aus, wo man am wenigsten an Gott dachte, aber am meisten an die Welt, daher von dem Tode am wenigsten wissen mochte.

Noch war es nicht Tag geworden, so war die Kunde in jeglichem Hause, die alte Spinne sei losgebrochen, gehe auf's neue todbringend um in der Gemeinde; schon lägen viele todt und hinten im Thale fahre Schrei auf Schrei zum Himmel auf von den Gezeichneten, die sterben müßten. Da kann man sich denken, welch Jammern im Lande war, welche Angst in allen Herzen, was das für eine Weihnacht war in Sumiswald. An die Freude, die sie sonst bringt, konnte kein Mensch denken, und solcher Jammer kam vom Frevel der Menschen.

Der Jammer aber ward alle Tage größer, denn schneller, giftiger als das frühere Mal war die Spinne jetzt. Bald war sie zu vorderst, bald zu hinterst in der Gemeinde; auf den Bergen, im Thale erschien sie zu gleicher Zeit. Wie sie früher meist hier einen, dort einen gezeichnet hatte zum Tode, so verließ sie jetzt selten ein Haus, ehe sie alle vergiftet; erst wenn alle im Tode sich wanden, setzte sie sich auf die Schwelle und glotzte schadenfroh in die

Vergiftung, als ob sie sagen wollte, sie sei es und sei doch wieder da, wie lange man sie auch eingesperrt.

Es schien, als ob sie wüßte, ihr sei wenig Zeit vergönnt, oder als ob sie sich viele Mühe sparen wolle, sie that, wo sie konnte, viele auf einmal ab. Darum lauerte sie am liebsten auf die Züge, welche die Todten zur Kirche geleiten wollten. Bald hier bald dort, am liebsten unten am Kilchstalden, tauchte sie mitten in den Haufen auf oder glotzte plötzlich vom Sarge herab auf die Begleitenden. Da fuhr dann ein schreckliches Wehgeschrei aus dem begleitenden Zuge zum Himmel auf, Mann um Mann fiel nieder, bis der ganze Zug der Begleitenden am Wege lag und mit dem Tode rang, bis kein Leben mehr unter ihnen war und um den Sarg ein Haufen Todte lag, wie tapfere Krieger um ihre Fahne liegen, von der Uebermacht erfaßt. Da wurden keine Todten mehr zur Kirche gebracht, niemand wollte sie tragen, niemand geleiten; wo der Tod sie streckte, da ließ man sie liegen.

Verzweiflung lag über dem ganzen Thale. Wuth kochte in allen Herzen, strömte in schrecklichen Verwünschungen gegen den armen Christen aus; an allem sollte jetzt er schuld sein.

Jetzt auf einmal wußten alle, daß Christen das alte Haus nicht hätte verlassen, das Gesinde nicht sich selbst überlassen sollen. Auf einmal wußten alle, daß der Meister für sein Gesinde mehr oder minder verantwortlich sei, daß er wachen solle über Beten und Essen, wehren solle gottlosem Leben, gottlosem Reden und gottlosem Schänden der Gaben Gottes. Jetzt war allen auf einmal Hoffahrt und Hochmuth vergangen, sie thaten diese Laster in die unterste Hölle hinunter und hätten es kaum Gott geglaubt, daß sie dieselben noch vor wenig Tagen so schmählich an sich getragen; sie waren alle wieder fromm, hatten die schlechtesten Kleider an und die alten verachteten Rosenkränze wieder in den Händen und überredeten sich selbst, sie seien immer gleich fromm gewesen, und an ihnen fehlte es nicht, daß sie Gott nicht vom Gleichen überredeten. Christen allein unter ihnen allen sollte gottlos sein, und Flüche wie Berge kamen von allen Seiten auf ihn her. Und war er doch vielleicht unter allen der beste; aber sein Willen lag gebunden in seiner Weiber Willen, und dieses Gebundensein ist allerdings eine schwere Strafe für jeden Mann, und schwerer Verantwortung entrinnt er nicht, weil er anders ist, als Gott ihn haben will. Das sah Christen auch ein, darum war er nicht trotzig, pochte nicht, gab sich schuldiger dar, als er war. Aber damit versöhnte er die Leute nicht, erst jetzt schrien sie einander zu, wie groß seine Schuld sein müsse, da er so viel auf sich nehme, so weit sich unterziehe, ja selbst bekenne, er sei nichts werth.

Er aber betete Tag und Nacht zu Gott, daß er das Uebel wende, aber es ward schrecklicher von Tag zu Tag. Da ward er inne, daß er gut machen müsse,

was er gefehlt, daß er sich selbst zum Opfer geben müsse, daß an ihm liege die That, die seine Ahnfrau gethan. Er betete zu Gott, bis ihm so recht feurig im Herzen der Entschluß emporwuchs, die Thalschaft zu retten, das Uebel zu sühnen, und zum Entschluß kam der standhafte Muth, der nicht wankt, immer bereit ist zur gleichen That, am Morgen wie am Abend.

Darum zog er herab mit seinen Kindern aus dem neuen Haus in's alte Haus, schnitt zum Loch einen neuen Zapfen, ließ ihn weihen mit heiligem Wasser und heiligen Sprüchen, legte zum Zapfen den Hammer, setzte zu den Betten der Kinder

sich und harrte der Spinne. Da saß er, betete und wachte und rang mit dem schweren Schlafe festen Muthes und wankte nicht; aber die Spinne kam nicht, ob sie sonst allenthalben war, denn immer größer ward der Sterbet, immer wilder die Wuth der Ueberlebenden.

Mitten in diesen Schrecken sollte ein wildes Weib ein Kind gebären. Da kam den Leuten die alte Angst, ungetauft möchte die Spinne das Kindlein holen, das Pfand ihres alten Paktes. Das Weib geberdete sich wie unsinnig, hatte kein Gottvertrauen, desto mehr Haß und Rache im Herzen.

Man wußte, wie die Alten gegen den Grünen sich geschützt vor Zeiten, wenn ein Kindlein geboren werden sollte, wie der Priester der Schild war, den sie zwischen sich und den ewigen Feind gestellt. Man wollte auch nach dem Priester senden, aber wer sollte der Bote sein? Die unbegrabenen Todten, welche die Spinne bei den Leichenzügen erfaßt, sperrten die Wege, und würde wohl ein Bote über die wilden Höhen der Spinne, die alles zu wissen schien, entgehen können, wenn er den Priester holen wollte? Es zagten alle.

Da dachte endlich der Mann des Weibes: wenn die Spinne ihn haben wolle,

so könne sie ihn daheim fassen wie auf dem Wege; wenn ihm der Tod bestimmt sei, so entrinne er ihm hier nicht und dort nicht. Er machte sich auf den Weg, aber Stunde um Stunde rann vorüber, kein Bote kam wieder. Wuth und Jammer wurden immer entsetzlicher, die Geburt rückte immer näher. Da riß das Weib in der Wuth der Verzweiflung vom Lager sich auf und stürzte hin nach Christens Haus, dem tausendfach verwünschten, der betend bei seinen Kindern saß, des Kampfes mit der Spinne gewärtig. Weither schon tönte ihr Geschrei, ihre Verwünschungen donnerten an Christens Thüre, lange bevor sie dieselbe aufriß und den Donner in die Stube ihm brachte. Als sie hereinstürzte so schrecklichen Angesichtes, da fuhr er auf, er wußte erst nicht, war es Christine in ihrer ursprünglichen Gestalt. Aber unter der Thüre hemmte der Schmerz ihren Lauf, an den Thürpfosten wand sie sich, die Fluth ihrer Verwünschungen ausgießend über den armen Christen. Er sollte der Bote sein, wenn er nicht verflucht sein wolle mit Kind und Kindeskindern in Zeit und Ewigkeit. Da überwallete der Schmerz ihr Fluchen, und ein Söhnlein war geboren vom wilden Weibe auf Christens Schwelle, und alle die ihr gefolget waren, stoben in's Weite, des Schrecklichsten gewärtig.

Das unschuldige Kindlein hielt Christen in den Armen; stechend und wild und giftig starrten aus des Weibes verzerrten Zügen dessen Augen ihn an, und es ward ihm immer mehr, als trete die Spinne aus ihnen heraus, als sei sie es selbst. Da kam eine Kraft Gottes über ihn und ein übermenschlicher Wille ward in ihm mächtig; einen innigen Blick warf er auf seine Kinder, hüllte das neugeborne Kind in sein warmes Gewand, sprang über das glotzende Weib, den Berg hinunter, das Thal entlang, Sumiswald zu. Zur heiligen Weihe wollte er das Kindlein selbst tragen, zur Sühne der Schuld, die auf ihm lag, dem Haupte seines Hauses; das Uebrige überließ er Gott. Todte hemmten seinen Lauf; vorsichtig mußte er seine Tritte setzen. Da ereilte ihn ein leichter Fuß, es war das arme Bübchen, dem es graute bei dem wilden Weibe, das ein kindlicher Trieb dem Meister nachgetrieben. Wie Stacheln fuhr es durch Christens Herz, daß seine Kinder alleine bei dem wüthenden Weibe seien. Aber sein Fuß stund nicht stille, strebte dem heiligen Ziele zu.

Schon war er unten am Kilchstalden, hatte die Kapelle im Auge, da glühte es plötzlich vor ihm mitten im Wege, es regte sich im Busche, im Wege saß die Spinne, im Busche wankte roth ein Federbusch, und hoch hob sich die Spinne als wie zum Sprunge. Da rief Christen mit lauter Stimme zum dreieinigen Gott, und aus dem Busche tönte ein wilder Schrei, es schwand die rothe Feder. In des Bübchens Arme legte er das Kind und ergriff, dem Herrn seinen Geist empfehlend, mit starker Hand die Spinne, die wie gebannt durch die heiligen Worte am gleichen

„Da rief Christen mit lauter Stimme zum dreieinigen Gott und aus dem Busche tönte ein wilder Schrei — —“ (S. 244.)

Flecke sitzen blieb. Glut strömte durch sein Gebein, aber er hielt fest, der Weg war frei, und das Bübchen verständigen Sinnes eilte dem Priester zu mit dem Kinde. Christen aber, Feuer in der starken Hand, eilte geflügelten Laufes seinem Hause zu. Schrecklich war der Brand in seiner Hand, der Spinne Gift drang durch alle Glieder. Zu Glut ward sein Blut, die Kraft wollte erstarren, der Athem stocken, aber er betete fort und fort, hielt Gott fest vor Augen, hielt aus in der Hölle Glut. Schon sah er sein Haus, mit dem Schmerz wuchs sein Hoffen, unter der Thüre war das Weib. Als dasselbe ihn kommen sah ohne Kind, stürzte es sich ihm entgegen, einer Tigerin gleich, der man die Jungen geraubt, es glaubte an den schändlichsten Verrath. Es achtete sich seines Winkens nicht, hörte nicht die Worte aus seiner keuchenden Brust, stürzte in seine vorgestreckten Hände, klammerte an sie sich an. In Todesangst muß er die Wüthende schleppen zum Hause hinein, muß frei die Arme kämpfen, ehe es ihm gelingt, in's Loch die Spinne zu drängen, mit sterbenden Händen den Zapfen vorzuschlagen. Er vermag's mit Gottes Hülfe. Den sterbenden Blick wirft er auf die Kinder, hold lächeln sie im Schlafe. Da wird es ihm leicht, eine höhere Hand scheint seine Glut zu löschen, und laut betend schließt er zum Tode seine Augen, und Frieden und Freude fanden die auf seinem Gesichte, die vorsichtig und angstvoll kamen zu schauen, wo das Weib geblieben.

Erstaunt sahen sie das Loch verschlagen, aber das Weib fanden sie versengt und verzerrt im Tode liegen: an Christens Hand hatte sie den feurigen Tod geholt. Noch standen sie und wußten nicht, was geschehen war, als mit dem Kinde das Bübchen wiederkehrte, vom Priester begleitet, der das Kind schnell getauft nach damaliger Sitte und wohlgerüstet und muthvoll dem gleichen Kampfe entgegen gehen wollte, in dem sein Vorgänger siegreich das Leben gelassen. Aber ein solch Opfer forderte Gott nicht von ihm, den Kampf hatte schon ein anderer bestanden.

Lange faßten die Leute nicht, welch große That Christen vollbracht. Als ihnen endlich Glaube und Erkenntniß kam, da beteten sie freudig mit dem Priester, dankten Gott für das neu geschenkte Leben und für die Kraft, die er Christen gegeben. Diesem aber baten sie im Tode noch ihr Unrecht ab und beschloßen mit hohen Ehren ihn zu begraben, und sein Andenken stellte sich glorreich wie das eines Heiligen in aller Seelen.

Sie wußten nicht, wie ihnen war, als der so schreckliche Schreck, der fort und fort durch ihre Glieder gezittert, auf einmal geschwunden war und sie mit Freuden wieder in den blauen Himmel hinauf sehen konnten, ohne Angst, die Spinne kriech unterdessen auf ihre Füße. Sie beschloßen viele Messen und einen allgemeinen

Kirchgang; vor allem aber wollten sie die beiden Leichen bestatten, Christen und seine Drängerin, dann sollten auch die andern eine Stätte finden, so weit es möglich war.

Es war ein feierlicher Tag, als das ganze Thal zur Kirche wanderte, und auch in manchem Herzen war es feierlich, manche Sünde ward erkannt, manch Gelübde ward gethan, und von dem Tage an wurde viel übertriebenes Wesen auf den Gesichtern und in den Kleidern nicht mehr gesehen.

Als in der Kirche und auf dem Kirchhofe viele Thränen geflossen, viele Gebete geschehen waren, giengen alle aus der ganzen Thalschaft, welche zur Begräbniß gekommen waren — und gekommen waren alle, die ihrer Glieder mächtig waren — zum üblichen Imbiß in's Wirthshaus. Da geschah es nun, daß wie üblich Weiber und Kinder an einem eigenen Tische saßen, die sämmtliche erwachsene Mannschaft aber Platz hatte an dem berühmten Scheibentische, der jetzt noch im Bären in Sumiswald zu sehen ist. Er ward aufbewahrt zum Andenken, daß einst nur noch zwei Duzend Männer waren, wo jetzt an zwei Tausende wohnen, zum Andenken, daß auch das Leben der zwei Tausende in der Hand dessen stehe, der die zwei Duzend gerettet.

Damals säumte man sich nicht lange an der Gräbt; es waren die Herzen zu voll, als daß viel Speise und Trank Platz gehabt hätte. Als sie aus dem Dorfe hervor auf die freie Höhe kamen, sahen sie eine Röthe am Himmel, und als sie heimkamen, fanden sie das neue Haus niedergebrannt bis auf den Boden; wie es zugegangen, erfuhr man nie.

Aber was Christen an ihnen gethan, vergaßen die Leute nicht, an seinen Kindern vergalten sie es. Fromm und wacker erzogen sie dieselben in den frömmsten Häusern; an ihrem Gute vergriff sich keine Hand, obgleich keine Rechnung zu sehen war. Es wurde gemehret und wohl besorgt, und als die Kinder erwachsen waren, so waren sie nicht nur nicht um ihr Gut betrogen, sondern noch viel weniger um ihre Seelen. Es wurden rechtschaffene gottesfürchtige Menschen, die Gnade bei Gott hatten und Wohlgefallen bei den Menschen, die Segen im Leben fanden und im Himmel noch mehr. Und so blieb es in der Familie, und man fürchtete die Spinne nicht, denn man fürchtete Gott, und wie es gewesen damals, so soll es so Gott will auch bleiben, so lange hier ein Haus steht, so lange Kinder den Eltern folgen in Wegen und Gedanken."

Hier schwieg der Großvater, und lange schwiegen alle, und die einen sannen dem Gehörten nach, und die andern meinten, er schöpfe Athem und fahre dann weiter fort.

Endlich sagte der ältere Götti: „An dem Scheibentisch bin ich manchmal ge-

sessen und habe vom Sterbet gehöret und daß nach demselben sämmtliche Mannschaft in der Gemeinde daran Platz gehabt. Aber wie punktum alles zugegangen, das konnte mir niemand sagen. Die einen stürmten dies und andere anderes. Aber sage mir, wo hast du denn alles das vernommen?"

„He", sagte der Großvater, „das erbte sich bei uns vom Vater auf den Sohn, und als das Andenken davon bei den Leuten im Thale sich verlor, hielt man es in der Familie sehr heimlich und scheute sich, etwas davon unter die Menschen zu lassen. Nur in der Familie redete man davon, damit kein Glied desselben vergesse, was ein Haus bauet und ein Haus zerstöret, was Segen bringt und Segen vertreibt. Du hörtest es meiner Alten wohl noch an, wie ungern sie es hat, wenn man so öffentlich davon redet. Aber mich dünkt, es thäte je länger je nöther davon zu reden, wie weit man es mit Hochmuth und Hoffahrt bringen kann. Darum thue ich auch nicht mehr so geheim mit der Sache, und es ist nicht das erste Mal, daß ich unter guten Freunden sie erzähle. Ich denke immer, was unsere Familie so viele Jahre im Glücke erhalten, das werde andern auch nicht schaden, und recht sei es nicht, ein Geheimniß aus dem zu machen, was Glück und Gottes Segen bringt."

„Du hast recht, Vettermann", antwortete der Götti, „aber fragen muß ich dich doch noch: war denn das Haus, welches du vor sieben Jahren einrissest, das uralte? Ich kann das fast nicht glauben."

„Nein, das uralte Haus war gar baufällig geworden schon vor fast dreihundert Jahren, und der Segen Gottes in Feldern und Matten hatte schon lange nicht mehr Platz darin. Und doch wollte es die Familie nicht verlassen, und ein neues bauen durften sie nicht, sie hatten nicht vergessen, wie es dem früheren ergangen. So kamen sie in große Verlegenheit und fragten endlich einen weisen Mann, der zu Haslebach gewohnt haben soll, um Rath. Der soll ihnen geantwortet haben, ein neues Haus könnten sie wohl bauen an die Stelle des alten und nicht anderswo, aber zwei Dinge müßten sie wohl bewahren, das alte Holz, worin die Spinne sei, und den alten Sinn, der in's alte Holz die Spinne gestoßen, dann werde der alte Segen auch im neuen Hause sein. Sie bauten das neue Haus und fügten ihm ein mit Gebet und Sorgfalt das alte Holz, und die Spinne rührte sich nicht, Sinn und Segen änderten sich nicht. Aber auch das neue Haus ward wiederum alt und klein, wurmstichig und faul sein Holz, nur der Pfosten hier blieb fest und eisenhart. Mein Vater hätte schon bauen sollen, er konnte es erwehren; es kam nun an mich. Nach langem Zögern wagte ich es. Ich that wie die Frühern, fügte das alte Holz dem neuen Hause bei und die Spinne regte sich nicht. Aber gestehen will ich es: mein Lebtag

betete ich nicht so brünstig wie damals, als ich das verhängnißvolle Holz in Händen hielt; die Hand, der ganze Leib brannte mich, unwillkürlich mußte ich sehen, ob mir nicht schwarze Flecken wüchsen an Hand und Leib, und ein Berg fiel mir von der Seele, als endlich alles an seinem Orte stund. Da ward meine Ueberzeugung noch fester, daß weder ich noch meine Kinder und Kindeskinder etwas von der Spinne zu fürchten hätten, so lange wir uns fürchten vor Gott."

Da schwieg der Großvater, und noch war der Schauer nicht verflogen, der ihnen den Rücken heraufgekrochen, als sie hörten, der Großvater habe das Holz in Händen gehabt, und sie dachten, wie es ihnen wäre, wenn sie es auch darein nehmen müßten.

Endlich sagte der Vetter: „Es ist nur schade, daß man nicht weiß, was an solchen Dingen wahr ist. Alles kann man kaum glauben, und etwas muß doch an der Sache sein, sonst wäre das alte Holz nicht da."

Sei jetzt daran wahr was da wolle, so könne man viel daraus lernen, sagte der jüngere Götti und dazu hätten sie noch kurze Zeit gehabt, es dünke ihn, er sei erst aus der Kirche gekommen.

Sie sollten nicht zu viel sagen, sagte die Großmutter, sonst fange ihr Alter ihnen eine neue Geschichte an, sie sollten jetzt auch einmal essen und trinken, es sei ja eine Schande, wie niemand esse und trinke. Es solle doch nicht alles schlecht sein, sie hätten alles angewendet, so gut sie es verstanden.

Nun ward viel gegessen und viel getrunken und zwischen durch manche verständige Rede gewechselt, bis groß und golden der Mond am Himmel stund, die Sterne aus ihren Kammern traten, zu mahnen die Menschen, daß es Zeit sei, schlafen zu gehen in ihre Kämmerlein.

Die Menschen sahen die geheimnißvollen Mahner wohl, aber sie saßen da so heimelig, und jedem klopfte es unheimlich unterm Brusttuch, wenn er an's Heimgehen dachte, und wenn es schon keiner sagte, so wollte doch keiner der erste sein.

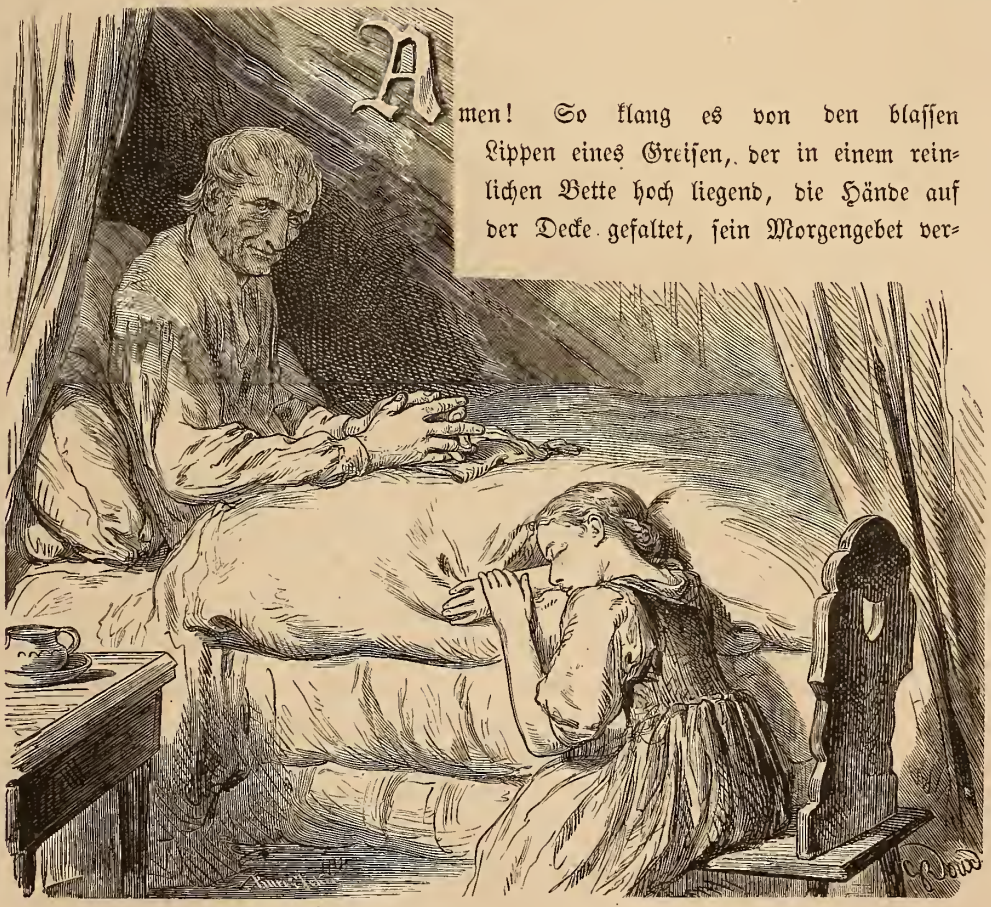
Endlich stund die Gotte auf und schickte mit zitterndem Herzen zum Weggehen sich an, doch es fehlte ihr an sicheren Begleitern nicht, und mit einander verließ die ganze Gesellschaft das gastliche Haus mit vielem Dank und guten Wünschen, trotz allen Bitten an einzelne, an die Gesammtheit, doch noch länger zu bleiben, es werde ja nicht finster.

Bald war es still um's Haus, bald auch still in demselben. Friedlich lag es da, rein und schön glänzte es in des Mondes Schein das Thal entlang, sorglich und

freundlich barg es brave Leute in süßem Schlummer, wie die schlummern, welche Gottesfurcht und gute Gewissen im Busen tragen, welche nie die schwarze Spinne, sondern nur die freundliche Sonne aus dem Schlummer wecken wird. Denn wo solcher Sinn wohnet, darf sich die Spinne nicht regen, weder bei Tage noch bei Nacht. Was ihr aber für eine Macht wird, wenn der Sinn ändert, das weiß der, der alles weiß und jedem seine Kräfte zutheilt, den Spinnen wie den Menschen.

Der Sonntag des Großvaters.

Der Sonntag des Großvaters.



Amen! So klang es von den blassen Lippen eines Greisen, der in einem reinlichen Bette hoch liegend, die Hände auf der Decke gefaltet, sein Morgengebet verrichtet hatte. Die Sonne schien freundlich in's Stübchen, in welchem wenig Anderes als ein schönes Buffert Platz hatte. Ihre schönsten Strahlen fielen auf ein

blondes Mädchenhaupt, das auf des Bettes Rand schlafend lag. Es gehörte einem schlanken Mädchen, welches am Bette saß, beim Großvater einen Theil der Nacht über gewacht, sich unbewußt das Gesicht auf's Bett gelegt hatte und eingeschlafen war. Der Großvater heftete sein blaues Auge voll inniger Liebe auf das schlafende Mädchen, endlich legte er die Hand auf dessen Haupt und sagte leise: „Bäbeli"!

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen fuhr das Mädchen auf, zeigte ein Gesicht, wie selten ein lieblicheres gesehen wird, und rief: „O Großvater, Großvater, habe ich geschlafen? Sei doch recht nit höhn, will es gewiß nicht mehr thun."

„Warum höhn sy, mys Bäbeli? Hast gestern g'werchet bis spät, warum solltest nicht schlafen? Hätt ich dich nöthig gehabt, würde ich dich schon geweckt haben."

„O Großvater, wie bist so gut! Was willst? Soll ich dir zu trinken geben?"

„Bin nicht durstig," sagte der Alte, „aber thue mir das Fenster auf, die Sonne scheint so schön und bald wird das erste Zeichen läuten. Es that mir immer so wohl, wenn ich es hörte an einem Sonntag Morgen. Es war mir immer, wenn es so über Wald und Hügel kam, als sei es ein Beten in den Lüften, als eine Fürbitte der Engel für die armen Menschen, und manchmal war es mir, als sei es Gottes Stimme, welche die trägen Menschen wecke aus ihrem Sündenschlaf."

Bäbeli, die Haare zurecht streichend, machte das Fenster auf und sagte: „Es ist wohl kühl, sage, wann ich es wieder zumachen soll."

Und als ob die Glocke gewartet, bis der Großvater ihre Stimme höre, begann sie zu läuten gar mild und freundlich und doch so wunderbar und dringlich, daß es war, als töne sie aus allen Falten des Herzens wieder. Wie verklärt leuchtete des Großvaters Angesicht, und unter dem Fenster betete das Mädchen sein Morgengebet, und wie draußen Gras und Blumen im Thau, glänzten dessen Augen in tiefer Inbrunst. Das liebe Mädchen betete für den Großvater, der so rüstig geblieben tief in die achtzig Jahre hinein, plötzlich erschwachet war, von seinem Tode sprach und mit rührender Ergebung, ja Freudigkeit ihn erwartete, obschon es ihm wohl war auf Erden, denn er hatte Friede in sich und um sich, ward geliebt wie selten ein Großvater. Aber wer, der lange in den Vorhöfen gewesen, sehnt sich nicht nach dem Innern des heiligen Tempels? Sein Leben war Arbeit und Mühe gewesen, er aber besaß in seinem Gemüthe einen hellen Sinn und mächtiges Gottvertrauen, da ward ihm die Arbeit Lust und die Mühe verklärte sich ihm in Zeugnisse, was der Mensch vermag, wenn er den Glauben hat. Er schaffte sich die Schulden vom Hals, erzog die Kinder in der Zucht des Herrn, erbaute sich ein schönes Haus, erwarb sich einen guten Namen, der weit und breit bekannt war; wie er Gott ver-

traute, vertrauten die Menschen ihm, und wer bedrängt war irgendwie, nahm gerne zu ihm Zuflucht, suchte da Trost und Rath. Sein Heimwesen hatte er dem Sohn abgetreten, aber er war doch Meister geblieben, denn ohne seinen Rath ward nichts gethan; die rechte Meisterschaft läßt sich nicht abtreten, auch die Liebe nicht, an der er so reich und die ihm auch sein höchstes Gut war. Als er so plötzlich schwach wurde, da war großes Herzeleid im Hause, bei klein und groß, und Großvater hatte zum ersten Mal keinen Trost für ihren Jammer. Der Arzt kam, er war des Großvaters Freund, man war ihm weit entgegengelaufen, Großvater hatte zugegeben, daß man ihn hole, es freue ihn, ihn zu sehen, daneben werde er ihm nicht viel helfen können, hatte er gesagt. Der Doktor gab den Fragenden nicht viel Bescheid, er müsse den Patienten doch erst sehen, hatte er gesagt. Als er den Puls gegriffen, sah er dem Großvater mit einem seltsamen Blick in die Augen, der Großvater schien etwas zu verstehen und hatte dem Doktor die Hand gegeben, dieser gute Brühen und zuweilen einen Schluck guten Wein verordnet und ohne viel Reden sich entfernt. Seither war der Großvater noch schwächer geworden, daß man bei ihm wachen mußte, aber hell im Geiste war er geblieben und noch freundlicher wenn möglich gegen alle. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn ein solcher Zustand länger dauert, kein besonderer Schmerz dazu kommt, die Hoffnung stellt sich wieder ein, was man wünscht, sieht man, und was vom Gegentheil zeugt, deutet man auf Genesung. So gieng es auch hier oben und zwar um so mehr, als der Großvater nie klagte, sondern immer sagte, ihm sei wohl und es gehe recht gut.

Als die Töne verklungen waren, das Bäbeli aber noch betete, gieng leise die Thür auf, ein rundes freundliches Gesicht kam zum Vorschein, guckte zum Großvater hin und sagte: „Ich hörte Euch reden und wollte fragen, ob Ihr gut geschlafen, Vater, und was Ihr z'Morgen wollt? Kaffee und ein Eiertätschli dazu oder lieber ein Schnäfeli Käs? Hätt auch ganz frische süße Anke."

„Dank heigist, du guts Kätheli", sagte der Großvater, „hab nit Hunger, ein Tröpfli Kaffee nimm ich dagegen gern, er macht mir wohl."

„Mutter, denk, ich schlief, und der Großvater mußte mich wecken", klagte das Mädchen.

„Da siehst, wie es geht. Du wolltest absolut einmal beim Großvater wachen! Jungi Meitschi wie du wissen nicht, was wachen ist, die müssen geschlafen haben," sagte die Mutter freundlich. Es war die Sohnsfrau und dem Großvater sehr lieb. Sie aber betrachtete ihn fast wie den lieben Gott und liebte ihn, wie selten ein leiblicher Vater geliebt wird. Auch gieng sie nicht hinaus, bis sie dem Vater die Kissen zurecht gelegt, mit einem reinen Tuch ihm das Gesicht abgetrocknet und gefragt, ob er ein frisches Hemd verlange. Sie habe ihm eins draußen an der Wärme.

Als es bekannt war, Großvater sei erwacht, kam eins nach dem andern, ihm guten Morgen zu sagen und seiner ansichtig zu werden. Einer der letzten war der Sohn, der jetzt der Hausvater war, bereits ein Mann in mittlern Jahren, von etwas düsterm Gesicht und langsamem Wesen. So freundlich er konnte, frug er den Vater nach seinem Befinden, gieng dann alsbald zu Geschäften über, berichtete, was im Stall vorgegangen, frug, was der Vater meine, daß in der nächsten Woche vorgenommen werden solle, ob man Reps säen oder Hanf und Flachs ziehen wolle. Wenn man das erstere wolle, so könnte er heute für Samen sehen, er habe im Sinn, in die Predigt zu gehen, wenn nicht etwas dazwischen komme, da gienge es in einem Gange zu.

Der Großvater gab freundlichen Bescheid, trat in des Sohnes Wesen ein, obschon es von dem seinen sehr verschieden schien. Als er dem Sohne Rath gegeben, so weit er ihn verlangte, sagte er: „Du könntest mir auch einen Gefallen thun, wenn du wolltest?"

„Gern, Vater," sagte derselbe, „die Frau hat mir schon befohlen, ich solle sehen, daß ich ein schön Stückli Fleisch bekomme, und Zucker solle ich auch bringen. Kätheli ist b'sonderbar es guts, denkt mehr an andere als an sich."

„Halt's in Ehren, sellige Wyber giebt's nit dick, und zu allem e fründliche Miene un es guts Wort. Du glaubst nit, was das werth ist i re Hushaltig. Wenn du das Gegentheil erfahren müßtest ein Jahr oder zwei, so wüßtest erst, was das werth ist."

„Ist's was Anderes, das ich Euch verrichten soll, Vater," frug der Sohn, „oder wär's das gsy?"

„Nein," sagte der Vater, „möchte dir sonst was befehlen. Geh mir zum Pfarrer; sag ihm, ich laß ihn grüßen und ihn bitten, er solle ein Gebet für mich verrichten, wenn er so gut sein wolle."

„Vater, hat es dir böset?" frug hastig der Sohn.

„Aparti nit," antwortete der Vater, „aber ich bin ein armer Sünder und habe das Beten nöthig, wenn ich zu Gnaden kommen will. Es thäte mir wohl, wenn ich denken könnte, es hülfen mir noch andere beten für meine arme Seele, und in derselben Kirche, wo ich getauft wurde, Erlaubniß erhielt und so manchmal zum Nachtmahl gieng, möchte ich gerne, daß auch für mich gebetet würde, damit das Plätzli z'weg sei, wenn ich komme für geng."

„Aber Vater, ist's Euch denn so erleidet bei uns, daß Ihr nicht warten mögt und sövli pressiret."

„Nein, Sohn, erleidet ist's mir nicht bei euch, hätt gottlob auch keine Ursache dazu, sondern den Herren zu loben und zu preisen, daß er mich so lange bei euch

gelassen, und wenn er will, so bleibe ich noch länger mit Freuden hier. Aber einmal muß es sein, und denk, wie alt ich bin, da möcht ich gerne z'weg sein in allen Stücken. Deswegen wenn ich schon für mich beten lasse, geschieht es nicht aus Blangen, daß ich meine, es pressire, es müsse heute noch sein, deretwege geschieht es weder früher noch später, sondern wie der Herr will und wie er es gesetzt hat, Aber es thut mir wohl, wenn ich denken kann, jetzt beten sie alle für dich, und wenn einer noch einen Groll gegen dich hat und das Geringste dir nachträgt, so läßt er es fahren, ist zufrieden mit dir, und ich kann auch denken, ich gehe so recht im Frieden heim, und wie die Leute sei auch der liebe Gott zufrieden mit mir."

„Aber Vater, wer wollte nicht mit Euch zufrieden sein, Ihr thatet ja allen nur Liebs und Guts, und solltet Ihr noch einen höhnen Menschen haben?"

„Lieber Sohn, wir machen viele Leute bös, wir wissen es nicht. Wir gehen unsern Weg, leben nach unserer Art, reden, wie wir's denken, achten uns anderer Menschen viel zu wenig, ob wir ihnen im Weg stehen oder sonst weh thun, darum, weil wir nur an uns denken und anderer Art nicht in Obacht nehmen. Wir machen viele Leute bös, was hilft es uns, hinterdrein zu sagen, wir hätten es nicht bös gemeint; wir hätten denken sollen zu rechter Zeit. Warum sollte es mir anders gegangen sein, als es allen andern geht?"

Der Sohn antwortete bloß: „Wenn Ihr es begehret, ja freilich, kann ich schon zum Pfarrer gehen. Will pressiren, daß ich noch vor dem Läuten zu ihm komme."

Die Mutter hatte des Großvaters Frühstück gerüstet, die ganze Kinderschaar wollte etwas tragen, es wäre fast nöthig gewesen, das Kaffeekacheli entzwei zu brechen, damit ein jedes etwas in die Hände kriege, und sechs Hände hätte der Großvater haben sollen, um abzunehmen, was ihm entgegengestreckt wurde; kaum ein Fürst hätte mehr Aufwärter und Aufwärterinnen haben können, jedenfalls nicht fleißigere, so daß die Mutter ganz ruhig ihren Geschäften nachgehen konnte.

Aber rasch kam sie wieder mit Augen voll Thränen: „Großätti, wollet für Euch beten lassen, hets Euch böset?" frug sie schluchzend. „Blanget Ihr fort oder meint, Ihr seied uns erleidet und die Abwart im Weg. O Vater, Ihr wißt nicht, wie sich alles streitet, um Euch was thun zu können."

Laut weinend kam Bäbeli und frug: „O Großvater, ist's meinetwegen, weil ich geschlafen und nicht zu Euch gesehen? O Großvater, verzeiht mir, ich will nie mehr schlafen, ich that es nicht expreß, weiß gar nicht wie es kam."

Der Großvater hatte Mühe zum Reden zu kommen. „Nit, nit," sagte er, „wenn ich gewußt, daß es euch so g'mühen würde, ich hätte nichts gesagt; ich habe dem Sohn ja gesagt, warum ich es wünsche. Nit daß es mit mir diesen oder

jenen Weg gehe, zum Leben oder zum Sterben. Es ist mir recht, wie der Herr es macht, und Ursache habe ich ja nicht, daß mir das Leben erleidet sein sollte. Es wär mancher gerne krank, wenn man ihm so thäte und zu ihm luegte wie zu mir. Aber ich möchte, daß meiner gedacht würde im Hause, welches Gott auf Erden hat, in welchem ich so oft war, und daß, wenn jemand gegen mich was hat, er es ablegt und mit mir zufrieden wird, denn gegen einen Kranken ist man barmherziger und verzeiht ihm, was man einem Gesunden nicht verzeiht. Und mancher betet sonst für mich, daß Gott mir gnädig sei."

„Aber Großvater, das mangelt Ihr ja nicht, daß man für Euch betet wegen den Sünden. Die Leute werden nicht wegen den Sünden beten, das thut man bei Leuten, wo es nöthig ist; sie werden meinen, Ihr lasset um's Sterben bitten, und dann sterbet Ihr und wäret nicht gestorben, wenn ich recht gewachet hätte und Ihr nicht gedacht hättet, so wollet Ihr lieber nicht länger dabei sein."

„Bäbeli," sagte der Großvater und gab dem Meitschi die Hand, „thue das aus dem Kopf, du plagst damit dich und mich, du sollst wissen, daß es heißt, betet für einander, und daß wir allzumal Sünder sind und gegen alle Gebote Gottes handeln, und daß wer meint, er habe das nicht nöthig und sei besser als andere, ein Pharisäer ist. Daran denken die guten Leute nicht, an die Sünden denkt man nicht gerne, sie meinen, man lasse beten um Tod oder Gesundheit, damit man der Pein los werde, und das Beten von vielen werde mehr abbringen, als das Beten von einem oder zweien, und wenn ihrer viel genug seien, so könnte man gleichsam den lieben Gott zwingen. So thorrecht sind die Menschenkinder, Bäbeli. Nein, Bäbeli, so mein ich es nicht, sondern wo viele Liebe sei, da sei viele Vergebung, und wenn viele mir Liebe erweisen vor Gott, so werde mir um dieser Liebe willen der liebe Gott um so eher alles vergeben, was ich Schlimmes gethan."

„O Vater," sagte die Mutter und konnte kaum vor Weinen, „wenn Ihr ein großer Sünder seid, was sind dann wir andern? Ihr waret ja von je unser Engel, und würde ich mich zu Tode sinnen, ich wüßte nichts Böses von Euch. Wenn Ihr so nöthlich thut, was soll denn aus uns werden, Vater?"

„Du gute Tochter, du bist nicht der liebe Gott, siehst mein Herz nicht, kennst mich nicht vom Mutterleibe an, kennst meine Gedanken nicht von ferne, verstehst meine Rede nicht, ehe sie auf meiner Zunge ist. Wenn du meine Jahre hast, wirst du deinen Kindern ein noch viel lieberer Engel sein. Nöthlich thue ich auch nicht, ich traue meinem Gott, im Leben hat er mich nicht verlassen, im Sterben wird er es auch nicht thun, er wird meinen Geist nicht verstoßen, ich glaube es mit aller Freudigkeit, aber es ist noch nicht vollbracht, darum darf ich nicht ablassen mit Ringen und Bitten, bis ich es ergriffen habe. Darum jammert und weinet nicht; so lange

wir noch beisammen sind, wollen wir uns freuen in aller Liebe und allem Frieden. Schöneres und Besseres ist ja nichts auf der Welt."

So stillte der Großvater den Jammer, und als Mutter und Tochter hinaus waren, sagte die letztere: „Mutter, kann ich z'Chilche oder hättest was dawider?"

„Aparti nüt," sagte die Mutter; „dachte aber, du würdest schläferig und habest gestern selbst gesagt, du wolltest heute daheim bleiben, du bliebest am liebsten beim Großvater."

„Ich möchte darum gerne gehen, damit die Leute nicht lätz beten, in der Meinung, der Großvater solle sterben. Denk, wenn sie es thäten und es fehlte dann? Wenn der Vater zum Pfarrer geht vor der Predigt, so wollen alle Leute wissen warum. Vielleicht sind Schulmeister und Sigrist bei ihm und sagen es auch, der Großvater sei übel und lasse für sich beten, und was können sie anderes denken, als es sei, daß er sterben solle? Da ist es doch nöthig, daß die Leute den rechten Bericht vernehmen."

„Kannst gehen, wenn du willst," sagte die Mutter, „habe nichts dawider. Daneben denke ich, viel würde es nicht machen, wenn auch einer oder der andere lätz beten würde. Man kann ja vor Gott nie lätz beten, wenn man es gut meint, er weiß ja besser als der Mensch selbst, was den Menschen zum Guten ist."

Als sie draußen waren, lag der Großvater stille in seinem Bette, auf der Decke waren die Hände gefaltet und sein Gesicht begann mehr und mehr zu strahlen wie das eines Engels. Er dachte, und sein Gedanke war eigentlich ein Dankgebet, wie er doch glücklich sei, in so hohem Alter solche Liebe zu besitzen, daß er niemanden verleidet, daß man seiner nicht müde sei, gerne ihn länger behalten wolle und mit Freuden mehr an ihm thue als er verlange. Und wenn es schon noch länger dauerte, dachte er, wäre es immer das Gleiche, ihr Gutmeinen sei so groß, daß man es nicht so bald erschöpfe. Dafür habe er dem lieben Gott zu danken, daß er ihm so gute Menschen gegeben, denn was könne ein alter Mensch mehr und Besseres verlangen als das? Aber es werde ihnen auch vergolten werden von dem, der mit seinem Segen guten Kindern Häuser baue und ihre Wege ebne. Daran dachte der Großvater nicht, daß er die guten Leute sich erzogen und er eigentlich nur ernte, was er ausgesäet. Denn es ist mit der Liebe auch wie mit andern Pflanzen: wer Liebe ernten will, muß Liebe pflanzen. Aber daran dachte der Großvater nicht, sondern ihm kamen die Gedanken an so viele tausend und tausend Alte, die es nicht so hätten wie er, die nichts von Liebe wüßten, die nirgends sein sollten, überall im Wege seien, die keine Wärme mehr hätten, innen nicht und außen nicht, die es immer friere am Leib und an der Seele. Er erinnerte sich, wie er einmal dabei gewesen vor vielen, vielen Jahren, wo ein alter Mann gesagt, wenn er nur draußen säße,

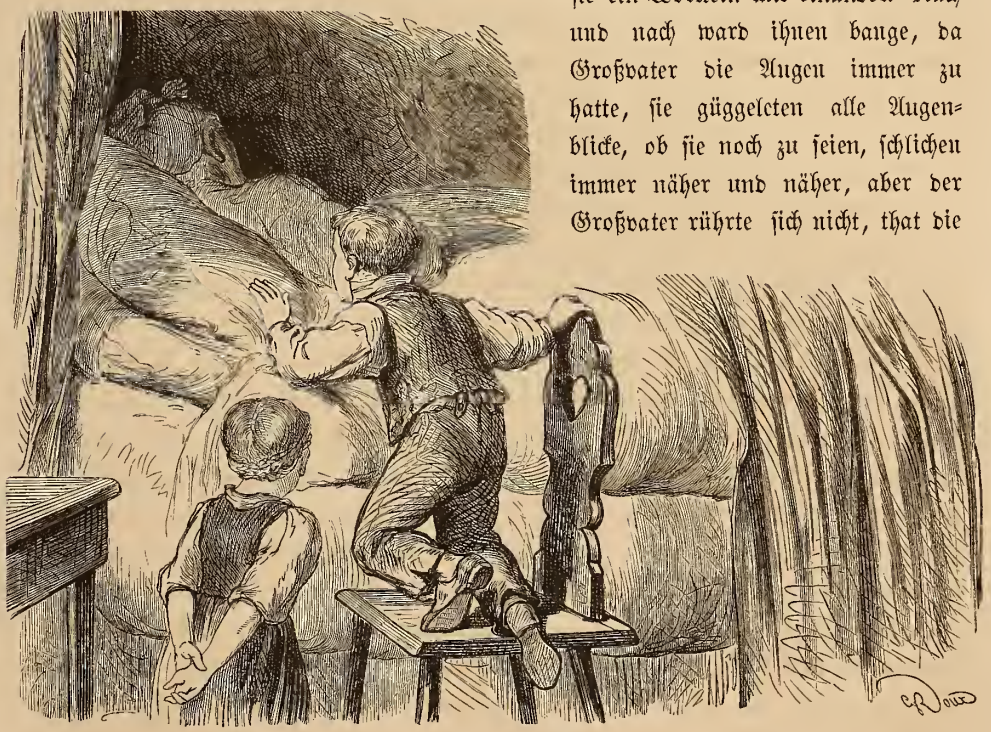
die Sonne scheine so schön warm und ihn friere so bitterlich, und man ihm antwortete, jetzt habe man nicht Zeit, ihn hinaus zu tragen, er müsse warten, bis man fertig gedroschen. Als man fertig gedroschen, trug man ihn hinaus, aber die Sonne schien nicht mehr, war hinter Wolken und ihn fror noch bitterlicher. Man tröstete ihn, er solle nur sich leiden und Geduld haben, die Sonne werde schon wieder kommen. Die Sonne kam richtig wieder, aber als sie wieder kam, da war der Alte todt. Und solche Geschichten mehr fielen ihm ein, wie es den Alten geht im Alter ohne Liebe, und sie erbarmten ihn sehr. Wie kalt muß es für sie sein in den alten Tagen auf Erden ohne Liebe, denn Liebe ist noch mehr als Sonne. Ja, wenn ich es so hätte, dann blangete ich auch nach dem Sterben, und mein Seufzen wäre, wenn ich nur sterben könnte, weg könnte, allen aus dem Wege. Und wenn ich es nicht könnte, würde mir auch angst und ich müßte denken, Gott habe mich vergessen auf der öden Welt. O, das ist eine schreckliche Furcht, von Gott vergessen zu sein, wenn man immer ruft, o nimm mich, o nimm mich, und er kommt nicht, nimmt einen nicht, und es ist, als ob er nichts mehr hörte. So dachte der Großvater, und für diese armen Alten alle betete er und bat Gott, er möchte ihnen Sonne und Liebe schenken die Fülle, daß nichts erkalte an ihnen, weder Glieder noch Herz, und wenn ihre Stimmen wimmerten, ach nimm mich, ach nimm mich, so möge er sie doch hören und sie holen, damit sie bei ihm sein könnten, nicht verzagen müßten auf der öden Erde und so allein und so frieren in der kalten Welt.

Wenn man so mit seinen Gedanken bei Gott ist, weiß man nicht, wie schnell die Zeit umgeht. Es läutete in des Großvaters Gedanken hinein unerwartet, mahnend und nöthlich, wie einer einem langsamen Wanderer ruft, wenn er einem Thore bequemlich naht, in dem schon der Schlüssel zum Schließen steckt oder Verfolger auf seinen Fersen sind, nur von der Eile Rettung zu hoffen ist. Es steht nirgends geschrieben, aber denn doch ist das zweite Zeichen von Gott befohlen. Eile, eile! ruft es über Berg und Thal überall den trägen Menschen, die in der Tiefe und in der Höhe wohnen, eile, eile! o Menschenkind, versäume nicht die gelegene Zeit, zu spät, zu spät! klingt gar fürchterlich. Darum läutet es Zeichen um Zeichen, damit das träge Menschenkind die Zeit nicht versäume, läutet ihm alle Sonntage so dringlich, daß es des zu spät! gedenke, daß Eile in seine träge Seele komme. Und trotz dem Läuten und Mahnen, wie viele kommen immer zu spät und wie viele hören kein Zeichen, kein Läuten mehr, einstweilen! Denn einmal werden sie wieder läuten hören, wenn am letzten Tage das Armesünder-Glöcklein geläutet wird, wenn seine Stimme in die Gräber dringt und vor den Richterstuhl Gottes die Sünder ruft.

Der Großvater kannte seines Sohnes Art, immer wohl ängstlich und dennoch

immer wohl spät, sandte einen seiner kleinen Hüter hinaus, nachzusehen, ob der Vater bald z'weg sei. Dem war der Auftrag, für den Großvater beten zu lassen, sehr zuwider, daher wollte ihm nichts von Händen gehen, er zögerte unwillkürlich. So haben es eben viele, leider, daß sie nie kommen zu dem, was sie sollen, aber nicht mögen. Der gute Sohn dachte nicht von ferne daran, den Auftrag seines Vaters nicht zu erfüllen, aber ohne Mahnung wäre es ihm doch vielleicht unmöglich geworden; denn wenn der Pfarrer einmal in der Kirche ist, läßt sich wenig mehr bei ihm anbringen. Endlich stießen sie von Land, zum offenen Fenster hinaus sah der Großvater mit innigem Wohlgefallen seinem Bäbeli nach, ein lieblich Röseli in Gottes schönem Garten.

Wie er so hinsah, sein Blümeli ihm mehr und mehr entschwand, giengen ihm leise die Augen zu. Die beiden Kinder, welche im Stübchen waren als seine Engelein, die seine Botschaften verrichten sollten, hielten sich lange still, selten plauderten sie ein Wörtlein mit einander. Nach und nach ward ihnen bange, da Großvater die Augen immer zu hatte, sie güggelcten alle Augenblicke, ob sie noch zu seien, schlichen immer näher und näher, aber der Großvater rührte sich nicht, that die



Augen nicht auf. Da konnte das ältere Kind nicht länger warten, es stieg auf einen Stuhl am Bette und schob, freilich so sanft es konnte, dem Großvater einen der Augendeckel in die Höhe. Da erwachte begreiflich der Großvater und that beide Augen auf.

„Schlaf nur wieder, Großvater," sagte das Kind, „brauchst gar nicht zu erwachen, ich wollte bloß sehen, ob du schlafest oder nicht."

„Schlief ich denn?"

„Ja, lang, lang."

„Es hat doch noch nicht zusammengeläutet?"

„Nein, geläutet hat es hier noch nicht, aber unten wird es schon lange angefangen haben, denke wie weit es ist von dort bis hier. Hinauf ist's noch viel weiter als hinab. Aber höre, Großvater, jetzt kömmt's, jetzt kömmt's!"

Und richtig, zum Fenster herein begann ein Quellen von Glockentönen, leise erst und vereinzelt abgebrochen, als ob sie sich erst Bahn brechen müßten durch das vermittelnde Element, dann sich suchen und einen zu vollem Klang und einigem Geläute, dem mächtigen Rufen des Hirten, daß die Herde sich sammle an des Herrn Hütte, daß die Schafe von den einzelnen Weiden her, wo sie das tägliche Brod gesucht, eilen möchten, das geistige Leben zu nähren und zu kräftigen mit den Worten, die aus des Herrn Munde gehen. Es ist das freundliche Rufen an alle, welche auf des Herrn Dornenpfade gehen: Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, will euren Seelen Ruhe schaffen. Es ist das mahnende Wort des Vaters an seine Kinder: Ich bin der Herr und sonst keiner mehr, ich, der ich die Gedanken in den Herzen kenne, ehe sie aus eurem Munde sind, ich bin da, bin mitten unter euch, vergeßt mein nicht, meinem Auge entrinnt ihr nicht, aber wer lautern Herzens ist, der komme und gehe ein zu den Thüren meines Hauses, wo gesättigt werden die Meinen mit den Gaben des Geistes und der Gnaden. Es gehören diese mächtigen Klänge, die schwellenden Töne über Berg und Thal zu den immer in vollen Fluthen strömenden Offenbarungen Gottes, in denen der Herr sich kündet den armen Menschenkindern, die Augen dem Lichte öffnen will, damit sie seine Wege sehen und die rechte Thüre zum Heil, nach welchem alle Herzen sich sehnen und doch so viele den Eingang nicht finden. Der Großvater lebte unbeschreiblich wohl daran. Er konnte zwar dem Rufen leiblich nicht folgen, aber im Geiste war er mitten unter den Schaaren der Gläubigen und gedachte, wie oft er dort neue Kraft empfangen, zu schaffen und zu tragen, wie mancher helle Strahl der Wahrheit seine Seele erleuchtet, wie oft er mit herzinniglichem Verlangen die Pfänder empfangen, daß keine Kreatur weder im Leben noch im Sterben ihn von Gottes Liebe scheiden werde. Es ward ihm selig im Gemüthe. Es war ihm, als hätten Ströme der Herrlichkeit Gottes sich in sein Herz ergossen.

Die Kinder hatten unter dem Fenster dem Läuten mit kindlicher Freude zugehört; als es verklungen war, kamen sie wieder zum Großvater, fragend, was er begehre, ob er zu trinken wolle oder zu essen.

„Lernt ihr auch singen in der Schule?" frug der Großvater, der mit seinen Gedanken bei den Gläubigen in der Kirche war.

„O ja, Großvater, wir singen auch und der Schulmeister sagt, wir könnten es von allen am besten; wenn alle so wären wie wir, er wollte mit uns durch's ganze Psalmbuch fahren wie Schnupf."

„Könntet ihr mir einen schönen Psalm singen?"

Das war ein Jubel, daß sie dem Großvater einen Psalm singen sollten. „Großvater, wollt Ihr den, der geht schön, o und der, und dieser geht am schönsten!"

„Könnt ihr den fünfundzwanzigsten?"

„Ja, ja, schrien beide und wollten beginnen und jedes besser anstimmen und jedes dem andern zeigen, wie es besser gehe und wie es machen müsse, daß sie recht fortkämen, bis der Großvater ihnen sagte, am schönsten gehe es, wenn jedes es mache so gut es könne, keines das andere unterbreche, bis sie fertig seien. Hinterher sollten sie dann einander berichten.

Und sie sangen mit ihren hellen Stimmen:

„Du mein einziges Verlangen,
Gott, zu dir erheb ich mich;
Laß mich keine Schmach umfangen:
Ich vertraue nur auf dich.
Die Verehrer deiner Huld
Hoffen nicht auf dich vergebens;
Nur die stürzet ihre Schuld,
Die dich hassen, Gott des Lebens.

Denke doch an dein Erbarmen,
Das du hast von Ewigkeit,
Und beweise an mir Armen
Deine Gnad und Freundlichkeit.
Ach, vergieb nach deiner Huld
Meiner Jugend schwere Sünden,
Tilge meine große Schuld,
Lasse mich Erbarmung finden.

Wer ist willig Gott zu ehren?
Denn er nimmt sich seiner an,
Ihn den besten Weg zu lehren,
Er zeigt ihm die Lebensbahn.
Seine Seele lässest du,
Herr, im Guten lange wohnen,
Und du wirst ihn mit der Ruh
In dem Himmel einst belohnen."

Gelehrte hätten sich vielleicht an dem Gesang geärgert, aber dem Großvater floß er wie eine süße Labung in's Herz. „Könnt ihr vielleicht den fünfundsechzigsten auch?" frug er.

„Nein," antwortete das ältere, „singen nicht, der Schulmeister hat aber

gesagt, wir wollten ihn lernen. Ueber acht Tage können wir ihn dir singen, aber aufsagen kann ich dir davon, wenn du willst, zwei G'satz kann ich:

„Ich widme meinen Lebenslauf
Zu deinem Ruhm bis an das Ende.
Entzücket heb' ich meine Hände
Zu dir in deinem Namen auf,
Du selbst wirst meine Seele speisen
Mit Wonne und mit Freudigkeit:
Ich werde dich zu jeder Zeit
Mit Dank und Lobgesängen preisen.

Ich denke, Herr! bei stiller Nacht
Vergnügt an dich und deine Güte;
Ich rühm' mit wachendem Gemüthe
Die Wunder deiner Gnad' und Macht.
Im Schatten deiner Flügel findet
Die Seele Sicherheit und Ruh;
Mein Helfer und mein Trost bist du,
Mein Heil ist nur auf dich gegründet."

„Aber Großvater, habt Ihr Schule?" frug eine freundliche Stimme in's Stübchen hinein. „Kinder, ihr macht dem Großvater wohl viel Lärm. Geht hinaus, ich will jetzt bei ihm sein, bin einstweilen fertig mit der Haushaltung."

„Großvater, nicht wahr, wir haben dich nicht geplagt, hießest du uns nicht aufsagen?" frugen die Kinder.

„Wohl, Kinder, wohl! Ihr seid liebe Kinder und habt mir viele Freude gemacht. Könnt jetzt hinausgehen, Tauben und Kaninchen füttern, der Mutter zum Feuer sehen. Sie muß so viel auf den Beinen sein, und eine Weile abzusitzen thut ihr auch wohl," fügte der Großvater hinzu, da er merkte, wie die Kinder gegen das Hinausschicken sich verwahren und die Wache fürder behalten wollten.

„Aber Großvater, wir sind dir doch nicht erleidet, wir dürfen wiederkommen?"

„Allweg, meine lieben Kinder, sobald die Mutter ihrer Sache nach muß, soll sie euch rufen."

„Vater, soll ich Euch ein Kapitel lesen aus dem Testament oder aus dem Paradiesgärtli?" frug Kätheli.

„Dank heigist, die Kinder haben mir gesungen und aufgesagt. Hock da beim Bett ab, ich möchte dir noch ein Wort sagen, wer weiß, ob ich es sonst noch thun könnte."

„Aber Vater, aber Vater! was redet Ihr wieder, glaubt Ihr, es sei Ernst und denket Ihr, es müsse gestorben sein," jammerte Kätheli.

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was Gott mit mir vor hat, b'sunderbar bin ich erschwachet und allweg möchte ich z'weg sein, wenn der

Herr kömmt, daß ich nicht erschrecken muß, wie wenn er mir käme wie ein Dieb in der Nacht. Dich, Kätheli, möchte ich noch um Verzeihung bitten, vielleicht daß ich mich gegen niemanden so verfehlt als gegen dich. Das machte mir schon manchmal schwer."

„Ihr Euch gegen mich verfehlt, aber was denket Ihr? Ihr waret mir der beste Mensch auf Erden, Ihr truget mich auf den Händen, und wenn Ihr heimgeht, so möchte ich mit, ohne Euch was soll ich, o mein Gott!" so jammerte die Frau und weinte bitterlich.

„Sieh, Kätheli, das ist eben, was mich drückt, und dein Weinen ist die schwerste Anklage gegen mich. Du bist mit deinem Mann nicht glücklich, und daß du ihn hast, daran trage ich Schuld, das plagt mich."

„O Großvater, was will ich mehr? Gläis ist ja so brav. Sachen haben wir mehr als genug, Freude an den Kindern, was will ich mehr? Wenn ich hundert andere betrachte, so habe ich ja Ursache, Gott auf den Knieen zu danken, daß ich es so habe. Und wenn ich dran denke, wie leichtsinnig ich gewesen, wie kurz meine Gedanken waren, so wird es mir ganz angst, wie leicht ich der ärmste Tropf auf Gottes Erdboden hätte werden können."

„Manche", sagte der Großvater, „thäte es nicht so aufnehmen, sondern sie würde mir alles Trübe und Schwere, welches dieser Ehe zuwächst, nachtragen, denn an dieser Ehe bin ich schuld, wie du wohl weißt. Ich wußte, wie Gläis ist, unschlüssig, alles schwer nehmend; da dachte ich, mit einer Frau sei ihm am besten nachzuhelfen. Du wareſt mir lieb von Jugend auf; schon als du noch in die Schule giengest, sah ich dir manchmal nach und dachte, wenn das z'gutem ausfällt, so ist das wie gemacht für Gläis, das hat den heitern Muth, die raschen Gedanken und das anschlägige Wesen, was ihm fehlt. Wenn er eine Frau bekommt, wie er ist, geht es weiß Gott nicht gut, die werden nie fertig; wenn sie schon nicht zanken, so haben sie doch keine fröhliche Stunde; wenn sie Kinder bekommen sollten, so würden die die ärmsten Tröpflein von der Welt, es wäre ja gerade, als ob sie an einem Orte geboren worden, wo die Sonne nie zueche ma, Sommer und Winter nit. Du weißt, wie es gieng. Ihr zoget einander beidseitig nit, es mangelte z'spatten und z'stoßen bis es gieng. Wie dir es deine Eltern machten, weiß ich nicht, ihnen gefiel Gläis und was er zu erwarten hatte, weiß auch nicht, ob du eine andere Liebe hatteſt, aber ich hörte, wie du seufzteſt, als d'Sach richtig wurde, und sah nachher oft rothe Augen. Das kam mir schwer auf das Herz, erst jetzt sah ich recht, was einer auf sich nimmt, wenn er fast gewaltsam den Lebenslauf zweier Menschen ordnet. Deppe rathe und warne wird Eltern wohl erlaubt sein, aber die rechte Mitte z'treffe das ist schwer. Auf einem Vater, der gesagt hätte: Mira, we's d's

Käthi thue will, so ist's mir recht, hätte ich nicht viel gehabt, hätte gedacht, das sei auch einer von den Neumodischen, denen es gleichgültig sei, fahren ihre Kinder hin wohin sie wollen, von den gottvergessenen Vätern, die ihre Kinder betrachten wie Hunde ihre Flöhe, die nie lustiger sind, als wenn sie dieselben abschütteln können. Aber, aber zwingen oder Ernst brauchen, und wenn es schon zum Besten ist, wie man glaubt, wer sagt, daß man recht glaubt? Ich weiß nicht, was deine Eltern sagten, aber ich sah deine rothen Augen und hörte deine schweren Seufzer und kenne die Bürde, die du tragen mußt, und, glaub es mir, ich trug schwerer daran als du und immer schwerer, je lieber du mir wurdest."

„O Vater, schluchzte Kätheli, hätte ich das gedacht! Ja, manchmal wurde es mir schwer, aber wo ist nichts, und wo ist immer ein solcher Vater dazu? Wie wäre es wohl gegangen, wenn zwei Leichtsinnige zusammen gekommen und wo wären wir jetzt? Gläis ist mir lieb, er hat ja keine Untugend! Und wie hätte ich mich in der Geduld und in der Sanftmuth üben wollen, wenn er nicht gewesen wäre mit seiner langsamen Art? O Vater, ich verstund Euch wohl, wenn Ihr redetet, wie man in der Ehe sich gegenseitig heiligen, eins am andern nicht Bosheit auslassen, sondern die Fehler abreiben solle. Gläis hatte an mir auch zu tragen, und ich sah wohl, wie es ihm Mühe kostete, nicht unzufrieden zu werden, mir nachzugeben, um nicht zu streiten, und wie er Gewalt brauchte an sich, um nicht zu kummern und nöthlich zu thun, sondern gefaßt die Sache zu nehmen. Das freute mich, Vater, und glaubt es mir, unsere glücklichen Tage kommen nach und nach und werden bleiben, während es umgekehrt ist bei denen, welche die Narrheit zusammenbringt und die nur heirathen, um gut zu haben und lustig zu leben. Man kann d'Sach zu schwer und zu leicht nehmen, und das letzte ist schlimmer als das erste, und wenn ich oft seufzte, so war es sicher mehr über mich als über Gläis oder weil sonst etwas mich ungeduldig machte, weil in der Welt nicht alles Krumme grad werden will. Aber, Vater, daß ich gegen Euch etwas im Herzen gehabt, als große, große Liebe, mit der ich nicht weiß wohin, wenn Gott Euch nehmen sollte, das, Vater, glaubt mir. Wenn alle Menschen so wären wie Ihr, so wär d'Welt ja der Himmel."

„Du nimmst mir viel ab dem Herzen", sagte der Greis. „O wenn man einander mehr das Wort gönnte, wie manche Bürde wäre weniger auf der Welt oder leichter! Und wenn jede kämpfte wie du, wie vieles würde sich zum Segen wenden, was ohne Kampf zum Fluch wird! So überwindet man die Welt und nimmt dem Versucher seinen Stachel. Also du zürnst mir nicht? Gieb mir die Hand. Jetzt ist es mir wohl, jetzt wird man für mich beten unten, und wenn es dort so freundlich geht wie hier, dann kann ich wohl sagen: jetzt, Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren, denn was will ich mehr auf der Welt?"

„Bei uns sein, Vater, bei uns sein, was sollen wir sonst und wie wird Gläis thun?"

„Dafür sorge nicht, da wird Gott helfen."

Kätheli hatte noch viel auf dem Herzen, aber da lärmten die Kleinen herein, riefen die Mutter in die Küche, wo sie wirklich nöthig war und mit dem Großvater nicht mehr verkehren konnte, ehe die Kirchgänger heimkamen.

Allen weit voraus kam Bäbeli daher, hatte kaum noch Athem zu fragen: „O Großvater, wie geht's, hat es dir gebessert?" Darauf rollte dem Meitschi, das so glücklich war, daß der Großvater ob dem Beten nicht gestorben, sein dreistündiger Lebenslauf vom Munde wie vom Spulen der Faden. Wen es alles gesehen, was die Leute gefragt, was sie über den Großvater gesagt und was der Vater mit dem Pfarrer geredet und der Pfarrer mit dem Vater und was die Leute gerathen und was ihre Meinung gewesen über des Großvaters Zustand, daß sie nämlich alle gesagt, wenn er nicht Fieber habe oder Husten, so sei alles nichts, bloß wenn er Fieber hätte, wär's bös. Wie aber doch hier und dort jemand erschrocken und gesagt, um den wär's schad, für den sollte alles beten, daß Gott nit pressirte mit ihm, und wie des Vaters Götti Augenwasser bekommen, als er's gehört, und wie er gesagt, wenn er es verbringen möge, so komme er diesen Nachmittag hinauf.

So schnäderte das Kind, da kam der Vater ebenfalls heim und trat ein zum Bericht. Der Pfarrer war erschrocken gewesen über das Begehren, hatte gefragt, ob er hinauf kommen solle, und wie Gläis meinte und Bäbeli bestätigte, den Fall ganz bestimmt in der Predigt angezogen, daß allen Leuten das Wasser in die Augen gekommen.

„Gottlob", sagte der Großvater, „bös habe ich es mit niemanden gemeint, aber man kann nie wissen. Habe zwar manchen schönen Sonntag erlebt, für den ich Ursache habe, Gott zu danken, aber ich wüßte doch keinen, wo es mir so leicht um's Herz geworden und mein Geist so hell und fröhlich war als heute. Eine Erquickung kommt mir nach der andern, es ist mir, als giengen mir alle Dornen aus, welche mich noch plagten, und es ist mir, als ob ich wirklich schon ein seliger Mensch sei. Gott Lob und Dank, so ist das Sterben schön und das Leben schön."

Der Sohn war düster. Der Pfarrer hatte ihm gesagt, eine solche Schwäche in so hohem Alter sei sehr gefährlich, er fürchte sehr, der gute Großvater erhole sich kaum wieder. Das sagte er aber niemanden, sondern verdrückte es in sich und machte dazu ein Gesicht, daß niemand wußte, was er hatte, ob er böse sei oder traurig. Der gute Gläis war von den seltsamen Menschen einer, die es gut meinen, aber es nicht erzeigen können, zu denen sich daher niemand gezogen fühlt, die darum glauben, sie seien zurückgesetzt und niemand frage ihnen was nach, die darüber traurig werden,

daß man sie nicht zu lieben scheint, darum dafür gelten, als ob sie niemanden leiden mögen. Er liebte seine Kinder, aber mit großer Aengstlichkeit, er fürchtete, sie möchten arm werden, wenn in so viele Theile das Vermögen zerfalle, er sparte für, wie er nur konnte, und gewann damit zuweilen fast den Schein, als ob er ihnen nichts gönne. Ihm fehlte neben der Rührigkeit die Freundlichkeit, diese goldene Gabe oder vielmehr Tugend, denn sie ist nicht bloß gegeben, sondern sie läßt sich auch erringen, welche das Leben lieblich macht und den freundlichen Glanz ihm giebt. Man ward diesen Mangel nicht so gewahr im Hause, wie es anderswo geschehen wäre, da der Geist des Großvaters noch das Haus erleuchtete und auf allen Gesichtern mehr oder weniger sich spiegelte. Nur Käthi fühlte Gläises Art peinlich, und trübe Schatten zogen über sein sonst so heiteres Gesicht, und diese Schatten sah eben niemand so deutlich als der Großvater. Derselbe wußte, wie große Gewalt die Gemüther über einander haben in der Ehe, wie die stärkere Kraft die schwächere überwältigt, die stärkere Natur der schwächern ihre Eigenthümlichkeiten aufprägt, eine in der andern aufgeht. So hatte er gehofft, Käthelis holdselig munter Wesen werde das düstere gstabelige seines Sohnes verschlingen und eine eben rechte Heiterkeit ihr Leben verklären. Aber bis dahin hatte sich seine Hoffnung nicht erfüllt, doch war es auch nicht bös gegangen, im Gegentheil schien ihm, Gläis finde hier und da Freude am Wesen seiner Frau, fange an es zu begreifen, während er früher oft sichtbarlich daran sich geärgert. Wenn es so käme, so sei es gewonnen, hatte er dann gedacht, aber dann verschwanden diese Zeichen wieder, und der Großvater wußte nicht woran er war.

Wenn die Kirchgänger heimkommen, muß die Hausfrau mit dem Essen z'weg sein, Gottes Wort macht hungerig. Offenbar haben immer die, welche in der Kirche gewesen und zwar andächtig, bessern Appetit als die, welche daheim geblieben sind oder in der Kirche geschlafen haben. Fleisch fehlt Sonntags in guten Häusern eben so selten auf dem Tische, als man die Woche durch welches darauf sieht, dazu kömmt Gemüse oder gedörrtes Obst; die Suppe geht voran und hie und da kömmt später Milch dazu, Wein nicht, neben dem Hause steht für den Durst, den die Milch nicht bewältigt, der Brunnen, Fleisch mache Durst, heißt es; vom Fleische kömmt die Lust, Fleischtage auch werden die Sonntage geheißen, an denen Fleisch auf dem Tische steht, und was das Fleisch erzeugt, wird bewältigt mit der Milch, die auf dem Tische steht, mit dem Wasser, das unter dem Dache quillt. Daran nimmt der Christ ein Exempel, wie er des Fleisches Lust zu meistern habe, nämlich mit der Milch des Evangeliums, mit dem Tranke des ewigen Lebens, der den Durst löscht für immerdar. So ißt und trinkt der christliche Bauersmann am Sonntag zur Ehre Gottes, weiht Leib und Speise dem Herrn für die nächste Woche und weist sein ganzes Haus, von bösen Werken zu feiern und des Fleisches Lust zu löschen mit Wort und Geist von

Oben. Leider aber geht es anders den Fleischlichgesinnten, ihnen ist der Sonntag des Fleisches Fest- und Ehrentag und das Fleisch auf dem Tische nichts als Pfand und Siegel, daß dem Fleisch sein Recht geworden, es alle seine Lüste loslassen könne, für alle Befriedigung suchen dürfe nach Belieben. Nun, da geht es dann lustig zu, es wimmelt auf Wegen und Stegen, und wenn der Teufel ein Angler ist, er findet nicht Kübel genug, um seine Beute zu bergen, und je schöner der Tag ist, desto größer wird seine Beute und desto mehr fehlt es ihm an Kübeln.

Kätheli hatte für den Großvater nicht Fleisch. Es hatte Hirn wollen nehmen lassen in der Schaal und keins mehr gefunden; von dem groben Fleische, welches sie hatten, wollte es ihm nicht geben. Es brachte ihm einen Teller mit Suppe, in die weißes Brod geschnitten war und sagte, er solle das einstweilen nehmen, nachher bringe es noch ein Kaffee und ein Eiertätschli dazu, auf's künftige wolle es sich besser versehen, er solle ihm doch recht nicht zürnen.

„Häb nit Müh, Kätheli", sagte der Großvater, „hab ja gar nit Hunger, und wär's nit dir z'lieb, so nähme ich lieber gar nichts. Es ist mir jetzt so wohl, daß ich nichts bessern, nur bösern kann."

Aber Kätheli meinte, er schätze das nicht, es wollte ihm gerne was Besseres machen, wenn es nur wüßte was, und wenn er von dem nichts möge, so müsse es glauben, er sei höhn. Nun der Großvater wollte Kätheli nicht traurig machen, er nahm ein wenig, rühmte sehr, wie gut es sei, wenn er nur möchte. Gieb es den Kleinen, welche mir so gut abgewartet und denk bald in die Kinderlehre müssen."

„Dürfen wir heute nicht daheim bleiben? Wir begehrten lieber nichts, wenn wir daheim bleiben könnten beim Großvater," sagten diese.

„Nein, liebe Kinder, das geht nicht, denket, was würde der Schulmeister sagen oder gar der Pfarrer. Wenn man gesund ist, so muß man gehen, wenn der liebe Gott ruft; sonst ruft er einem dann einst auch nicht, wenn er die Himmelsthür aufmacht. Denket Kinder, wie wär es euch, wenn wir alle, ich und die Mutter und der Vater da in's Haus giengen, machten es zu, ließen euch draußen stehen, thäten nicht aufmachen, gäb wie ihr riefet und döppeltet, wenn wir euch riefen: warum bliebet ihr dahinten, warum kamet ihr nicht mit uns? Denket, wie das schrecklich wäre hier und dann erst beim Himmel, wir wären drinnen und ihr müßtet draußen bleiben!"

„Ja, aber der liebe Gott macht es nicht so, er ist gar e gute!"

„Ja," sagte der Großvater, „er ist e gute und e b'sunderbar e gute, aber habt ihr die Frage noch nicht gelernt: Gott ist wohl barmherzig, aber er ist auch gerecht, darum will er auch mit der höchsten Strafe strafen die Sünden gegen seine

allerhöchste Majestät. Und denket, ist das nicht eine große Sünde, wenn er rufet und man kömmt nicht?"

„Ja, aber der liebe Gott ruft nicht, ume dr Sigrist ist's, wo lütet."

„O ihr guten Kinder, könnt ihr es auch schon, das Erklären und Vernütigen, und habt das doch wahrlich nirgends gelernt. Gott läßt euch in die Kinderlehr rufen, der Sigrist ist sein Diener, und wenn er in die Kinderlehr läutet, so läutet er die Worte des Heilands: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn denen gehört das Himmelreich. Geht Kinder, geht", sagte der Großvater, „geht immer, wenn der liebe Gott rufet, wenn ihr könnet; ihr werdet nie reuig werden. Glaubt es dem Großvater, er ist jetzt auch nicht renig, daß er so gethan."

„Zürnet mir nicht, Vater," sagte die Sohnsfrau, als die Kinder fort waren, „aber ich dachte doch manchmal, was es nütze, die Kinder so früh in die Kirche zu schicken, bei allem Wind und Wetter, und gar noch in die Predigt, sie verstehen doch von allem nichts. Wenn einst der Verstand da ist, so geht es dann in einem Jahr schneller als sonst in dreien."

„Du liebe Frau," sagte der Großvater, „es dünket den Menschen manches, es ist ganz das Gegentheil. Merkst an den Kindern, welche nie zur Kirche gehn, viel Religion, und hast du gehört, wie viel sie in der Unterweisung begreifen? Sagen unsere Kinder nicht immer, der Pfarrer könne sie erbarmen, wenn er zu solchen rede, sei es ja immer, als ob es an eine Mauer gehe. Es kann der Mensch nicht wissen, wie es dem Kind ist im Hause Gottes und was das für einen Eindrnck giebt, und die Worte, die hie und da in's Herz fallen und Gedanken wecken, zählt auch nur unser Herrgott, und wie lange sie brauchen aufzugehen, weiß auch nur er, denn Samenkörner müssen oft lange im Boden sein, bis sie verweset sind und aufgehen. Glaub mir das, liebes Kind, je wunderbarer die Worte sind, desto tiefer greifen sie, desto besser ist aber auch ihre Frucht. Laß dich nicht irren das Geschrei, daß die Kinder alles begreifen müßten, sonst sei es gefehlt, das ist läppisch und macht die Kinder dumm, darum werden die Kinder so dumm jetzt in den Schulen, weil man ihnen alles begreiflich machen will, und was man nicht begreiflich machen kann, dummerweise verachtet. O Kind, wenn die Menschen wüßten, wie niedrig ein Mensch bleibt, der nichts im Kopf hat als Begreifliches! Ihn erreichen die Offenbarungen Gottes nicht, ja ihm bleibt Gott ein fremdes Wesen und an ihm hat er keinen Theil."

„O danke, Vater, aber Ihr zürnt mir doch nicht, es redet alles so und selbst alte Leute, und so dachte ich, so sei's."

„O liebs Kätheli, alt Lüt si nit immer witzig, b'sunders wenn si meine, si

müsse mit de junge dr Narr mache. Ich werde schläfrig", sagte der Großvater, „ich glaube, schlafen thäte mir gut, aber wenn Gläise Götti kömmt, und der wird kommen, so schicke ihn nur herein, mit dem möchte ich noch ein vertraut Wort reden."

Sobald es draußen hieß, der Großvater wolle schlafen, ward es stille, die nöthigen Geschäfte wurden alsbald abgemacht, dann hätte man das Haus für ausgestorben halten können oder für ein Seeräuberschiff, auf dem man auch oft keine lebendige Seele erblicken soll, bis man seine Nase zu nahe hinzusteckt, wo es dann einem ergeht wie ungeduldigen Jungen bei einem Feuerteufel. Kätheli hatte am längsten zu thun, denn daß man unabgewaschen Geschirr in der Küche stehen lassen könne, fiel ihm nicht ein; hätte es ihm aber jemand zugemuthet, so hätte es ihn angesehen, als muthe derselbe ihm Ungebührliches zu. Aber es machte dasselbe so leise ab, als wäre es in einer Kirche, daß eine der handlichen Köchinnen, welche gewohnt sind, das Geschirr erst an allen vier Wänden herumzuwerfen, ehe sie es an ihren Ort stellen, mit offenem Maul stehen geblieben und wahrscheinlich versteinert wäre wie Loths Weib. Ganz sicher hätte sie geglaubt, sie stehe vor einer verzauberten Küche und eine Hexe oder ein Gespenst sei drinnen und werde ihr jetzt was anthun, sie verhexen. So wäre es einer der fürtauben Köchinnen vorgekommen; was gar so ein Hauptkerl von Koch dazu gedacht, wissen wir nicht. Ein demüthig Mädchen aber hätte ein Beispiel nehmen können, wie eine rechte Hausfrau waltet, daß es niemand sieht und niemand hört, und begriffen, was das Sprüchwort sagt, die sei die beste Hausfrau, von der man am wenigsten höre. Nun glücklicherweise verirrte sich keine rumpelsüchtige Köchin, kein Koch mit seinem halbheidnischen Huppi hier herauf, ohne ihre Gegenwart wurde Kätheli fertig. Als alles fertig und sauber war und glitzerte, gieng es ohne Schuh in die Stube, sah durch ein Spältchen in der Wand über dem Ofen nach dem Großvater. Der lag ruhig wie sonst und sein Gesicht strahlte wie das eines Engels. Die Freudigkeit, die sein Herz erfüllte, mußte groß und mächtig sein, daß sie so hell und mächtig aufstieg und auf dem Angesicht sich kündete fast wie die aufsteigende Sonne. Gott Lob und Dank, dachte Kätheli, wo noch solch Leben ist, da ist der Tod ferne. Kätheli kannte noch nicht das nahende ewige Leben, das sich kündet fast wie die junge Sonne an den in der Nacht erblaßten Bergen.

Kätheli gieng leise wieder, gieng um's Haus herum; da es niemanden hörte, wollte es doch wissen, wo sie wären oder ob es alleine sei. Bei flüchtiger Umschau fand es niemanden; als es aber eine Thüre aufstieß, sah es Gläis auf dem Bänkchen im Stalle sitzen, er weinte, daß es ihn schüttelte. „Aber mein Gott, was hast?" frug Kätheli erschrocken, und als er nicht antwortete, setzte Kätheli sich neben ihn,

schlang den Arm um seinen Leib, frug zärtlich wie vielleicht nie: „Gläis, was hest? Säg mr's, säg mr's doch fry recht."

„Der Vater wird sterben, was fangen wir an, wie soll es dann gehen?" schluchzte er.

„Glaubst?" sagte Kätheli. „Ich kann es nicht glauben; wenn du ihn vorhin gesehen hättest, wie er so schön schlief, um zehn Jahre schien er mir jünger, du würdest nicht an's Sterben denken."

„Der Pfarrer hat gesagt, wer so plötzlich erschwache, komme selten auf. Und wenn er stirbt, wie wollen wir es machen?"

„Der Pfarrer kann sich auch irren, sagte Kätheli, es geht nicht allemal den gleichen Weg. Der Großvater ist gesunder Art, mochte arbeiten noch immer und vertrug die Speise manchem Jungen z'Trotz. Aber wegem Machen, da kümmere dich doch recht nicht so, ich verspreche es dir mit Gottes Hülfe, und wenn ich gesund sein kann, soll es gehen. Es ist wahr, das Vermögen schwachet. Zwei Theile von des

Vaters Sache müssen wir herausgeben, wie viel, ist ja geredet, und was uns noch bleibt, wissen wir auch, und mit dem können wir es wohl machen. Rechne nur, um wie viel es alle Jahre vorwärts gegangen. Ich verspreche dir, ich will abbrechen wo ich kann und mit z'unnützem brauchen dich nicht mehr ärgern. Aber ich denke, nöthig wird es nicht sein."

„O Frau, so meine ich es nicht, du verstehst mich ja nicht. O wegem Geld ist es mir nicht. Genug thun werden wir wohl müssen, doch die Zinse uns nicht plagen wie tausend Andere, und wenn wir noch mehr geben müßten, es gienge, wenn der Vater bliebe, fieng er ja fast mit nichts an. Aber wie soll es gehen ohne ihn, er verstund alles, und wo ein Mensch den andern nicht verstund, da war der Vater, und mit einem Wort dämpfte er alles, kehrte das Beste z'oberst. Da wo er war, mußte Friede sein, und da war es einem wohl, es dünkte einen immer, da möchte man nicht weg; o ich weiß, er hatte mich lieb."

„Und etwa sonst niemand mehr?" fragte Kätheli, dem diese Worte fast über's Herz kommen wollten.

„Wohl, es wird wohl sein, aber er hat es mir immer erzeigt, daß ich ihm werth war, von ihm wußte ich es, und wenn er gestorben ist" — seine Stimme erstickte im Schluchzen.

Da kam der gute Geist in Kätheli oben auf, und die Empfindlichkeit, welche dem Gläis den Balken zeigen wollte in seinem eigenen Auge, gieng unter, der Geist des Großvaters regierte in seinem Herzen. „O Gläis, wenn es nur das ist," sagte es. „Weißt du dann nicht, daß wir dich alle lieb haben, weißt nicht mehr, daß ich dein Kätheli bin? Aber man wußte nicht, hattest du es gerne oder ungerne, wenn man es dir erzeigte. Du thatest so kaltblütig, daß man ganz erschrak und die Kinder oft klagten, der Aetti sei höhne und wüßten sie doch sicher nicht, daß sie was Böses gemacht. O nein, Gläis, die Liebe soll dir nicht ergehen, wenn schon Großvater nicht mehr sein sollte. Aber nicht wahr, ein klein weneli erzeigst du dann auch und machst es dem Großvater nach?" sagte Kätheli und neigte ihr Haupt auf Gläises Schulter.

Da war's, als ob eine eigene Gewalt den Mann erschüttre, reden konnte er nicht, aber er legte seinen Arm um Kätheli, und Kätheli wußte, was er damit sagen wollte.

„Aber er stirbt nicht", sagte Kätheli, „er soll noch eine rechte Freude an uns haben, und hättest nur sehen sollen, wie sein Angesicht geglänzt, fast wie das eines Engels. Ich muß aber gehn und sehen, ob er vielleicht erwacht ist." Stillschweigend reichte es Gläis noch einmal die Hand, der zog es an sich, und in junger Liebe schlugen freudig beider Herzen.

Der Großvater schlief noch, aber als Kätheli wieder vor das Haus kam, war

Gläise Götti da, der Thürlibauer, ein schöner alter Mann mit der Krone des Alters auf dem mächtigen Haupte. Er gieng mühsam am Stocke, denn er war gliedersüchtig, aber nicht vom Wohlleben oder Faulenzen, es waren die Wunden, welche der fleißige Landmann oft erhält in seinem schweren Kampfe mit Erde und Wasser, mit Wind und Wetter. Freudig hieß man ihn willkommen.

„Wie geht es ihm?" frug der Alte.

„Gut," sagte Kätheli, „er schläft so schön und fehlen thut ihm nichts, den ganzen Morgen gab er sich mit den Kindern ab, mag reden und etwas hat er gegessen. Doktor will er keinen mehr. Er wüßte nicht, für was der ihm Zeug geben sollte. Aber kommt und seht ihn selbst, er freut sich auf Euch."

„Will ihn nicht wecken", sagte der Alte und ließ sich mühsam am Stocke auf die Bank vor dem Hause nieder.

Kätheli gieng hinein auf diese Worte und lauschte nach dem Großvater. Unterdessen hatte der Alte dem Gläis, der vor ihm stund, in's Gesicht gesehen. „Du hest pläret," sagte er, „glaubst du nicht, daß er z'weg kömmt?"

„Ach wenn es Gotts Wille wäre, aber ich weiß nicht, und was soll ich anfangen, wenn er dahinten bleiben sollte?"

„Das wird einmal sein müssen. Wir müssen Platz machen, früher oder später, so ist es Brauch und Recht; was sollte aus den Jungen werden, wenn sie den Pflug nie führen lernten. Für dich ist's auch Zeit und dazu hast eine rechte Frau und keinen Kreuzer Ungerechts. Euch fehlt es nicht, wenn ihr zusammen zieht und du ihr das Maul gönnst."

„Der Großvater ist erwachet," rief Kätheli von innen heraus, „im Schlaf hat er Eure Stimme gehört und blanget nach Euch."

„So," sagte der Alte, sich mühsam erhebend, „habe ich denn geschrien, daß es durch Thür und Fenster gieng?"

„Sie waren offen", antwortete die Frau, „und dann hört der Vater so gut, wie ich's noch von keinem alten Menschen erfahren."

„Ja, ja", sagte der Alte, „er hatte ein feines Gehör von Jugend auf, nur das Böse wollte nicht hinein, darum ist's ihm so fein geblieben, weil er es sich nie verdrecken ließ."

Aufgesessen erwartete der Großvater den Freund. Mit einem Grüßgott und einem herzlichen Dank bewillkommten sie sich in heller Freude.

„Wie geht's? Nit bös, wie es scheint," sagte der Thürlibauer. „Bist ganz der Alte, Fieber hast keins, deine Hand ist trocken und kühl."

„Ja, es ist mir wohl, und wer weiß, ob ich heute nicht noch ein wenig aufstehe; aber du weißt, wie alt ich bin, und alte Bäume fallen ung'sinnet, wenn man ihnen auch an der Rinde nicht ansah, wie mürbe sie waren. Nun wie Gott will, nicht früher, nicht später begehre ich es. Allweg freut es mich herzlich, daß du da bist. Sitz ab, möchte gern noch ein vertraut Wort mit dir reden."

„Wirst öppe nit viel zu bekennen haben, das du nicht mitnehmen darfst."

„Gottlob nit. That viel, was nicht recht war, aber räumte wo möglich alle Tage ab, ließ nicht die Last sich aufthürmen bis gen Himmel, daß kein Auge sie mehr übersieht, sie nicht mehr vergeben werden kann. Ich bekannte sie dem Herrn und machte gut, was ich konnte, und jetzt wird der Herr es wohl machen. Aber zwei Freunde wie wir haben sich immer was zu sagen, besonders wenn einer geht, der andere bleibt, sie sich vielleicht über eine Weile nicht mehr sehen."

„Kätheli," sagte er zu der Sohnesfrau, welche mit einer Flasche Wein und Gläsern gekommen, „ich möchte mit Glaus (nach ihm hieß sein Götti Niklaus oder Gläis) ein Wort reden. Vielleicht daß noch jemand kömmt, halt draußen ein wenig auf. Wenn du glaubst, es müsse sein, so schicke Gläis hinein, er kann dann abräumen und du in der Zeit einen Kaffee machen, daß sie nicht meinen, sie müßten da bleiben bis z'Nacht."

„Ich dachte, ihr würdet viel Besuch haben, deswegen kam ich so früh, bin nicht mehr gerne im G'stüchel," bemerkte der Thürlibauer.

„Es ist eine Wohlthat, daß du kamest", sagte der Großvater, „von wegen ich habe dir ein Amt zu übertragen. Ich weiß wohl, du thätest es ausüben auch ohne Auftrag, aber es aufzutragen ist meine Pflicht. Ich bin der Vater, du der Götti, ich weiß, Gläis achtet auf dich, aber wenn du im Fall der Noth sagst, der Vater hat es mir gesagt, so hilft es auch noch um etwas nach. Du kennst ihn, er ist im Herzen gut und meint es gut, das weiß ich wohl, aber er kann es nicht erzeigen und man weiß nie, ist er böse oder nicht. Daneben geht ihm das Geld schwer in die Hand und schwer aus der Hand, ich kam nie darüber, ist er eigentlich geizig oder nicht. Er kramte den Kindern nicht, brauchte kein Geld für sich, es fiel ihm nie ein, seine Frau anzustrengen, dieses oder jenes zu kaufen, doch ward er auch nicht böse, wenn ich Geld ausgab, und ward nicht böse, wenn ich meine Töchter oder ihre Kinder beschenkte, Angesichts seiner expreß. Ich weiß daher nicht recht, wie es in ihm aussieht und wie er thut, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es nicht gut gienge, käme mir das Elend und das Unglück nach, denn du weißt, was ich an der Heirath gemacht, die arme Frau könnte mich von Herzen dauern und die Kinder. Verhudelt würde die Sache nicht, aber was hülfen ihnen die paar Batzen, wenn ihnen durch die Uneinigkeit Leben und Herz versäuert würden? Ich habe mit Kätheli

schon gesprochen, an ihm wird der Fehler nicht sein, es wird das Möglichste thun; ob ich mit Gläis noch reden kann und ob's fruchtete, weiß ich nicht, so mit einigen Worten ändert man schwer einen Menschen! Eine vierzigjährige Natur ist härter als Nagelfluh, und Nagelfluh knübelt man nicht mit den Fingern aus einander. Bis jetzt war ich da, da gieng's gut, bin ich fort, wird erst zum Vorschein kommen, was in ihm ist. Ich hoffe zu Gott, er erhöre mich, aber du wache auch und stehe auf meine Stelle, wenn ich nicht mehr bin, du bist der Götti, es ist das erste Mal, daß ich dich daran mahne. Mit dem Vermögen weißt du, wie es steht. Es ist in der Ordnung. Verordnung habe ich keine gemacht, aber meinen Wunsch kennen sie, ich hoffe, sie kommen ihm nach. Ich fühle wohl, es war Gott versucht, aber ich dachte, es wäre doch schlimm, wenn meine Kinder, die ich in Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, gleich nach meinem Tode nicht an mein Wort kommen sollten. Es sind freilich auch Tochtermänner da, aber ich habe sie gehalten als Söhne, ich darf hoffen, sie erzeigen sich als Söhne. Steh Gläis bei, entweder gegen ihn selbst oder gegen die andern, wenn es nöthig sein sollte. Ich habe oft gesehen, wie es einem Sohne vorkam, wenn er fortgeben mußte Theil um Theil von dem Vermögen, das wohl des Vaters war, aber in dem er gelebt und das somit zu seinem Leben ihm zu gehören schien. Es kam ihm vor, als stehle man es ihm, als werde er jetzt ganz arm, komme über nichts."

„Was ich thun kann, Uli, thue ich, so lange ich kann, du weißt es wohl, hast es zehnmal ob mir verdient. Wegen den Tochtermännern wär's vielleicht besser gewesen, du hättest was geschrieben, von wegen zwischen braven Leuten und Tochtermännern ist manchmal der Unterschied, daß der Tochtermann sich einbildet, er sei es seinen Kindern schuldig, das Wüsteste alles zu machen. Wegen Gläis bin ich nicht im Kummer, er hatte vorhin verplärete Augen und Kätheli nasse, und wenn Mann und Frau zusammen plären, so ist d'Sach so bös nicht. Aber wenn eins lachet und das andere weint, dann hat es der Teufel gesehen. Indessen denke ich, der Auftrag sei überflüssig, du bist ja besser z'weg, als ich fürchtete, siehst ordentlich aus, deine Stimme ist chäch und der Athem gut, ich wüßte nicht, wo es fehlen sollte."

„Kann dir es selbst nicht sagen, aber es ist eine unendliche Mattigkeit in mir und ein wunderbar Gefühl, daß mir der Tod ganz nahe sei, daß er jeden Augenblick vor mir stehen und sagen werde: Komm, Uli, deine Uhr ist abgelaufen. Die Sonne scheint klar, die Welt ist so schön, die Meinen haben mich so lieb, daß das Leben schön ist, daß es für keinen Menschen schönere Tage giebt, als ich heute einen erlebe, und doch möchte ich Gott nicht um mehr so schöne Tage bitten, ich kann nicht anders bitten, als: Vater, wie du willst!"

Glaus sagte nicht viel dagegen, begann noch zu reden von diesem, von jenem;

da kam Gläis und sagte, die Frau schicke ihn, zu fragen, was sie machen solle, es seien ein paar Personen da, die zum Großvater möchten, und sie wüßte fast nicht mehr, wie sie aufhalten.

„Gläis, los," sagte der Großvater, „wenn ich nicht mehr bin, so halt dich an deinen Götti, er will für mich da sein, er hat mir es versprochen. Du bist zwar alt und verständig genug, aber es ist kein Mensch auf Erden, der nicht froh darüber sein soll, wenn er einen im Himmel hat, aber auch einen auf Erden, an den er sich wenden kann, wenn er Rath und Hülfe bedarf, welche Menschen leisten können. Dann hab deine Frau lieb und hör auf sie, sie verdient's. Ich müßte mir noch vor Gott ein Gewissen machen, wenn nicht Friede und Liebe wäre unter euch. Du weißt, wer euch zusammengebracht."

„O Vater, deswegen habt nicht Kummer, Kätheli hat mich lieb, hat es mir gesagt, und wenn es mich lieb hat, so ist alles gewonnen. Aber Vater, nit sterben, Ihr müßt sehen, wie wir uns lieb haben."

„Gläis, wie Gott will. Es heißt auch, einer säe, der andere ernte. Ernte, Gläis, ernte, ich wünsche es dir von ganzem Herzen."

Gläis konnte nichts mehr sagen, er barg sein Gesicht auf das Hauptkissen neben seines Vaters Haupt. Da stund Kätheli vor dem offenen Fenster, es wußte seines Lebens nichts mehr anzufangen; der Großvater sagte: „Bring sie in Gottesnamen", und Gläis fuhr wie ein Eichhorn durch's Loch über dem Ofen in's Gaden hinauf und verschwand.

Kätheli hatte harten Stand gehabt. Ueber ein Dutzend Theilnehmende waren bei ihm aufgelaufen und viele von ihnen pressirten sehr, wollten sich aber doch dem Großvater zeigen und ihm verrichten, was ihnen von daheim an ihn aufgetragen worden war. Die Nachricht, daß der alte Uli plötzlich sterbenskrank geworden und habe für sich beten lassen, hatte wirklich viele bewegt und erschreckt. Von wegen der alte Uli war nicht gestorben bei lebendigem Leibe, von ihm konnte man nicht sagen, wie es im alten Bohnenliede heißt: O alte Ma, wie lebst so lang, ha g'meint, du sygist g'storbe, jetzt bist e Kindlifresser worde. Der alte Uli war rege und lebendig geblieben. In der Kirche sah man ihn regelmäßig, manch guter Rath von ihm kam in's Thal, gar oft fragte man ihn von der Gemeinde aus um Rath, gar viele Arme fanden bei ihm Trost, seine Fürsprache war wie baar Geld und seine Pathenkinder konnten ihn nicht vergessen. Sein Leben war wohl verborgen in Gott, aber deswegen war er doch den Menschen nicht abgestorben, seine Theilnahme nicht erkaltet, dem Weh und Wohl der Nächsten nicht entfremdet, er war in Liebe thätig geblieben.

Es ist sehr merkwürdig, wie bei vielen Menschen, welche während ihrem Leben andern wenig nachgefragt, am Schlusse desselben ein Bedürfniß auftaucht nach einer

gewissen Anerkennung; man soll sie kennen, nach ihnen fragen, um sie sich kümmern. Sie nehmen es schwer, wenn man nicht um sie weiß, wenn ihnen niemand nachfrägt, sie klagen bitterlich, sie könnten sterben, es würde es kaum jemand merken, und wer es merke, dem sei es anständig. Gottlob, werde er sagen, ist wieder einer weniger, der hätte schon lang abmarschiren können, es hätte es kein Mensch übel genommen. Und wenn ich mal unter der Erde bin, wird kein Mensch meiner gedenken, weder Hund noch Katze, ich werde ganz vergessen sein, sobald ich einmal da unten bin. Das ist wohl das aufwachende Gewissen, das von einem verlornen Leben redet, in welchem man es nicht so weit gebracht, die freundliche Theilnahme eines Menschen zu gewinnen und uns sein Andenken zu sichern. Es wohnt ein Mitgefühl in der ganzen Menschheit, oder vielmehr es ist ein Gefühl ausgegossen über alle, welches empfinden läßt, was andere empfinden in Freud und Leid. Es ist ungleich vertheilt dieses Gefühl in den Kreaturen. Bei welcher dieses Gefühl am tiefsten geht, am weitesten reicht, die steht hoch begabt unter den Kreaturen hoch oben auf der Leiter, die zum Himmel geht.

Dieses Gefühl führt sie zu den Kranken, besonders zu denen, von denen man glaubt, sie werden bald scheiden von dieser Welt. Man will es ihnen zeigen, daß man sie nicht vergessen, daß man ihr Bleiben wünsche oder wenn es gestorben sein müsse, man ihnen von Herzen gönne die ewige Ruhe und ihrer in Liebe gedenken werde. Man bringt ihnen damit gleichsam gute Zeugnisse zu ihrem Troste für Leben und Tod. Für Leben allerlei Kram zur Stärkung: Wein, weißes Brod, Backwerk, Lebkuchen und bei Armen manchmal ein Stück Geld zur beliebigen Verfügung. Aber es ist schon oft geschehen, das gerade solcher Kram zum Leben zum Tode führte. Zum Tode bringt man die Zeugnisse der Liebe, die Versicherungen des Nichtvergessens, die Bitten, daß, wenn man je gefehlt unwissentlich, man es ja nicht mitnehmen, sondern es bei Seite legen und vergeben möchte. Nebenbei läßt man dann wohl auch einige Bemerkungen laufen, wie der Kranke grausam schlecht aussehe, es kaum lange mehr machen werde, es stürben sehr viele Leute und gerade an solchen Krankheiten am allermeisten.

Kätheli machte es angst um den Großvater, der schon so viel geredet heute und noch so viel abthun sollte. Es sprach viel von seiner Schwäche, fast über Gewissen, und von seinen Hoffnungen, daß er wohl sich erholen werde, wenn er zur gehörigen Ruhe komme, jetzt sei der Thürlibauer bei ihm; sie würden zusammen zu rechnen haben; sobald er fertig sei, könnten sie zu ihm. Sie wollten ihn nicht plagen, sagten die meisten, wenn sie nicht was zu verrichten hätten vom Großätti oder vom Großmüetti. Aber die meisten wußten auch, daß, wenn sie heimkämen, nicht wüßten, wie Uli ausgesehen und was er gesagt, sondern sagen müßten, sie hätten ihn nicht

gesehen, man ihnen seltsame Gesichter machen und Lektionen geben würde für ein ander Mal. Auf einen Wink der Mutter war Bäbeli mit den Zurüstungen zu einem guten Kaffee bereits beschäftiget.

Es waren ältere und jüngere Leute, welche den Kranken besuchen wollten; billig giengen die ältern voran in's Stübchen, alle auf einmal faßte der Raum nicht, die schüchternsten blieben draußen in der Stube stehen. Der Großvater dankte mit gar freundlichen Worten für den Besuch und sagte, wie es ihn freue, daß man seiner gedenke, und gab jedem noch ein freundlich Wort und eine Vermeldung nach heim.

Unglücklicher Weise faßten zwei Weiber vor seinem Bette Posto, ein dickes und ein dünnes, verschlugen den Platz, und nur von weitem, zwischen beiden durch oder von der Seite her konnte eine Hand zum Gruß dem Großvater dargestreckt werden, und manchmal war er von den beiden so in Beschlag genommen, daß er der wartenden Hand den Gruß nicht einmal erwiedern konnte. Die zwei Weiber geberdeten sich, als wären sie zwei Aerzte, die am Bette eines Kranken eine Konsultation hielten, mit dem Unterschied jedoch, daß sie nicht in's Nebenzimmer giengen, um sich ihre Beobachtungen mitzutheilen und ihre Schlüsse zu ziehen, sondern ihre Verhandlungen öffentlich am Bette des Kranken hielten. Die dicke wiegte den Kopf bedächtig und meinte, es werde sicher ein innerlicher Schlagfluß gewesen sein, und die andere heftig den Kopf schüttelnd, sagte, jedenfalls kein Schlagfluß, es könnte die fliegende Brustwassersucht sein, aber es sei sie doch nicht, es sei die stille Blutauszehrung, gegen die sei nicht viel zu machen, wenn sie einmal eingerissen sei, aber zu rechter Zeit da gebe es ein Mittel, das helfe und ganz ungesäumt. Nun begann die dicke wieder und verfocht den Schlagfluß, dann die magere die Auszehrung, brachten ihre Mittel vor und führten sehr anzügliche Redensarten. Der Großvater hörte so wenig darauf als möglich, nahm die Begrüßung anderer an und wechselte mit ihnen einige Worte. Wer fertig war, machte andern Platz, ward draußen von Kätheli in Beschlag genommen und mit einem Kacheli Kaffee bewirthet. Da mußte nehmen, wer da war, er mochte sich wehren wie er wollte, Kätheli that es nicht anders. Nun, sie ließen sich zwingen, entfernten sich aber bald in aller Bescheidenheit. Bald waren die weisen Weiber alleine im Stübchen und fochten mit steigendem Eifer ihre gelehrten Disputationen fort, denn unter den Gelehrten aller Grade ist das eine Hauptregel, daß keiner mit Disputiren nachgebe. Da kam Kätheli, that einen herzhaften Anlauf und brachte sie glücklich aus dem Stübchen in die große Stube, wo sie aber, wie zwei Kämpfer die in's Wasser fallen sich fortbalgen, ihre Disputation heftig fortsetzten, bis endlich die magere die dicke fragte, sie werde schon Schlagflüsse gehabt haben allem an, daß sie die so wohl kenne. Das machte der dicken die Zunge trocken und die Bissen im Halse quellen, sie ward bald nicht mehr gesehen, die magere blieb fest

sitzen. Sie warf der abgehenden einige liebenswürdige Bemerkungen nach. Es nehme sie wunder, was so eine vom Doktern wissen sollte, so ein Mehlsack, was wollte der wissen, was Krankseín sei. Man solle die darüber reden lassen, die von Jugend auf keine gesunde Stunde gehabt, die wüßten, was Krankheit heiße und wie man doktern müsse, daß es gut komme. Aber was sie sagen wolle, sie habe vorhin dem Vater ein Gebet lesen wollen, aber sie habe drinnen auf dem Tisch kein Betbuch, nicht einmal ein Testament gefunden, wie sonst üblich und bräuchlich, wo kranke Leute seien. Wenn man ihr ein Buch geben wolle, es sei ihr gleich, was für eins, das Lesen gehe ihr in allen Büchern gleich ring, wenn die G'schrift nit z'rein sei, so könne sie ihm jetzt noch ein Gebet lesen oder zwei. Kätheli sagte, sie solle nicht Mühe haben. Es sei drüben ein Buch gewesen, wahrscheinlich habe es ihr Mann weggenommen. Er werde gedacht haben, es sei dem Großvater heute schon viel gebetet worden und das Stillha werde ihm auch gut sein. He nun, sagte die magere, das könne jeder machen, wie es ihm beliebe. Das sei so der Weltlauf, die einen hielten viel auf einer Sache und die andern d's Kunträri.

Auf diese tiefsinnige Bemerkung sagte Kätheli nichts. Bäbeli sagte nachher: „Aber Mutter, das ist eine unverschämte Frau, warum antwortetest du der nicht, als die dir mit dem Holzschlägel zu verstehen gab, du hieltest nichts auf dem Beten?"

„Meitschi," antwortete die Mutter, „das mußt du auch noch lernen, schweigen hat seine Zeit und reden hat seine Zeit. Hättest mögen, daß ich mit einer Antwort in's Disputiren gekommen und sie noch, es weiß kein Mensch wie lange, da geblieben wäre?"

„Das nicht, aber die verbrüllet dich jetzt allenthalben, du habest nichts auf dem Beten oder es dem Großvater nicht einmal gönnen mögen, daß sie ihm ein Gebet gelesen", sagte Bäbeli.

„In Gottes Namen!" antwortete Kätheli.

Bäbeli hatte recht. Das hätte sie doch von den Leuten nicht gedacht, redete die magere für sich selbst. Die hielte man für geistliche Leute, und nicht einmal ein Betbuch beim Kranken, nicht begehren, daß man ihm bete, noch davor sein, wenn jemand Erbarmen habe und ihm beten wolle! Verstellen sei kommod, aber es gebe immer eine Zeit, wo man darüber komme, was die Leute eigentlich seien. Aber so gehe es oft in der Welt, daß man Leute bis zum Himmel erhebe, die an ganz andere Orte gehörten. Es werde auch nicht umsonst heißen, die Gerechten müßten viel leiden, aber selig seien sie, weil sie um seinetwillen verfolget würden. Sie wolle sich dessen trösten, das werde, so Gott wolle, heutzutage wohl noch gelten. So dachte die magere, und da sie nicht die Person war, welche meinte, sie müsse ihre

Gedanken unter den Scheffel stellen, sondern große Liebhaberin von der Oeffentlichkeit, so redete sie auch also, als sie unter die Leute kam. Indessen zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, die Leute hielten ihr nicht viel darauf. Sie merkte etwas davon, tröstete sich aber eben, so gehe es den Gerechten, dafür würden sie dann aber auch selig.

Der Thürlibauer war fortgegangen, ohne mit Kätheli weiter gesprochen zu haben, das dauerte Kätheli, es wußte wohl, daß es der zweite Vater war. Vor allem hätte es gerne mit ihm geredet, was er vom Vater halte und was sie vorkehren sollten. Das Geschwätz von den Krankheiten und den Heilmitteln, die unfehlbar helfen sollten, war doch nicht ganz ohne Eindruck an ihm vorübergegangen.

Der Großvater schlummerte, die Kinder kamen heim aus der Kinderlehre. Das älteste berichtete, der Pfarrer habe es gerufen und nach dem Großvater gefragt; er lasse ihn grüßen und ihm gute Besserung wünschen, habe er darauf gesagt.

„Hat er nichts weiter gesagt?" frug Kätheli. Auf die verneinende Antwort sagte Kätheli zu Gläis, der auch wieder zu Tage gekommen: „Es ist mir ein Stein ab dem Herzen. Du weißt, der Pfarrer ist mir lieb und dem Großvater auch, aber heute ist mir doch lieber, er komme nicht. Es ist mir, wenn der Vater nur recht ruhen und sich stille halten könnte. Er sprach heute schon so viel, daß es mir recht Kummer machte. Kommt Kinder, wir wollen unsern Kaffee nehmen und machen, daß es dann wieder so recht stille wird, daß der Großvater schlummern kann, ich halte dafür, das werde das Beste sein.

Da rief der Großvater. „Kätheli," sagte er, „da nimm die Sachen und esset sie, du weißt, ich mag solches nicht." Es hatten nämlich einige ihren Kram bis in's Stübli gebracht und ihn dem Großvater auf die Decke gelegt, damit er ihn doch ja bekomme und er ihm nicht vorenthalten werde. Dieses Mißtrauen ist ein allgemeines und hat allweg seinen guten Grund.

„Will es nehmen, Vater, obschon wir es nicht brauchen, denn wir haben draußen für manchen Tag genug. Was soll ich Euch bringen, lieber Vater?"

„Es Schlückli Kaffee, Kätheli; bin eine alte Frau geworden. Sag Gläis, er solle nicht fort, wenn er gegessen, solle er hereinkommen."

„Er kann gerade jetzt kommen und nachher essen."

„Nein, nein! Mach wie ich es sage. Esset erst."

Man kann denken, daß Gläis nicht so lange aß wie der alte Chorrichter in der Stampfe, der achtzehn Stunden hinter einander essen konnte, ohne einmal z'grechtem aufzuhören.

„Ich habe einen großen G'lust, sagte der Großvater, aber ich mache euch Mühe, und das thue ich ungern, aber heute ist Sonntag und ihr thut mir

den Gefallen schon. Es dünkt mich, ich möchte an die Sonne, sie scheint so schön und warm und hier habe ich nur die Morgensonne. Wenn man mir ein wenig hilft mit dem Anziehen, so wird es schon gehen. Es ist mir jetzt wieder wohl und leicht und es dünkt mich, wenn ich draußen an der Sonne wäre, würde mir noch besser.

Die Nachricht erfreute alle, alle regten emsig sich. „Der Großvater wott uf! Dr Großvater wott uf!" riefen die Kleinen aus um's ganze Haus, als ob es auch Hühner und Tauben wissen und sich freuen müßten.

Die Kinder suchten einen schönen Platz aus, wo man die Sonne sehen konnte, bis sie untergieng. Dorthin schleppten sie einen alten Sorgenstuhl, den einmal der Großvater an einer Steigerung der Effekten eines verstorbenen Pfarrers gekauft

hatte. Die Kinder waren mit ihren Vorrichtungen eher fertig, als drinnen die Eltern mit dem Großvater. An Kammerdienerdienst war er nicht gewohnt. Wer es nicht gewohnt ist, dem geht es fast so schwer sich bedienen zu lassen, als es dem wird, den Dienst zu entbehren, der daran gewöhnt ist. Auf beide gestützt, gieng's doch langsam bis an das Ziel seiner Reise. Betrübt merkten erst jetzt Gläis und Kätheli, wie groß seine Schwäche war, und erschrocken sahen die Kinder dem Großvater zu, der vor kurzem noch so fest einhergeschritten war und jetzt so mühsam den kurzen Weg verbrachte. In seinem Sessel hatte man es ihm so bequem gemacht als möglich, so daß er sich bald von seinem schweren Gang erholte und unbelästigt den äußern Eindrücken sich hingeben konnte.

Es war ein schöner warmer Abend, klar der Himmel, verklärt die Erde im Sonnenlicht. Es war da keine Aussicht, wie es die Leute nennen, man sah die Erde in ihrem grünen Pflanzenschmucke, sah im Hintergrunde den blauen Berg,

gegen den die Sonne sich zu neigen begann. Das höher stehende Haus umkränzte ein Baumgarten mit prachtvollen Bäumen besetzt, im dunkeln Laube rötheten sich die Aepfel, unter der Last der Früchte beugten sich die Birnbäume. Zu seinen Füßen lag der schönste Kranz, seine blühende Enkelschaar. Gläis saß neben ihm auf einen Holzblock, Kätheli, mit Abräumen beschäftigt, gieng einstweilen zu und ab.

Lange hatte der Großvater die Landschaft betrachtet, an der Sonne in stiller Freude sich gelabet, endlich sagte er: „Es ist doch schön auf der Welt, ja wahrlich, weislich hat der Herr die Welt erschaffen, die Erde ist voll seiner Güte, groß sind seine Werke und wunderbar. Sieh Gläis, wie schön alles steht, selten habe ich um diese Jahreszeit alles so grün und üppig gesehen. Es ist gottlob ein gutes Jahr, es kömmt Reichen und Armen wohl und b'sunderbar, wenn sie beidseits daran sinneten, von wem sie es haben. Aber da fehlt's leider! O! wenn die Menschen einander verstünden und Liebe hätten zu einander, so wüßte der unmündige, was gut wär und jeder dem andern schuldig ist und man hätte den Irrgarten von Gesetzen nicht nöthig, worin man je länger je weniger weiß, wo man ist und wo der Ausweg ist, und alles je länger je mehr verliret und verhürschet wird. O warum sind die Menschen so hochmüthig geworden, meinen, sie seien zu Gesetzgebern berufen, und machen Gesetze, die man nie brauchen kann, und die, wo man braucht, muß man den andern Tag flicken und nach drei Tagen sieht sie niemand mehr an. Thäten die Schuhmacher nicht bessere Schuhe machen, man vermöchte nicht mehr Schuhe zu tragen, längst liefe alles barfuß. Darum ist's so, weil man den Gesetzgeber da oben verachtet und seine Gesetze, und doch kann er's alleine und nur seine Gesetze sind klar und fest und halten die Zeit aus, bis sie vergeht und es Ewigkeit wird. O wie schön wäre die Welt, wenn die Sünde nicht wäre, die bringt das Elend. Wo die Sünde mindert, mindert das Elend und das Licht geht auf von der Seligkeit da, wo keine Sünde ist. Da, Gläis, ist das Glück, nirgends sonst ist es. Sorg dafür, daß die Kinder arm an Sünde werden, dann hast du ihnen gut g'huset, hast für ein schön Erbtheil g'sorget, sie werden es dir danken in der Ewigkeit."

„O Vater, das haben wir Euch zu danken und werden einst den Dank vor Gott bezeugen," seufzte Gläis. „Aber wie soll ich es machen?"

„Gläis, du hast eine Frau, die hilft dir. Gläis, du hast eine gesegnete Frau, sie hat Gaben, kostbarere als Gold und Edelstein. Meine verlor ich früh, mußte alles alleine machen."

Während den letzten Worten war Kätheli herangekommen, war, um nicht zu stören, weil der Großvater sprach, hinter Gläis getreten, hatte ihre Hand auf dessen Schulter gelegt.

„O Vater," sprach Gläis, „ja gottlob habe ich eine gute Frau, ich weiß es und wußte es immer, und sie hat mich lieb, und was wir machen können, das wollen wir machen, so gut als möglich, nicht wahr, Frau?"

Und die Frau schlang den Arm um ihn und sagte: „Ja, Vater! Mein Gläis und ich wollen thun, was wir vermögen in unserer Schwachheit, aber das Beste das müßt doch immer Ihr thun, auch wenn Ihr einst gestorben seid. Der Großvater hat gesagt, was würde der Großvater sagen, wie würd es ihm vorkommen, wenn er das erlebte, das werden die besten Sprüche sein im Hause, so lange wir leben, und sie werden unsere Kraft sein über die Kinder. Aber Großvater," sagte Kätheli und legte den Arm um seine Schultern und seinen Mund an die grauen Haare, „nit sterben, bei uns bleiben, es ist ja so schön auf der Welt, wenn die Sonne scheint! Mit Euch geht uns die Sonne unter und trüb würde es uns auf der Welt. Nit sterben, Großvater," und die Stimme erlosch ihm.

Den Kindern, welche die Eltern weinen sahen, wurde angst, sie drängten sich um den Großvater, frugen: „Wott Großvater sterben? Großvater stirbt noch nicht, die Welt sei ja so schön, hat er gesagt," sagte ein Kleiner. Gerührt lächelte der Greis dem Kinde zu, streckte ihm die Hand dar und zog es an die Knie. „Ja, Kind," sagte er, „die Welt ist schön, aber im Himmel ist es noch schöner. Sag mir, was gefällt dir auf der Welt am besten von allem, was du jetzt siehst."

Mit hellem Auge sah der Kleine nur einen Augenblick um sich und rief: „Sieh, Großvater, dort unten in der Hofstatt den schönen Birnbaum mit den Gelbbirlene und neben dran den kleinern, der hat Geißhirtli, die fallen schon, die Mutter sagt, es gehe nicht manche Woche, so könnten wir die essen, und dort den schönen Baum mit den rothen Aepfeln, das sind Strhfech, und dort dann den magern Baum, das sind Frühorenech. O Großvater, die sind b'sunderbar gut, ganz hungsüß, o Großvater, ich mag fast nicht warten, bis sie reif sind."

„Was hast lieber, d'Bäum oder d'Biren und d'Oepfel?"

„Großvater, d'Bire und d'Oepfel, was wett i mit de Bäume mache, die kann man nicht brauchen, Großvater, die si ja süst nüt, wenn nit Bire u Oepfel dra si."

„He nun, liebe Kinder, habt ihr gehört, was Seppli gesagt hat, d'Bäum si nüt, d'Oepfel und d'Bire si d'Hauptsach. Es ist so. Aber denket, Kinder, die Welt ist dem lieben Gott sein Garten und die Menschen sind seine Bäume, die pflanzet er und läßt sie wachsen und nit bloß, daß sie dastehen und nüt abtragen, wie Seppli sagt. Der liebe Gott läßt die Menschen wachsen, daß sie ihm auch Früchte bringen, und wenn der Herbst kömmt, so kommt auch er und sieht, was an den Bäumen ist, ob sie was abtragen oder nicht. Nit Oepfel und Bire sucht er, die braucht der liebe Gott nicht. Er sieht, ob die Menschen gut sind, thun, was ihm wohlgefällt,

„Ja Kind, sagte er, die Welt ist schön, aber im Himmel ist es noch schöner." (S. 284.)

fleißig, treu sind, den Eltern folgen, Friede haben, einer dem andern zu Gefallen thut, was er kann; das sucht der liebe Gott an seinen Bäumen. Und wo er dann ein gut Bäumli findt, das fleißig trägt und guti Frucht, das nimmt er, wenn es Zeit ist, aus seiner Baumschule und pflanzet es hinauf in seinen himmlischen Garten, der viel schöner ist als der hier und wo der liebe Gott alle Tage darin ist und zu ihm sieht und seine Bäume lieb hat wie seine Kinder. So, lieber Seppli und ihr alle, seid Gottes Bäumchen und wachset in seinem Garten und jeder von euch soll seine Früchte tragen. Vater und Mutter werden euch sagen, was für welche und was sich für jeden am besten schickt, ihm am wöhlsten ansteht. Vater und Mutter wissen das, der liebe Gott sagt es ihnen alle Tage, wenn sie zu ihm beten. Dann sagen sie es euch, und wenn ihr ihnen schön glaubt und thut, was sie sagen, so sieht es der liebe Gott, wenn er seine lieben Bäumchen ansieht, hat Freude daran, denn das sind die Früchte, die er liebt, und wenn er es Zeit findet, so nimmt er euch dann hinauf und pflanzet euch in seinen himmlischen Garten."

„Aber no nit grad, Großvater!" rief Seppli.

Da lächelte der Großvater und sagte: „Weiß nit, lieb's Bubli, aber ich denke nicht. Er alleine weiß es, wenn die rechte Zeit zum Versetzen ist. Er nimmt sie früh manchmal, aber er thut ihnen nicht weh, sie wissen es kaum, wenn er sie nimmt in seinen himmlischen Garten, und wenn sie droben erwachen, dann sind Engeli um sie und es ist eine Freude, die nicht aufhört. Manchmal läßt er sie alt, alt werden, ehe er sie nimmt, und sie müssen ihm viele, viele Früchte tragen, ehe er mit ihnen zufrieden ist und sie in seinen Garten pflanzet."

„Aber Großvater, bist du denn auch ein Baum in Gottes Baumgarten, du kannst ja Vater und Mutter nicht mehr folgen?"

„Allweg", sagte der Großvater, „ich denke es. Wenn der liebe Gott die Menschen alt werden läßt, daß ihre Eltern sterben, so sollen sie dann, was sie von den Eltern gelernt, die Kinder b'richten und dem lieben Gott sie zuführen und die Kindskinder und sie lehren, was dem lieben Gott wohlgefällt und was ihn traurig macht, und sollen von allem das Beispiel geben und zeigen, wie man es macht, wenn man Gott Früchte tragen will."

„Großvater, da wirst du dem lieben Gott ein lieber Baum sein, du bist ja über und über voll Frucht, wie du sagst," rief Seppli. Das rührte den Großvater, er küßte den Knaben und zwei große Tropfen rollten ihm die Backen ab.

Der Großvater hatte langsam gesprochen, unterdessen war die Sonne vorwärts geschritten, nahte sich dem blauen Rande, wo sie verschwinden sollte für eine kleine Weile. Der Großvater schwieg, man sah, er ruhte, selbst die Kinder störten ihn nicht. Er sah der Sonne zu, die näher und näher sank der Schwelle ihres nächt-

lichen Hauses; die andern folgten den Augen des Großvaters. Es schien ihnen, als werde die Sonne größer, je näher sie dem Untergang kam, glühender, ihr Licht strahlender. Sie berührte den blauen Rand, in wunderbarem Duft schwamm die Erde, es war als ob sie bräutlich sich röthe. Der Großvater streckte seine Hand aus nach Kätheli und Gläis, sie legten ihr Hände in die seine. „Es ist doch schön auf der Welt," sagte er, — „wo Liebe ist," setzte er nach einer Pause bei.

Die Sonne sank. Es geht rasch, hat sie einmal den Fuß auf der Schwelle; nur ein kleiner Funke glühte noch über'm Rande, bald verglühte auch der. Der Großvater hatte sein Haupt ein wenig gesenkt; als die Sonne sank, hob er es wieder, sah auf zu Gläis und Kätheli, dann wieder hin zur Sonne, als ob er ihren Augen den Weg dorthin zeigen wolle. Dann senkte er sein Haupt wie vorhin zum Ruhen.

Plötzlich rief Kätheli aus: „Mein Gott, mein Gott!" Der Großvater hatte Käthelis Hand noch in seiner Hand und diese zitterte und zuckte plötzlich, und als Kätheli hinstürzte, war auch sein Licht erloschen, sein Leben war verglommen. Und wie, als die Sonne schwand, plötzlich in dunklern Schatten die Erde stand, so warf des Großvaters Scheiden plötzlich über ihr Leben einen schwarzen Schatten und groß war die Betrübniß bei allen, bei groß und klein. Die Kleinen weinten sehr, daß der liebe Gott ihn so plötzlich genommen. Als sie davon gesprochen, wie Großvater ein Baum sei für Gottes Garten, so hätten sie Gott an den Großvater gemahnt. Wenn er ihn vergessen gehabt, so hätte er ihn auch noch länger können leben lassen.

Gar viele wurden betrübt, als sie diesen Tod vernahmen, es war auch ihnen, als erlösche ihnen ein Licht und im Schatten stehe ihr Leben. Aber die Sonne stehet wieder auf, und wo die Sonne scheinet, schwindet der Schatten. Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum Bewußtsein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt und sein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen steht. Der Sonntag, dessen Abend so trüb im Schatten stand, der gieng in strahlendem Glanze wieder über der Familie auf, und kein Tag, wo sie in Liebe beisammen war, und namentlich nicht der Sonntag, gieng vorüber, ohne daß sie sein gedachten in Andacht und freudiger Rührung, und noch bis auf den heutigen Tag heißt des Großvaters Todestag der Sonntag des Großvaters.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

LRBMy'28

LIBRARY OF CONGRESS
0 029 561 883 8